<366123260700 10

Bayer. Staatsbibliothek

Sammlung

einiger

Abhandlungen

Aus der

Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste

von

Christian Garve.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.
1779.

L. eles. g. 166

Amadeus Primbs, Ciſterzienſer aus dem Stifte Alderſpach, d. G. u. W. D. offentl. ordentl. Lehrer der Philoſophie zu Ingolſtadt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Ich habe diese Abhandlungen zusammendrucken lassen, weil einige meiner Freunde dieselben zu besitzen wünschten, ohne sich das große Werk anschaffen zu dürfen, in welchem sie zerstreut sind. Da dieselben für eine periodische Schrift verfertiget worden, an welcher mehrere Theil hatten: so wird sich der Leser an das Wir nicht stoßen, mit welchem der Verfasser von sich selbst redet, und welches Schriften dieser Art eigen zu seyn pflegt.

Ich habe diese Aufsätze beynahe ganz unverändert gelassen, nicht weil ich sie für vollkommen halte, sondern weil ich jezt außer Stande bin, große Verbesserungen zu machen, und kleine für den Nutzen, den

sie stiften, zu mühsam finde. Ueberdieß macht oft die Veränderung, die in dem Gemüth oder den Umständen eines Schriftstellers vorgegangen ist, daß er Stellen seiner ehemaligen Schriften zu verbessern glaubt, wenn er sie blos seiner jetzigen Lage und Denkungsart gemäßer macht. Endlich ist es entweder an sich, oder nur mir insbesondre schwer, den Faden alter Gedanken so vollständig wiederzufinden, daß er anders geleitet werden kann, ohne zerrissen zu werden. Ich finde es weit leichter, eine Materie von neuem durchzudenken, als einzelne Stücke derselben nach einem alten Plane zu bearbeiten.

Unter allen scheint mir jezt die Abhandlung vom Interessirenden am meisten einer Verbesserung zu bedürfen. Sie ist zu weitschweifig, zuweilen mit einer unnützen Metaphysik überladen; und oft mit Betrachtungen ausgeziert, die nicht nothwendig zum Hauptstoffe gehören.

Folgender Plan scheint mir jezt der einfachste, kürzeste und richtigste zu seyn.

Interesse im eigentlichen Verstande, ist die Theilnehmung an dem Gewinnste oder Verluste eines

andern. Interesse im figürlichen Verstande, ist die Theilnehmung der Seele an den Handlungen oder Eindrücken eines andern. So vielerley Arten der Beschäftigungen der Seele es giebt, wann Gegenstände auf uns selbst wirken: eben so viele Arten der Theilnehmung oder des Interesses giebt es auch, wann diese Gegenstände auf andre wirken. So wie die Vorstellungen unsers Verstandes, unsre Gemüthsbewegungen und unsre Schicksale uns unmittelbar einnehmen: so können die Gedanken, die Empfindungen, die Begebenheiten eines andern uns durch die Theilnehmung beschäftigen, das heißt, uns interessiren. Wir nehmen aber an den Gedanken eines andern alsdann am ersten Theil, wenn sie so klar, so einleuchtend, und von so begreiflichem Nutzen sind, es sey zum menschlichen Leben oder zur Auflösung von Schwierigkeiten, daß wir sie leicht zu unsern eignen Gedanken machen können, und Lust haben, uns darauf einzulassen. Wir nehmen an den Gemüthsbewegungen eines andern Theil, wenn wir die Wahrheit und die Billigkeit derselben, in ihren Ausbrüchen oder in ihrer Schil-

derung erkennen. Wir nehmen an den erzählten Begebenheiten andrer Theil, wenn diese wahrscheinlich, anschauend, deutlich und erheblich sind; jenes, um uns leicht in die Stelle der handelnden Personen versetzen zu können; dieses, um in dieser Stelle einen merklichen Einfluß der Begebenheiten auf uns gewahr zu werden.

In einigen Werken des Genies sind alle diese Arten von Interesse vereiniget, als, zum Beyspiele, im Drama; fast in allen sind einige derselben vermischt. Ueberhaupt aber gehört zu dieser Theilnehmung eben so wohl eine Empfänglichkeit von Seiten des Zuhörers, als ein Grad von Wirksamkeit von Seiten des Redners oder Dichters. Diejenigen Gegenstände interessiren allgemein, die, um an sich und nach ihrer Brauchbarkeit verstanden zu werden, keine andern Fähigkeiten und Kenntnisse erfodern, als die allen wohlerzogenen Menschen gemein sind. Diejenigen interessiren nur eine gewisse Klasse, die Erfahrungen oder Neigungen einer besondern Art voraussetzen.

Man kann sagen, das Interesse der Gedanken oder der Empfindungen sey die Grundlage, worauf sich das Interesse der Begebenheiten stüzt, weil diese nur insofern wichtig werden, als sie die Ursachen von einem von beiden sind.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Versuch
über die
Prüfung der Fähigkeiten.

Aus dem achten Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste.

Wenn das Hauptwerk der Erziehung darinnen besteht, den Fähigkeiten der Seele Beschäftigung und den Neigungen ihre gehörigen Gegenstände zu geben: so wird ihr erstes Geschäft seyn müssen, diese Fähigkeiten zu kennen. Aber wie schwer und wie mißlich ist diese Untersuchung! Wodurch will man die Fähigkeiten des Geistes kennen lernen, wenn man ihn nicht handeln sieht? Und doch, was kann es in

diesem Alter für Verrichtungen geben, bey denen diese Fähigkeiten merklich würden? Es geht mit der Bildung der Geister, wie mit der Entstehung der Körper. Wir werden diese leztern nicht eher gewahr, als bis sie schon eine merkliche Größe erreicht haben, und schon lange über die Epoque hinaus sind, wo sich ihre Bestandtheile zusammenfügten, und durch ihre Lage und ihre Gestalt die Beschaffenheit und Erscheinungen des künftigen Dinges bestimmten. Eben so erkennen wir die Vollkommenheiten eines Geistes erst alsdann, wann sie an wichtigen Gegenständen geübt werden; aber dann ist es gemeiniglich schon zu spät, die Wahl ist geschehen, und nur der glückliche oder unglückliche Erfolg läßt uns auf die Anlage der Seele schließen, die diesen Gegenständen angemessen war. In der That, wie viel Kenntniß der Seele und was für eine feine Beobachtung gehört dazu, wenn man in kleinen Wirkungen eben die Kraft, die große hervorbringen könnte, in nichtswürdigen Beschäfftigungen das Genie, und selbst in Ausschweifungen und Fehlern die Vor-

züge des Geistes erkennen soll? Wenn nicht hier der Zufall oft mehr thäte, als die Klugheit und die Wahl, oder wenn nicht die Natur, mit vorzüglichen Fähigkeiten für gewisse Sachen, auch eine vorzügliche Neigung dazu verbunden hätte, so würden die meisten Talente erstickt oder schlecht angewendet werden.

Also, wenn das der einzige Endzweck dieser Untersuchung wäre, dem Menschen seine Bestimmung und seine Geschäfte anzuweisen, so könnte man sie getrost aufgeben. Der Richterstuhl, der über die Fähigkeiten junger Bürger in einem Staate den Ausspruch thun, und jedem seine Lebensart nach diesem Ausspruche zuerkennen sollte, ist einer von den schönen Vorschlägen, die zu weiter nichts dienen, als ihre Erfinder zu belustigen. Die Natur will nicht haben, daß sich unsre Weisheit in alle ihre Werke mischen soll; und am Ende macht sie es doch vielleicht eben so gut, als wir es mit unsrer ganzen Klugheit würden gemacht haben.

Aber um den erwachsenen Mann mit seinen eignen Kräften bekannt zu machen, ihm, wenn der Zufall ihn gerade an die rechte Stelle gestoßen hat, mehr Zufriedenheit zu geben, oder wenn er an die unrechte gekommen ist, ihm wenigstens einen Zeitvertreib zu zeigen, der sich besser für ihn schickt, als seine Geschäfte; endlich wenigstens von den Erscheinungen in dieser Sphäre Grund anzugeben, und die seltsame Vereinigung zu erklären, die man so oft in demselben Menschen zwischen großem Verstande und großer Einfalt, zwischen ausnehmenden Talenten und einer ungewöhnlichen Unfähigkeit, zwischen großen Kräften und einer völligen Ohnmacht gewahr wird, dazu ist diese Untersuchung nützlich. Kann wohl die Philosophie, wenn sie nun einmal nicht zugelassen wird, die Dinge in der Welt zu bessern, etwas anders thun, als das, was geschieht, zu beschreiben? und wenn sie nicht an der Spitze des Heeres gehen kann, als Befehlshaber, um die Begebenheiten zu lenken, so muß sie wenigstens hinter her ge-

hen, als Geschichtschreiber, um sie aufzuzeichnen.

Alle Untersuchungen, die man zu dem Ende anstellen müßte, theilen sich in zwo Klassen. Entweder sammlet man die Kennzeichen, aus denen man auf gewisse Fähigkeiten der Seele schließen kann Dieser Theil ist lang und beruhet auf einer Reihe von Beobachtungen, zu denen jeder einzelne Mensch nur einen Beytrag thun kann. Oder man bestimmt für jede Fähigkeit die Art von Geschäften, die sie am besten auszurichten im Stande ist. Dieser Theil würde leicht seyn, wenn es möglich wäre, jede Art von Geschäften durchaus zu kennen, ohne selbst die Fähigkeit zu besitzen, sie auszuführen.

Um zu wissen, wie sich gewisse Fähigkeiten der Seele äußern, muß man diese Fähigkeiten erst unterscheiden.

I. Die erste Fähigkeit, der Grund aller übrigen, und die, welche die Stärke und Beschaffenheit der andern bestimmt, ist das Vermögen zu empfinden.

— So ist der Gang der Natur: Zuerst empfängt

die Seele eine Menge Eindrücke, das Gedächtniß erhält sie, die Einbildungskraft sezt sie zusammen, der Verstand sammlet das Aehnliche in denselben, und verwandelt die Eindrücke in Ideen, die Vernunft endlich bringt diese Ideen in Verbindung und erbaut sich daraus das System ihrer Grundsätze und ihrer Regeln. Die Empfindungen sind also der Stoff, welchen die übrigen Fähigkeiten bearbeiten. Ist dieser fest und dauerhaft, so ist weiter nichts als ein geschickter Künstler dazu nöthig, um vortrefliche Werke daraus zu machen; ist er schwach und untauglich, so wird selbst eine Meisterhand und die weiseste Anwendung nur etwas Mittelmäßiges hervorbringen.

Von der Empfindung sollte also der Anfang dieser Untersuchung, so wie der Erziehung überhaupt, gemacht werden. Sind die Eindrücke, die die Seele des Kindes von sich selbst und von den Sachen außer sich empfängt, richtig, mit den Gegenständen übereinstimmend, tief und dauerhaft; sind ihre Empfindungen wahr und

stark? das ist die Frage, die man zuerst entschei-
den muß. Ich setze mich in die Stelle des Va-
ters und Lehrers, und folge dem Kinde in allen
seinen Bewegungen.

1. Das erste, worauf ich Acht haben werde,
ist, ob das Kind die Sachen, die es einmal em-
pfunden hat, geschwind und leicht wieder er-
kennt. Diese Beobachtung werde ich selbst zu
der Zeit anstellen, wo das Kind für diese Empfin-
dungen noch keine Worte hat. Der Schluß
selbst ist klar. Um eine Sache wiederzuerken-
nen, ist nöthig, den alten und den gegenwärti-
gen Eindruck zu vergleichen. Je geschwinder
diese Vergleichung geschieht, desto merklicher müs-
sen die Spuren seyn, die die Sache in der Seele
zurückgelassen hat. Man sieht zugleich, warum
dieses Merkmal bey Kindern richtig ist, und bey
Erwachsenen trügt. Die Seele der ersten be-
schäftigt sich ganz allein mit Empfindungen; ihre
Aufmerksamkeit ist niemals zwischen den sinnli-
chen Gegenständen und allgemeinen Ideen ge-
theilt; und das Maaß der Stärke also, mit wel-

chem sie empfindet, ist zugleich das Maaß ihrer Kraft überhaupt. Bey den andern hängt die Leichtigkeit, die alten Gegenstände wiederzuerkennen, nicht blos von dem Nachdrucke, mit dem man sie zuerst empfunden hat, sondern auch von dem Grade der Aufmerksamkeit ab, den man izt auf sie wendet; und für die Empfindung bleibt nur so viel von der Kraft der Seele, als zum Denken nicht nöthig ist.

2. Ein ander noch allgemeineres und sicherers Merkmal ist es, wenn das Kind eine große Aufmerksamkeit auf den jedesmaligen Gegenstand seiner Empfindung hat, und sich durch die übrigen Sachen, die itzund nicht eigentlich zu seiner Betrachtung gehören, wenig oder gar nicht zerstreuen läßt. Jedermann wird sich erinnern, diesen Unterschied an Kindern bemerkt zu haben. Einige werden von dem Anblicke keiner einzigen Sache so stark gerührt, daß sie eine Zeitlang bey derselben verweilen, sie sehen alles an, ohne irgend etwas zu bemerken; unter der Menge von Dingen, die um sie sind, irret der Sinn und die

Seele beständig von einem Gegenstande zum andern, ohne bey einem einzigen stille zu stehen; oder vielmehr, sie verhalten sich gegen alle nur leidend, nehmen alle Eindrücke an, wie sie ihnen von ungefähr in die Sinne fallen, ohne einem einzigen freywillig den Vorzug zu geben.

Andre sind immer nur mit einem Gegenstande auf einmal beschäftigt. Ihre Augen oder Ohren haben immer etwas Festes und Bestimmtes, worauf sie sich richten. Unter einem noch so großen Haufen von Sachen oder Personen unterscheiden sie augenblicklich das Bekannte vom Fremden, gehen unachtsam bey dem einen vorbey, und sehen dafür das andre so lange starr und unverwandt an, bis sie ungefähr damit eben so bekannt worden sind, wie mit den übrigen.

Wenn man das Uebrige gleich sezt, so kann man mit Recht vermuthen, daß die Bilder in der Seele des leztern besser und richtiger sind, als in der ersten.

Diese Gabe, viele Dinge nicht zu sehen und nicht zu hören, um von einer recht gerührt zu werden, die Aufmerksamkeit mit einem Worte, ist sowohl die Ursache als der Beweis starker Empfindungen. Die Ursache, weil, wo mehr Kraft angewendet wird, die Wirkung größer seyn muß; der Beweis, weil die Seele von jeder Sache um so viel mehr an sich gezogen wird, je größer die Thätigkeit ist, in die sie die Seele sezt. Ist die Seele nur zu leichten und gleichsam nur berührenden Eindrücken fähig; so werden sie niemals über die Zerstreuungen die Oberhand behalten; die Kraft der Seele wird unter alles gleich ausgetheilt, und durch diese Theilung verzehrt. Heftige Wirkungen hingegen werden die Aufmerksamkeit, auch ohne ihren Willen, auf die Gegenstände festhalten, die sie erregen.

3. Ein drittes, aber mehr zweydeutiges Kennzeichen ist schon immer bey dieser Untersuchung gebraucht worden; die Lebhaftigkeit meyne ich, und die Geschäftigkeit des Geistes. Die Wahrheit, die zum Grunde liegt, ist diese: Je

besser und lebhafter die Bilder sind, die die Seele durch die Empfindungen erhält, desto größer ist das Vergnügen über dieselben, und desto größer das Verlangen nach neuen.

Die Begierde also, mit welcher wir gewisse Seelen immer neue und neue Gegenstände ihrer Empfindung aufsuchen sehen, und die Behendigkeit, die diese Begierde allen ihren Handlungen giebt, könnte ein Beweis von der Güte ihrer Empfindungen seyn, wenn nur diese Munterkeit nicht oft einer gewissen Beharrlichkeit entgegen wäre, welche jedem Eindrucke Zeit genug läßt, sich in den Seelen festzusetzen, ehe ein neuer auf ihn folgt. Ein schneller Uebergang von einer Sache zur andern zeigt freylich eine wirksame Seele, aber er löscht zu leicht einen Eindruck durch den andern aus, und zerstört die Wirkung, indem er den Gegenstand zu oft abändert.

Man sieht also, wie leicht hier der Irrthum ist. Ein langsamer Fortgang von einem Gegenstande zum andern, der bey Kindern oft für Dummheit angesehen wird, kann eben die Ursache

ihres künftigen Verstandes seyn, weil er für ihn eine Reihe unterschiedner und sorgfältig gezeichneter Bilder sammlet. Und die Flüchtigkeit der andern, über die man sich als eine unfehlbare Verkündigung eines fähigen Geistes freuet, verwirrt und vermischt diese Bilder, und giebt der Reflexion, wenn sie endlich ihr Amt anfangen will, nichts als ein Chaos von halbverlöschten und verworrnen Zügen, aus denen sich nichts zusammensetzen läßt. Die Kunst besteht also darinnen, zu unterscheiden, ob die Seele aus Trägheit und Verdrossenheit so schwer die alten Gegenstände verläßt, oder ob es aus einer gewissen Art von dunkler Betrachtung herrührt, die sie darüber anstellt.

4. Die unmittelbarsten Wirkungen der Empfindungen sind die Begierden. Man kann also diese brauchen, um auf jene zurückzuschließen; und da sich die Begierden eher als die Fähigkeiten entwickeln, so ist dieß auch der erste Weg der Untersuchung, die Talente aus den Leidenschaften zu beurtheilen.

Sind diese rauschend und heftig, aber vorübergehend, so sind die Eindrücke in der Seele schnell, aber flüchtig. Sind sie ruhig, aber dauerhaft, so ist die Empfindung langsam, aber tief. Ist zwischen den Begierden und ihren Gegenständen ein gewisses Verhältniß, gesezt auch, daß sie zuweilen darüber hinausgehen sollten, so kann man in den Begriffen Ordnung und Richtigkeit vermuthen. Ausschweifende oder ganz verkehrte Leidenschaften, ohne alles wenigstens scheinbare Verhältniß mit dem Guten, auf welches sie gerichtet sind, zeigen Zerrüttung und Undeutlichkeit in den Bildern an, die die Dinge von sich in der Seele abgedrückt hatten. Ein Mangel aller Leidenschaften ist das untrüglichste Kennzeichen der Dummheit.

5. Aber die genaueste und schärfste Prüfung läßt sich durch die Beobachtung des Geschmacks anstellen. Für diejenige Klasse von Empfindungen ist das Vermögen der Seele am fähigsten, in der sie das Schöne vom Häßlichen am leichtesten und richtigsten unterscheidet. Nach der Einrich-

tung der Natur bringt, wenn die sinnlichen Werkzeuge richtig und die Seele nicht unfähig ist, das Schöne Vergnügen und das Häßliche Verdruß hervor. Aber nicht bey allen Gegenständen ist diese angenehme oder unangenehme Empfindung gleich stark. Das Auge eines Malers empfindet weit mehr Verdruß über eine unrichtige Gestalt, als sein Ohr über eine Disharmonie; hingegen sieht der Tonkünstler die abgeschmackteste Zeichnung ohne Ekel, und geräth bey falschen Tönen oder bey verfehltem Takte außer sich.

Man kann also diese Beobachtung auf zweyerley Art brauchen.

Einmal das Empfindungsvermögen überhaupt zu beurtheilen. Ein Mensch, dem alles gleichgültig ist, der das Schlechte und Gute mit gleicher Zufriedenheit aufnimmt, und auf den Harmonie, Ordnung und Schönheit keine Wirkung thun; dessen Eindrücke müssen an und vor sich schlecht, unrichtig und schläfrig seyn: denn wenn das Bild von der Sache selbst richtig gefaßt

ist, so ist diese begleitende Empfindung von Lust oder Unlust unausbleiblich.

Zum andern die Art von Gegenständen zu bestimmen, zu denen jede Seele die beste Anlage hat, nämlich für die, wo sie am leichtesten und genauesten das Gute nicht nur vom Schlechten, sondern auch vom Mittelmäßigen unterscheidet, wo ihre Unterscheidungen die feinsten, und ihr Vergnügen und ihre Unlust die lebhaftesten sind. Es würde diese Art von Prüfung weit vollkommner werden, wenn es möglich wäre, von jeder Art der sinnlichen Gegenstände dem Kinde die schönsten und vortreflichsten vorzustellen, um an ihnen seine Empfindung zu prüfen. Wenigstens wäre es doch billig, anstatt das Auge und das Ohr des Kindes von Jugend auf an Mißgestalten und Disharmonie zu gewöhnen, und es gegen den natürlichen Ekel davor abzuhärten, es lieber durch richtige Zeichnung und wohlklingende Töne schon zuvor einzunehmen, und ihm seine ersten Vergnügungen zu einem Muster zu machen, nach

denen es schlechtere beurtheilen und verwerfen lernte.

6. Das wären also solche Kennzeichen der Empfindung, die selbst Ursachen oder Wirkungen der Sache sind, die sie bezeichnen. Es giebt aber andre, die mehr Anzeichen als Merkmale sind, die ganz auf der Oberfläche liegen, die bey den einzelnen Menschen am leichtesten bemerkt werden, und sich doch, weil sie so mannichfaltig und so veränderlich sind, am schwersten in eine allgemeine Regel verwandeln lassen.

Das Wichtigste dieser äußern Merkmale ist der Bau der Werkzeuge. Ein lebhaftes, munteres und feuriges Auge ist daher immer mit Recht für das Zeichen eines fähigen Geistes gehalten worden, weil es die Quelle der vornehmsten und meisten Empfindungen, oder, wie Milton sagt, das große Thor der Weisheit ist.

Die Munterkeit und das äußere Betragen, die Beweglichkeit und Thätigkeit des Körpers ist ein ander solches Merkmal. So wie der Schlaf die Beraubung aller Empfindung ist, so ist die

Schläfrigkeit die Schwächung derselben. Eine Seele, die immer mit gewissen Gegenständen beschäftiget ist, setzet auch ihren Körper in Bewegung, und verhindert die Erschlaffung der Nerven, aus der die Trägheit entsteht. Wenn hingegen die Seele leer oder nur schlecht gerührt ist, so wirkt sie in ihren Körper eben so langsam und eben so schwach, als auf sie war gewirkt worden, und der Mensch versinkt in Langeweile und Müdigkeit.

7. Aber ein Merkmal, welches seltner beobachtet wird, ist die Unfähigkeit eines jungen empfindenden Kopfs zu Erlernung abstrakter Begriffe, oder der Wörter, die sie ausdrücken. Man hört so oft über die Ungelehrigkeit von Kindern klagen, die allenthalben, nur nicht in ihren Lehrstunden verständig scheinen. Ganz gewiß müssen alsdann entweder die Sachen nicht gut für sie gewählt seyn, die man sie lehrt, oder der Lehrer unterscheidet die Gabe, bloß andrer Gedanken zu behalten, nicht von der Fähigkeit selbst zu denken. In einem je höhern Grade es die leztere besizt,

desto weniger wird es von der ersten haben, besonders von den unfruchtbaren Gegenständen, mit denen man gemeiniglich den Unterricht anfängt. Eine Seele, die mit wirklichen Bildern von Dingen erfüllt ist, wird sich sehr ungern von denselben zu bloßen Worten wegwenden, die es nicht versteht; und je lebhaftere Eindrücke es bekömmt, mit desto größerm Widerwillen wird es sich die Gewalt anthun, Sachen zu behalten, die ohne alle Eindrücke sind.

Die Geschichte der Genies hat diese Anmerkung bestätigt, und oft das Urtheil ihrer ersten Schullehrer widerlegt.

Nur noch zwey Worte über diese ganze Materie.

Erstlich. Es ist nichts schwerer, als die Empfindungen anderer zu beurtheilen oder zu vergleichen. Unsre Sprache drückt das sinnliche Bild bloß durch den Namen des Gegenstandes aus. Jeder erinnert sich also bey dem Worte an seine eigne Idee, aber keiner erfährt die Idee des andern. Die Mittheilung der Gedanken besteht

nicht sowohl darinnen, in dem andern eben die Eindrücke hervorzubringen, die wir selbst haben, sondern nur die Eindrücke wieder zu erwecken, die durch eben die Gegenstände bey ihm hervorgebracht werden. Unsre sinnlichen Begriffe sind lauter Verhältnisse. Das Absolute in denselben könnte sich völlig ändern, und alle unsre Ausdrücke würden noch können dieselben bleiben, wenn nur die Aenderung durchgängig und auf eine gleichförmige Art geschähe. Um also zu wissen, wie empfindet ein anderer, müssen wir untersuchen, was fängt die Seele mit ihren Empfindungen an? und der Gebrauch, den jemand von den Bildern macht, die in seiner Seele gesammlet sind, zeigt am ersten, wie diese Bilder beschaffen sind. Man wird dieses nirgend so gewahr, wie bey den nachahmenden Künstlern. Würde man wohl aus der besten Beschreibung eines Malers schließen, daß er was anders und besser sieht, als wie andere? Sobald er durch Worte mittheilen soll, so schränkt sich seine Empfindung bloß auf das Allgemeine ein, was allen sehenden Menschen

in die Augen fällt, und wofür die Sprache nur allein gemacht ist. Aber sobald er den Pinsel in die Hand nimmt, da wird man gewahr, daß sein Auge tausend Sachen bemerkt hat, die uns unsichtbar waren, und daß in seiner Vorstellung die Natur mit allen ihren Gestalten sich auf eine ganz andre Art abmale, als in der unsrigen.

Zweytens: Obgleich die Werkzeuge nicht verdorben seyn müssen, wenn die Empfindung gut seyn soll, so ist es doch falsch, daß sich die Stärke der leztern nach der Schärfe der erstern richtet. Was wir ein scharfes Auge nennen, ist nur ein Auge, das entferntere oder kleinere Gegenstände doch noch deutlich sieht. Es sieht also ohne Zweifel mehr auf einmal: aber bey einer gewissen Größe und Nähe sieht das schwächere Auge eben so gut: es bedarf also mehr Zeit, sich dieselbe Anzahl von sinnlichen Begriffen zu verschaffen, aber es gelangt endlich doch dazu; und oft besser, weil sein Gesichtskreis immer eingeschränkter und seine Aufmerksamkeit also weniger getheilt ist.

Ueberdieß ist es nicht der bloße Eindruck der Sache, sondern es ist die Idee, die aus diesem Eindrucke herausgezogen wird, die den Stoff zu den folgenden Wirkungen der Seele giebt.

Also ist die Beurtheilung der Empfindungen etwas anders, als die bloße Beurtheilung des Sehens und Hörens; also kann diese Beurtheilung nicht unmittelbar durch die Beobachtung dessen, was das Kind oder der Mensch von seinen Empfindungen sagen kann, geschehen; also ist kein ander Mittel, zu irgend einer Kenntniß derselben zu kommen, als die Wirkungen und Folgen der Empfindungen kennen zu lernen.

II. Die zweyte Handlung der Seele, die auf die Empfindungen zunächst folgt, ist die Wiederhervorbringung derselben, entweder in eben der Form und Ordnung, in der wir sie gehabt haben, das ist das Gedächtniß; oder getrennt und zusammengesezt, die Einbildungskraft. Beides ist in gewisser Maaße eine unmittelbare Folge der

Empfindung und eine nothwendige Vorbereitung zum Denken.

Keine Fähigkeit scheint leichter zu erkennen zu seyn, als das Gedächtniß, weil man glaubt nur Achtung geben zu dürfen, wie viel man behalten kann. Im Grunde aber ist die Untersuchung eben so schwer, und der Irrthum häufig, weil man gemeiniglich von dem Mangel einer gewissen Gattung von Gedächtnisse auf den Mangel des Gedächtnisses überhaupt schließt.

Es giebt ein gewisses blos behaltendes, und ein andres, so zu sagen räsonnirendes Gedächtniß. Man könnte das erste das Gedächtniß im engern Verstande, und das andre die Gabe der Erinnerung nennen. Jenes ist das, wovon man am ersten urtheilt, und wovon man vielleicht nicht ohne Grund behauptet, daß es bey einem großen Verstande selten sey; es erhält die ehemaligen Eindrücke, und stellt sie der Seele, so oft sie will, in eben der Ordnung wieder vor, ohne daß sie dabey eine andre Bemühung nöthig hätte, als

sich darauf zu richten. Man kann die Stärke dieses Gedächtnisses ziemlich richtig nach demjenigen abmessen, was ein Mensch auswendig lernen kann.

Das andre ist ein Erinnern, welches durch Nachdenken geschieht, wenn die Seele ihre ehemaligen Vorstellungen, sobald nur eine davon wieder lebhaft worden ist, durch ihre Verbindung und Folge aufzuwecken weis. Dieses Gedächtniß sezt zwar voraus, daß die alten Ideen auf eine gewisse Weise verlöscht sind, aber es ersetzt diese Schwäche durch eine andre Kraft der Seele, die es anzeigt, die Kraft die Verbindungen der Dinge einzusehen, und selbst verdunkelte Bilder durch ihre eigne Bemühung wieder klar zu machen. Dieses Gedächtniß ist ein sehr sicher Kennzeichen, oder vielmehr ein Theil des Verstandes.

Man wird sehr oft Menschen sehen, die Erzählungen und Geschichte schlecht behalten, und immer entweder Lücken oder Irrthümer finden, so oft sie Begebenheiten wieder erzählen sollen; und die sich doch ganzer Reihen von Vernunftschlüssen

und Raisonnemens ohne Mühe erinnern. Diese Menschen haben gewiß die zweyte Art des Gedächtnisses, und die erste fehlt ihnen.

Der Grund ist dieser: Die Verbindung zwischen Wahrheiten ist genauer, als die zwischen Begebenheiten; die Seele also, die ihre alten Bilder nach und nach durch eine gewisse Art von Schlüssen wieder erwecken muß, sieht bey den ersten den Weg genau bezeichnet, den sie zu gehen hat, bey den leztern aber muß sie ihn auf Gerathewohl suchen, und geht also oft fehl. Die meisten Begebenheiten werden nur durch Zeit und Ort verknüpft, oder diese Verbindung ist doch wenigsteus die einzige, die wir einsehen; wenn die Seele also ihre Ordnung bey der Erinnerung nicht verrücken soll, so müssen sich die Begriffe in eben der Reihe und Ordnung nach einander erhalten haben; weil das Nachdenken das Fehlende nicht ersetzen kann.

Zweytens. Wenn man unmittelbar, so bald man nur die Gedanken auf das richtet, was man ehemals empfunden oder erlernt hat, sich

die ganze Reihe der alten Ideen wieder vorstellt, so hat man die erste Art von Gedächtniß. Wenn man aber bey dem ersten Blicke auf die Sache wenig oder nichts von ihr weis, nach und nach aber und stufenweise sich eines Theils nach dem andern erinnert, und den Fortgang immer gewahr wird, wie eine Idee die nächstliegende aufweckt; so hat man die zweyte.

Man sieht also auch, warum man bey Kindern fast nur über das erste urtheilt. Alles, womit man sie beschäftigt, und woran man ihre Fähigkeiten prüft, sind größtentheils Sachen, die ohne innere Verbindung sind, und wo also kein ander Mittel ist, als daß man sie entweder auswendig wissen oder vergessen muß.

Wem beide Arten von Gedächtniß fehlen, der wird für sein Nachdenken nur wenig Gegenstände, und also einen kleinen und eingeschränkten Verstand haben.

III. Die Einbildungskraft nimmt aus den Empfindungen einzelne Theile, und macht daraus

ein neues Ganze. In einem höhern Grade nennt man sie die Gabe der Dichtung.

Ihre Vollkommenheit beruht, wie einer jeden Zusammensetzung ihre, erstlich auf der Richtigkeit der Theile und ihrer Aehnlichkeit mit den Dingen, von denen sie genommen sind. Zweytens, auf der Regelmäßigkeit und Richtigkeit der Verknüpfung. So erfodern die Maler bey dem, was sie Ideal nennen, die genaueste Wahrheit und die getreueste Kopie der Natur in den Theilen, und in dem Ganzen Wahl und Anordnung.

Jeder Mensch baut sich zuweilen in seinen Gedanken eine kleine Welt, in der er wohnt, und in der er sich gefällt. Wenn diese gut geordnet ist, und eine Reihe von Möglichkeiten enthält, die zusammenhängen, so ist die Imagination richtig; wenn die Bilder den wirklichen Empfindungen an Stärke nahe kommen, so ist sie lebhaft; wenn sie zusammengesezt einen höhern Grad von Vollkommenheit haben, als die Natur, aus der sie gesammlet sind, so ist sie erhaben. Auf diese Art also können unsre Spielwerke

uns unsre wesentlichen Vollkommenheiten aufklären.

Diese Fähigkeit hat noch das Eigne, daß sich bey ihr vorzüglich die Bestimmung der Seele und die Art von Gegenständen zeiget, für die sie gemacht ist. Die Empfindungen, die die stärksten waren, lassen auch die stärksten Eindrücke zurück, und die Verbindungen werden also auch am leichtesten und besten. Durch diesen Weg zeigt zuweilen die Natur von selbst die Absicht mit ihrem Geschöpfe. Der künftige Bildhauer macht Menschen aus Leim, der junge Tonkünstler singt richtigere und künstlichere Melodien.

Diese Werke der jugendlichen Einbildungskraft sind leicht zu erkennen, wo sie wirklich körperliche Theile zu einem Ganzen verbindet. Man darf nur darauf Achtung geben, in welcher Gattung das Kind die größte Erfindsamkeit, den richtigsten Geschmack und die beste Anordnung hat. Aber die Einbildungskraft, die bloße Bilder zusammensetzet, zeigt sich später und läßt sich leichter verkennen, und auf dieser beruht doch eigent-

lich die Fähigkeit zum Gelehrten oder zum schönen Geist.

Man kennt gemeiniglich nur eine einzige Art von Einbildungskraft, die, welche sinnliche Bilder vereinigt, um neue Bilder hervorzubringen, die aus den Theilen der Körper neue Körper, aus Thatsachen Thatsachen, und aus einzelnen Erscheinungen in der Natur und beym Menschen eine ähnliche Welt und ähnliche Menschen zusammensezt. Hier geben die Sinnen zuerst den Stoff, und ihnen wird auch zulezt das Werk, wann es vollendet ist, vorgestellt. Aber es giebt auch eine Einbildungskraft für den Philosophen, oder wenigstens für den Erfinder der Philosophie. Um zu einer neuen Wahrheit zu kommen, wenn sie nicht eine unmittelbare Folge einer schon bekannten ist, ist es unmöglich, die Art von deutlich gedachten Schlüssen zu brauchen, durch welche man diese Wahrheit, wenn sie erfunden ist, beweist. Wie will man den Weg zu einem Ziele abzeichnen, welches man noch nicht kennt? Also Schluß vor Schluß von der bekannten Wahrheit zur unbe-

kannten fortzugehen, und sich die ganze Reihe von Begriffen, durch welche beide zusammenhängen, gleich mit Deutlichkeit und richtiger Unterscheidung zu denken, das ist unmöglich. Hier muß der schnelle Flug des Genies erst das unbekannte Land ausspähen, erst die fremde Gegend durchschaut haben, ehe der langsam fortschreitende Verstand seinen Weg antreten kann. Die Seele muß das Vermögen haben, die ganze Reihe mit Einem Blick und einer Art von unmittelbarem Anschauen zu übersehen. Ideen, die entwickelt eine ganze Wissenschaft ausmachen, müssen sich zusammendrängen, ein Ganzes ausmachen, und sich gleichsam in ein Bild vereinigen. So wie es eine gewisse Ahndung giebt, durch die man künftige Begebenheiten voraussieht, ohne sich alle die Ursachen erklären zu können, aus denen man sie folgert: so giebt es eine gewisse Kunst glücklich zu rathen, durch die man weit hinaus liegende Ideen und entfernte Folgerungen der Wahrheiten voraussieht, ohne sich aller der Schlüsse

bewußt zu seyn, durch die man auf sie gekommen ist.

Würde wohl in einem andern Kopfe, als in Neutons seinem, der Fall eines Apfels die Idee eines neuen Weltsystems haben erregen können? Mit welcher Geschwindigkeit des Blitzes mußte seine Seele die unendliche Reihe von Begriffen durchlaufen und erleuchten, die von der Idee der Schwere auf alle Körper angewendet veranlasset wurden.

Unerklärlich scheint es in der That zu seyn, allgemeine Ideen, zu denen kein Bild in der Imagination gehört, auf gewisse Weise sinnlich klar zu denken; und doch ist diese Fähigkeit gewiß in der menschlichen Seele. In einem geringern Grade finden wir sie schon bey der Erlernung und Wiederholung der Wissenschaften. Man wird oft gewahr, daß, ehe man sich aller Theile eines allgemeinen Beweises, oder mit einem Worte alles dessen, was man von einer Sache weiß, einzeln erinnert, man schon zum voraus auf gewisse Art empfindet, wie der Gang des ganzen

Nachdenkens seyn wird. Und eben diese Vorausempfindung, wann wir sie haben, macht uns alsdann die Aufklärung der einzelnen Theile leichter. Es giebt gewisse Augenblicke, wo es scheint, als wenn in einen dunkeln Theil unsrer Seele auf einmal ein Licht gebracht würde; die ganzen Ideen, die hier verborgen liegen, zeigen sich mit einem male, obgleich Zeit und Folge dazu gehört, um sie einzeln nach und nach herauszuheben, und zum Bewußtseyn zu bringen.

Wo also diese schnellen plözlichen Aufklärungen öfter geschehen; wann der Geist des Schülers den Beweisen seines Lehrers zuvorkömmt, und das Ende der Schlußfolge schon zum voraus fühlt, ehe ihn noch die Reihe der Schlüsse dahin geführt hat; bey wem einzelne Winke viel Gedanken veranlassen; wessen Verstand nicht immer durch alle Wendungen und Umschweife lauter unmittelbarer Folgerungen fortschleicht, sondern zuweilen glückliche Sprünge thut: bey dem hat die Natur die Anlage zu dem großen Lehrer oder dem Erfinder der Wissenschaften gemacht.

Die dichterische Einbildungskraft hat Merkmale, die auch schon in einem zarten Alter statt finden. Das erste ist, wenn es wohlgemachte Erdichtungen mit Vergnügen und einer Art von Theilnehmung hört; wenn es schnell ihre Anlage und ihren Entwurf faßt, und wenn es sie bald von abgeschmackten, ungeheuern oder unnatürlichen unterscheidet. Eine lebhafte Einbildungskraft wird leicht Bilder, die ihm von einer Meisterhand vorgemalt sind, nachmalen. Die Personen und Begebenheiten werden anfangen ihr gegenwärtig zu werden; und sie wird also alle die Wirkung thun, die die Empfindung bey dem wirklichen Daseyn der Gegenstände haben würde. Eine richtige Einbildungskraft wird die Aehnlichkeit mit der Natur leicht gewahr werden, und wenn sie einmal den Reiz derselben empfunden hat, sie in allen denen Werken vermissen, die ungetreue oder mit Fleiß verstellte Kopien von ihr sind. Wer einmal eine richtige menschliche Bildung kennt, wird Riesen und Zwerge leicht unterscheiden. Also, wenn die Fabel oder Geschichte Mit-

leiden, Liebe, Haß, Bewunderung, kurz alle Arten von Leidenschaften in der Seele rege macht, so ist die Einbildungskraft gut. Die Entstehung dieser Leidenschaften hängt immer von einer gewissen idealen Gegenwart der Gegenstände ab, und diese wird von der Einbildungskraft gewirkt. Eine rührende Begebenheit also mit Kaltsinn anhören; bey der Erzählung einer vortreflichen That gleichgültig seyn; an dem Schicksale der Tugendhaften keinen Antheil nehmen; sich für keine Person oder für keine Art von menschlichen Vollkommenheiten interessiren, zeigt nicht bloß ein unempfindliches Herz, sondern auch einen schwachen Kopf an. Die Seele muß ganz unfähig seyn, sich diese Art von Bildern nur vorzustellen, wenn sie von ihnen gar keine Wirkung empfindet.

Weiter! Wenn man bey gewissen Kindern zuweilen eine plötzliche Freude, eine Furcht, eine Niedergeschlagenheit sieht, die sich aus ihren gegenwärtigen Empfindungen nicht erklären läßt; so kann man daraus auf eine geheime Geschäftig-

keit der Einbildungskraft schließen, die ihre Wirkungen äußert, ohne uns die Mittel dazu zu entdecken. Diejenigen, deren Ideen bloß von der gegenwärtigen Empfindung bestimmt werden, haben auch niemals andere Leidenschaften, als die aus ihrer wirklichen Verfassung und ihren Umständen entstehen. Wem aber die gütige Natur, außer der einen Welt, die sie seinem Sinne vorgestellt hat, die Gabe verleiht, noch viele andere in sich selbst zu bauen, der verliert sich oft von den Dingen, die ihn umgeben, mit seinen Begierden eben so wohl als mit seinen Gedanken, und seine Vergnügungen und seine Schmerzen entstehen nicht bloß aus der Lage, die er in dieser Welt hat, sondern auch aus der, welche er in der von ihm erdichteten annimmt.

In einem höhern Alter hat man so viele Mühe nicht nöthig, diese Kraft gleichsam auf der That zu ertappen und sie bey ihrer geheimen Wirksamkeit zu überraschen; man kann sie alsdann dazu auffodern, und ihr selbst die Arbeiten vorschreiben, nach denen man sie beurtheilen will.

Die natürlichsten Proben, die man machen kann, sind die Erzählung und die Erdichtung selbst. Es zeigt schon einen hohen Grad von Einbildungskraft an, wenn wir wirkliche Begebenheiten oder die Erdichtungen andrer gut beschreiben können; einen höhern, wenn wir selbst diese Begebenheiten erfinden. Ohne Einbildungskraft werden wir Personen, Sitten und Handlungen, wenn sie uns auch vor Augen sind, niemals in ein vollständiges und ähnliches Bild fassen, das diese Gegenstände andern wieder kenntlich machte. Aber ohne einen weit höhern Grad werden wir uns nicht neue Personen und Begebenheiten zusammensetzen, die in der Zeichnung richtig und der Natur ähnlich, und doch ohne Original wären. Warum müssen also diejenigen Uebungen des Stils, die den fähigen Kopf am stärksten unterscheiden, und dem mittelmäßigen die meiste Gelegenheit zum Unterrichte geben, warum müssen diese bey der Erziehung am wenigsten gebraucht werden?

Dieß sind die Aeußerungen dieser Fähigkeit durch ihre Wirkungen; es giebt noch andre, die

mehr mit derselben beysammen zu seyn, als von ihr unmittelbar herzurühren scheinen, und die eben deswegen nur mit den ersten verbunden den Schluß zuverläßig machen.

Erstens: Man findet oft bey Leuten von einer starken Einbildungskraft eine Art von Zerstreuung und Abwesenheit von den Gegenständen, die um sie sind. Die Einrichtung der Natur hält zwischen dem dunkeln und dem hellen Theile unsrer Vorstellungen ein beständiges Gleichgewicht. Sobald die einen an Klarheit steigen, so sinken die andern in eine tiefere Finsterniß; und jede Annäherung der Seele auf einen Gegenstand ist zugleich eine Entfernung von den übrigen. Die Eindrücke also, die die äußern Gegenstände durch die Sinne auf uns machen, werden in eben dem Grade schwächer, in welchem andre Vorstellungen, die schon in der Seele da sind, stark sind. Auf diese Art kann die Einbildungskraft ihre Bilder zuweilen so lebhaft und so stark machen, daß die Seele auf eine Zeitlang die Empfindungen ganz

vergißt, und sich dessen nicht bewußt wird, was um sie herum vorgeht.

Zweytens: Die Fähigkeit der Seele, sich durch sich selbst zu beschäftigen, ist ein noch sicherers Kennzeichen von einer starken Einbildungskraft oder Reflexion. Der Trieb zur Wirksamkeit ist der erste und ursprünglichste in der menschlichen Seele, und vielleicht der Grund aller übrigen. Wenn die Seele also in sich und in ihren eignen Bildern oder Ideen für ihre Beschäftigungen keine Gegenstände findet, so sucht sie darnach außer sich, und ohne einen neuen Zufluß von Empfindungen, geräth sie in den Stand der Unthätigkeit, der unter dem Namen von Langeweile so bekannt und so quälend ist. Wer also, sobald seine Geschäfte geendigt sind, unmittelbar nach Gesellschaft, nach Zerstreuungen und nach Vorrath von neuen Eindrücken schmachtet; wer nicht mehr denken kann, sobald seine Augen und seine Ohren nicht angefüllt sind, der muß selbst wenig Ideen hervorzubringen wissen. Um deswillen liebt der Pöbel alle Schauspiele, nicht weil sie schön sind,

sondern weil sie ihn beschäftigen; ein Seiltänzer sezt auf einige Augenblicke seine schwache Seele in eine Bewegung, die er ihr selbst nicht zu geben weiß, und die ihm angenehm ist.

Um so viel größer das Vermögen der Seele ist, sich selbst alte Bilder wieder zu erneuern, oder dieselben durch neue und noch nicht angestellte Verknüpfungen reizender zu machen, um so viel mehr kann sie des beständigen Anstoßes von außen entbehren. Um deswillen haben von je her die Dichter die Einsamkeit und die Einöde geliebt; nicht weil sie Feinde des Vergnügens oder der Gesellschaft waren; sondern weil sie sich das Vergnügen, das andre in der Gesellschaft suchen, und das sie ohne Hülfe der Sinnen nicht erhalten können, durch ihre eigne Einbildungskraft zu verschaffen wußten.

Endlich eine gewisse Abneigung und Unfähigkeit bey Begriffen, wo keine Bilder sind, und ein schneller Fortgang in allem, wobey es auf die richtige Vorstellung eines Bildes ankömmt, ist das lezte äußere Kennzeichen.

Man hat angemerkt, daß eine sehr große Richtigkeit und Correction in den Werken des jugendlichen Witzes gemeiniglich das Zeichen eines geringen Genies ist. Man könnte eben so überhaupt ein zu frühzeitiges Nachdenken und abstracte Betrachtungen zu einer Zeit, wo die Seele noch mehr empfinden als denken sollte, zum Zeichen einer schwächern Seele annehmen. Nach der Ordnung der Natur entwickelt sich die Einbildungskraft zuerst, der Verstand hernach. So wie also bey gewissen Körpern, die zu schnell zur Reife kommen, der Bau schwach und die Kraft klein ist: so sind die Seelen, die nicht mit der gehörigen Langsamkeit eine Fähigkeit nach der andern entwickelt und ausgebildet haben, beständig mittelmäßig. Ein Kind also, welches von einer schönen Fabel entzückt wird, und bey einem eben so schönen Beweise gähnt; das voll Munterkeit und Aufmerksamkeit ist, wann es die Geschichte auf einem guten Kupferstiche oder Gemälde erklären hört, und verdrossen und zerstreut wird, sobald man ihm allgemeine Wahrheiten vorträgt; das in seinen

Spielen Erfindsamkeit, und in den Lernstunden Unfähigkeit zeigt, würde mir weit mehr Hofnung machen, als ein andres, das eine ganze Moral mit der größten Geduld und der scheinbarsten Aufmerksamkeit anhört, und in der Grammatik eben so gern lieſt, als im Robinson.

IV. Aus diesen Materialien nun endlich, die die Empfindung herbeygeschafft, das Gedächtniß bewahrt, die Einbildungskraft gesammlet hat, erbaut die Vernunft das System allgemeiner Begriffe, nach denen der Mensch sich und seine Geschäfte regieret.

Diese Frage ist also ohne Zweifel die wichtigste, und die erst spät und fast nur vom Menschen selbst zu beantworten ist: Wie stark ist in der Seele die Fähigkeit nachzudenken, und durch welche Merkmale kann man sie erkennen?

Zuerst also wieder: Was ist der Verstand, und wie vielfach sind seine Geschäfte? Die Ausbreitung der Philosophie hat diese Begriffe so bekannt gemacht, daß man nur darauf zurückzuführen braucht, ohne sie zu erklären.

Jede Empfindung bezieht sich auf einen einzelnen Gegenstand. Wenn also die Empfindung die einzige Art von Vorstellungen ist, so muß sie entweder so weit ausgebreitet seyn, wie die Natur selbst; alsdann würde sie die allgemeinen Begriffe unnöthig machen, aber sie ist nur eine Eigenschaft der Gottheit; oder sie ist nur auf Einen Gegenstand eingeschränkt, alsdann macht sie allen Fortgang der Erkenntniß unmöglich, und ist das Unterscheidende des Thiers. Um also unsrer Einschränkung zu Hülfe zu kommen, mußten wir die Geschicklichkeit erhalten, die unendliche Menge von einzelnen Gegenständen, die sich uns nach und nach durch die Sinnen darstellen, unter gewisse Klassen und gleichsam in große Gruppen zu bringen, wir mußten ein Mittel haben, aus unsern Empfindungen, die für sich abgesonderte und immer neue Ganze ausmachten, einen gewissen Theil herauszuziehen, der der Seele zurückbliebe, wenn die Empfindung selbst schon lange vergessen wäre; und die unermeßliche Mannichfaltigkeit von Eigenschaften, die mit jedem einzelnen Dinge sich

der Seele zeigen, mußten sich auf eine kleine Anzahl von solchen einschränken lassen, die sich oft wieder finden, und die also eine immer wiederholte Erfahrung ersparen: dieses Mittel ist die Abstraktion.

Also, mehrere Empfindungen mit einander vergleichen, das, was in ihnen ähnlich ist, bemerken, dieses in einen Begriff sammlen, und das Uebrige alles, was unähnlich war, weglassen, das heißt Abstrahiren; und dieses mehrmals wiederholt, heißt Nachdenken; oder weil bey uns die Sprache schon eher, diese abstrakten Begriffe mit Worten verbunden, der Seele liefert, ehe sie selbst noch zur Abstraktion fähig ist: so beschäftigt sich nunmehr die Vernunft zuerst damit, die Bedeutung der Worte zu bestimmen, und die wahre allgemeine Idee aufzusuchen, von welcher das Wort ein Zeichen seyn soll.

Die Erlernung der Sprache hängt also mit der Vernunft zusammen, als ein Mittel; und der richtige Gebrauch derselben hängt davon ab, als Wirkung.

Man findet indessen hier doch einen sehr merklichen Unterschied.

Wer durch Worte denken und sich ausdrücken soll, muß allgemeine Begriffe haben, das ist klar; denn die Worte bezeichnen keine andre. Aber die Seele kann diese Begriffe auf eine doppelte Art haben. Entweder sucht sie nur in den einzelnen Fällen den Begriff auf, und begnügt sich, wenn sie in jedem vorkommenden neuen Falle diese Merkmale wiedererkennen und den Begriff anwenden kann oder sie sammlet diese Merkmale in eins, bezeichnet jedes mit einem Worte, und bemüht sich, den allgemeinen Begriff abgesondert von den Fällen, aus denen er abgezogen ist, vorzustellen. Der erste macht sich das Wort und die Vorstellung deutlich, indem er eine geschwinde dunkle Uebersehung der Fälle anstellt, in denen es gebraucht wurde; der andere, indem er eine Erklärung davon macht.

Man könnte jenes den praktischen, und dieses den theoretischen Verstand nennen.

Der praktische Verstand hängt mit der Einbildungskraft zusammen, oder ist vielmehr nur eine besondere Anwendung derselben. Ihr Werk ist es, der Seele zugleich mit dem Worte die Fälle herbeyzubringen, aus deren schneller und ihr selbst unbewußter Vergleichung sie jedesmal den Begriff von neuem hervorbringt.

Die Kennzeichen von beiden werden sich also einander sehr ähnlich seyn.

Erstens: Leute von dieser Art können sich sehr wenig über Sachen erklären, die sie doch recht gut verstehen, und die sie recht glücklich ausführen, wenn sie sie unternehmen. Der Grund ist augenscheinlich. Zur Erklärung gehören Worte, zu diesen Merkmale, die von ihren Gegenständen abgesondert, und ohne sie gedacht und bezeichnet worden, kurz gerade das, durch dessen Mangel diese Art von Verstande sich unterscheidet. Man kann überhaupt zwey Arten von Menschen in der Welt bemerken. Einige wissen vortreflich von Sachen zu sprechen, und können ihre ganze Theorie mit Genauigkeit und Deutlichkeit vortragen,

die ihnen doch mißlingen, sobald sie die Hand daran legen. Andere reden wenig und verwirrt, und bringen sie zu Stande.

Man thut sehr unrecht, wenn man die ersten als Schwätzer, und die andern als bloße Handwerker ansieht.

Die Fähigkeiten, die sie zu dem machen, was sie sind, sind von der Natur selbst unterschieden. Der Philosoph, der erklärt, vergißt über den Merkmalen, die er sammlet, die individuellen Umstände der Fälle, die doch in der Ausübung müssen mit zu Rathe gezogen werden, und sie verunglückt ihm also. Der Künstler, welcher arbeitet, findet in dem Bilde, das ihm anstatt der Erklärung gegenwärtig ist, alle diese kleinen Umstände; aber er kann aus diesem Bilde nicht die einigen, wenigen Theile herausnehmen, die das Uebrige würden kenntlich machen: er kann also sich nicht erklären, als indem er die Sache zeigt. Wenn die ersten beständig zum Erklären und die andern zum Ausüben bestimmt würden, so würde die Welt

richtige Theorien und vortrefliche Werke zugleich erhalten.

Zweytens. Ein ander Zeichen eines solchen praktischen Verstandes ist die genaue Beobachtung des Schicklichen; die Uebereinstimmung in seinen Reden und Handlungen mit der Zeit, dem Orte und den Verhältnissen der Personen; mit einem Worte, eine gewisse größere Aufmerksamkeit auf alles, was zum menschlichen Leben gehört. Man sieht viel junge Leute, die diese Gabe vollkommen besitzen, und deren Fortgang in den Wissenschaften sehr geringe ist, die deswegen von der Welt und besonders von Leuten ihres Alters hervorgezogen und von ihren Lehrern verachtet werden. Die Ursache ist die: Zu dieser Klugheit des gesellschaftlichen Lebens ist eine schnelle Uebersehung einer Menge von Gegenständen auf einmal, aber nicht die Ergründung eines einzigen nöthig. Die Seele muß ihre Aufmerksamkeit zwischen sehr vielen Dingen zu theilen, oder sie muß sich vielmehr von dem Ganzen ein richtiges Bild bis auf alle Kleinigkeiten zu machen wissen: aber sie hat

nicht nöthig, diese kleinen Umstände, die sie bloß empfindet, und nach denen sie sich richtet, in Gedanken von den übrigen zu trennen und auszudrücken.

Und dieß ist drittens eben die Ursache, warum diese Art von Köpfen weit eher zur Reife zu kommen scheint, als die andern. Ihr Verstand erscheint zugleich mit ihrer Einbildungskraft, und diese ist eine unmittelbare Wirkung der Empfindungen. Ueberdieß finden sie jeden Augenblick und allenthalben Gegenstände, an denen sie ihn üben; die Zerstreuungen und Zeitvertreibe, die den Fortgang der übrigen Fähigkeiten verzögern, sind so viele Gelegenheiten, diese zu schärfen. Man wird also weit zeitiger von dieser Art von Fähigkeit urtheilen können. Ein junger Mensch, der im Umgange artig, in Gesellschaft klug und vorsichtig, in Ausrichtung kleiner Geschäfte geschickt und glücklich, aber ohne sonderlichen Geschmack und Talente für die eigentlichen Wissenschaften ist; ein solcher junger Mensch hat die Art von Verstand, davon wir reden.

Viertens. Ein höherer Grad dieses Verstandes bringt die Gabe der Vorhersehung hervor, die wir schon oben genannt haben, und die das eigentliche Talent zu Geschäften ausmacht. Die Zukunft liegt in dem Gegenwärtigen eingewickelt. Man muß dieses ganz übersehen können, um jene darinn zu finden. Wirkungen kann man nur aus ihren Ursachen kennen: aber diese sind oft in so vielen Dingen zerstreut; viele davon so klein, so unmerklich, und doch in der Zusammenkunft so erheblich, daß es unmöglich ist, sie zu bemerken, wenn man sie sich nicht anders als deutlich denken kann. Ein Kopf, der immer zergliedern und schließen muß; dessen Fähigkeiten nur die Dinge von derjenigen Seite fassen, von der sie sich deutlich machen lassen; wird diese kleinen Umstände übersehen, er wird sich bloß an die Hauptsachen halten, dieser ihre Kräfte untersuchen, und so genau er immer diese kann abgemessen haben, einen falschen Erfolg herausbringen. Das ist die eigentliche Gränzscheidung zwischen Theorie und Praxis. Die erste nimmt keine andern als die

gröſsten, die in die Augen fallendsten Ursachen, und diese ergründet sie völlig; die andere nimmt alle Umstände zusammen, aber bloß in einem Bilde. Wer also auf diese anschauende Art denken kann, wessen Seele eine Menge verwickelter Begebenheiten zugleich zu umfassen im Stande ist, wessen Beobachtung so genau ist, daß er unter der Menge doch nicht die kleinsten Umstände übersieht; wer endlich alle diese Beobachtungen so schnell und so fertig anwenden kann, daß er augenblicklich aus ihnen den Erfolg zieht, ohne sich selbst seines Schlusses bewußt zu seyn: das ist der Mann, der den entscheidenden Augenblick in der Schlacht oder im Kabinet treffen wird, und dessen Entschlüsse zugleich schnell und sicher seyn werden.

Eben daher rührt bey diesen Leuten die feste Ueberzeugung, mit der sie die Gewißheit eines Erfolgs vorhersehen, dessen Gründe sie doch nicht angeben können. Diese Gründe liegen in dem Bilde, was sie haben, und dieses Bild können sie niemand mittheilen, weil Worte nur immer ge-

wisse Theile, niemals den ganzen Eindruck bezeichnen. Plato sezt deswegen die Staatsmänner und den Wahrsager in eine Klasse, und leitet bey beiden diese Gabe, das Zukünftige ohne Schlüsse zu entscheiden, (weil sich die Wirkungen der Seele dabey nicht erklären lassen,) von dem Einflusse einer höhern Macht her; denn, sagt Sokrates, daß diese Gabe nicht unter die Wissenschaften gehöret, sehen wir augenscheinlich. Wem würden Perikles und Themistokles eher diese Kunst gelehrt haben, wenn sie sich lernen ließe, als ihren Söhnen, die doch ohne Ansehn und Einfluß in Griechenland waren?

Fünftens. Diese Art von Verstand macht endlich, daß der Mensch über Begebenheiten, Personen und Handlungen richtige Urtheile fällen kann, unerachtet er verlegen ist, wenn er die Eigenschaften, die er den Dingen beylegt, erklären, oder die Gründe anführen soll, warum ihnen dieselbe zukommen. Er ist deswegen ein genauer Beobachter der Unschicklichkeit in dem Betragen anderer, empfindet das Lächerliche leicht und ge-

schwind, und wird also zur Satyre oder zur Spötterey mehr als andre Köpfe aufgelegt seyn. Eben dieser Geist der Beobachtung, der ihn fähig macht, selbst alle diese kleinen Verhältnisse zu wissen, um sie zu beobachten, macht ihn auch zugleich aufmerksam, wenn andre sie aus den Augen setzen.

Das Lächerliche ist das Ungereimte in Kleinigkeiten. Eine Seele, die nur immer auf das Große, auf gewisse Hauptbegriffe, auf ganze Summen von Merkmalen geht, übersieht diese kleinen Mishelligkeiten oder vergißt sie augenblicklich. Von dem andern, der nicht über die Sachen grübelt, sondern sie nur ansieht, werden sie gefaßt und behalten. Die Seele des ersten ist ein Maler, der die großen Züge allein absondert, und durch sie das Bild entwirft; die Seele des andern ist ein Spiegel, der die Sache ganz, wie sie ist, mit allen ihren kleinsten Flecken darstellt.

Die andere Gattung von Verstande, die räsonnirende, wenn ich so sagen darf, gehört ei-

gentlich für die Wissenschaften, und verdient also am meisten unsre Aufmerksamkeit. Sie ist nichts anders als ein philosophisches Genie, ein gewisser Trieb, der zugleich mit Fähigkeit verbunden ist, das Individuelle aufs Allgemeine zurückzuführen, und dieses Allgemeine zu einem abgesonderten Gegenstande seiner Betrachtung zu machen.

Diese Fähigkeit äußert sich zuerst dadurch, daß die Seele, die sie besizt, indem sie durch die Sprache die Anzahl von Begriffen erhält, die ungefähr den Umfang dessen ausmachen, was man bon sens oder den Menschenverstand nennt, sich nicht dabey beruhigt, diese Begriffe bloß klar zu haben, sondern von jedem Worte Beschreibung und Erklärung verlangt. Jede Seele ist bemüht, Gedanken in sich hervorzubringen; es ist also natürlich, daß, wenn sie ein Zeichen von einer Sache bekömmt, die sie so sehr wünscht, sie diese Sache selbst sucht. Die Einbildungskraft kam den Köpfen von der ersten Art in diesem Falle zu Hülfe, und stellte ihnen geschwind einen einzelnen Fall,

eine Begebenheit vor, wo dieses Wort hingehörte, und gab ihnen also für eine Idee ein Bild. Aber bey unsrer Gattung von Köpfen ist die Einbildungskraft weder stark noch ausgebreitet, also kann die Seele sich den Begriff des Worts nicht durch die Erinnerung der Fälle aufklären; sie wünscht also die Bestimmungen, die in den Fällen liegen, und die eigentlich allein zu diesem Worte gehören, schon abgesondert, schon aus ihrer Verwickelung mit dem Uebrigen herausgehoben, schon mit einander zusammengesezt.

Mich deucht, ich brauche nicht erst auf eine Erfahrung zurückzuführen, die alle Tage gemacht werden kann. Einige Kinder fodern von jedem neuen Worte eine Erklärung, und diese führet sie erst zur Aufmerksamkeit auf die Sache. Die andern beobachten ganz in der Stille, und kennen schon die Sache eher, zu der das Wort gehört, ehe man ihnen noch das Wort selbst gesagt hat.

Die Folge also hieraus muß gerade die entgegengesezte von derjenigen seyn, die wir oben

aus einem entgegenstehenden Grunde zogen. Diese Fähigkeit muß sich viel später entwickeln, weil zu der ersten nur Empfindung und Erinnerung, zu dieser eine wiederholte Vergleichung und eine langsame Sammlung der Aehnlichkeiten gehört. Ein Kind von dieser Art kann also in den ersten Jahren sehr leicht ein Dummkopf zu seyn scheinen. Abstraktionen hat es noch nicht Zeit genug gehabt zu machen, und die Einbildungskraft ersetzet bey ihm diesen Mangel nicht durch die Erinnerung der Fälle. Um eben dieses Bedürfnisses willen verlangt es Erklärungen; weil es sonst bey dem Worte nichts als einen leeren Schall hört. Die Seele ist also in dieser Zeit beständig wirksam, aber ihre Arbeit ist noch unvollendet; und erst der Erfolg kann entscheiden, ob ihre Kraft sich nur deswegen verbarg, weil sie innerlich geschäftig war, oder weil sie durch ihre Schwäche eingeschränkt wurde.

In allen Sachen, wo es keine Abstraction durch Worte giebt, ist der Fortgang eines solchen Kopfs langsam. Alle diese Begriffe, die die Seele

anders nicht als klar denken kann, die mehr gefühlt als gesagt werden können, kommen bey ihm spät und sind selten richtig genug. Hingegen alles, wo sich die Merkmale von dem Dinge absondern, wo sie sich unter einen Begriff und in ein Wort fassen lassen, kurz, was sich erklären und lehren läßt, begreift er schnell, und ist in kurzem im Stande, es wieder mitzutheilen.

Der Geschmack ist ein dunkles Gefühl des Schönen. Einige Theile davon lassen sich in Begriffe auflösen, und sind deswegen der Erklärung und einer Theorie fähig; andre aber sind zu sehr im Ganzen verstreut, zu vielfach und zusammengesezt, als daß sie gedacht werden könnten, wenn man sie nicht mehr empfindet. Die Art von Geistern, von der wir reden, werden also mit der ersten Gattung von Schönheiten weit leichter bekannt werden, als mit der lezten; wo ihr Gefühl durch kein Räsonnement geleitet oder unterstützet werden kann, wird es mangelhaft oder unsicher seyn; sie werden als Kunstrichter die Erfindung und die Anordnung eines Gedichts, die Richtig-

keit der Bilder und die Genauigkeit des Ausdrucks geschwinder einsehen, als die feinen Schönheiten der Harmonie, die Uebereinstimmung des Ganzen, oder den Ton, der überhaupt darinne herrscht. Von einem Gemälde werden sie die dichterischen Schönheiten weit eher als die mechanischen finden; der Ausdruck der Leidenschaften wird von ihnen besser bemerkt werden, als die Wirkungen des Lichts oder die Harmonie der Farben; und ihre Entscheidung wird oft von des Malers seiner unterschieden seyn.

Unter diese Sachen, die nicht erklärt, sondern nur gefühlt werden können, wie sie seyn müssen, gehören fast die ganzen Gesetze des Wohlstandes und der Lebensart; die Klugheit in den Geschäften des täglichen Lebens; die beständige Rücksicht bey allem, was man sagt oder thut, auf die Charaktere, die Verhältnisse und die Umstände der Personen, mit denen man zu thun hat. In diesem allem wird unser junger Philosoph von dem bloß gemeinen Verstande des andern übertroffen werden.

Dieses hat noch eine andre Folge. Er wird sich mit dem allgemeinen Gespräche in einer grossen Gesellschaft schlecht behelfen, und wird doch in einer Unterredung mit einer einzelnen Person, wo eine bestimmte Materie der Vorwurf ist, vortreflich seyn können. Bey dem ersten ist ein Gemisch von tausend abgebrochenen und zerstückten Gedanken, ein beständiger Uebergang von einem Gegenstande zum andern. Man will durchaus nichts ergründet, sondern alles nur berührt haben. Jede Idee, die vorgebracht wird, muß, so zu sagen, auf der Oberfläche des Dinges liegen, von der sie genommen ist; der Zugang zu ihr muß leicht seyn, und sie muß eben so geschwind begriffen als verlassen werden können. Unser guter Philosoph wird nun hierbey nicht bloß durch die Mannichfaltigkeit der Vorwürfe überhäuft; sondern er bleibt auch bey ihrem schnellen Fortgange zurück; man läßt ihm nicht Zeit, seine Betrachtungen vorzubringen, oder wenn er sie gesagt hat, so sind sie für die übrigen weder einleuchtend noch treffend; sie hören sie also mit Kaltsinnigkeit:

an, und geben ihm wenig Gelegenheit, sie zu wiederholen. Alles dieses ist in einer geheimen Unterredung verändert; der Gegenstand ist einfacher, und man hält länger bey demselben aus; überdieß hat man mehr die Absicht, zu untersuchen. Der andre findet also nunmehr, da er sich die Zeit nimmt nachzudenken, die Betrachtung des philosophischen Geistes richtig, aber feiner, als er sie selbst würde gemacht haben, und nun entsteht die Achtung aus eben den Ursachen, um deren willen er vorher vernachläßiget wurde.

Im Ganzen genommen aber muß die erste Art von Verstand den Menschen zur Gesellschaft geschickter machen, als die zweyte. Helvetius sagt: Die gewöhnlichste Materie des Gesprächs in der Welt ist von Personen und Begebenheiten, nicht von Sachen. Der angenehme Mensch in der Gesellschaft ist also der, der durch einen sehr ausgebreiteten Umgang viele Personen und ihre Umstände kennt, und zwar gerade die Personen, von denen der Gesellschaft daran gelegen ist, et-

was zu wissen. Wenn er seine Erzählungen mit etwas Witz vermischt, wenn er noch dabey den Leidenschaften der Anwesenden zu schmeicheln, und ihre Gesinnungen gegen die Personen, von denen er spricht, zu errathen und anzunehmen weiß, so ist er vollkommen. Und dieß ist gerade alles das, was unserm Manne fehlt. Er hat nicht den Bemerkungsgeist, um sich von so viel Kleinigkeiten, als dabey nöthig sind, zu unterrichten; nicht das Gedächtniß, sie sich einzuprägen; nicht die Einbildungskraft, um sie vorzutragen; endlich nicht die praktische Urtheilskraft, ob das, was er sagt, den Personen, die es hören, angenehm oder verdrüßlich seyn werde.

Aber eben aus diesem Geiste der Zergliederung folgt, daß, wenn sich dieser Kopf einmal entwickelt hat, er sich durch seine Werke weit richtiger abmessen läßt. Er wird das, was er weiß, allemal ausdrücken und mittheilen können. Seine Begriffe müssen schlechterdings entweder völlig entwickelt oder dunkel seyn. Die bloße Klarheit des Anschauens, die die Gegenstände in der

Seele erleuchtet, ohne sie aufzulösen, ist für ihn nicht gemacht. Was er also nicht zu sagen weiß, davon hat er auch gewiß keine Vorstellung.

Die reine Mathematik ist ein rechter Probierstein für diese Köpfe. Da sie fast die einzige Wissenschaft ist, wo nur eine Idee, (die Idee der Größe,) durchaus entwickelt wird; da in ihr nirgends Einbildung, aber allenthalben Verstand herrscht; da hier das Nachdenken durch keine von den Schwierigkeiten aufgehalten wird, die in der Philosophie den Fortgang so langsam und oft die Schritte so unsicher machen: so muß diese Wissenschaft dieser Art von Verstande angemessen seyn. Wer also bey ihrer Erklärung die Beweise leicht einsieht, dem Lehrer in seinen Schlüssen zuvorkömmt, und zuweilen von dem Satze, der vorgetragen wird, schon die Beweise vorhersieht, der hat diesen Verstand gewiß. Sollte dieß nicht ein Grund mehr seyn, warum die Mathematik sehr bequem wäre, um damit den Unterricht eines künftigen Gelehrten anzufangen?

Diese Köpfe unterscheiden sich gemeiniglich im Umgange noch durch ein ander Merkmal. Sie sind beständig damit beschäftigt, von allen Begebenheiten die Ursachen anzugeben, dahingegen die andern sich mit der bloßen Wirklichkeit der Thatsache und mit der Kenntniß der Umstände beruhigen. Die ersten haben nicht so bald einen Vorfall aus der physischen oder sittlichen Welt gehört, so fangen sie schon an ihn zu erklären; die andern suchen an statt der Erklärung lieber mehrere Nachrichten, oder wenn ihnen die, welche sie haben, hinreichen, so suchen sie lieber wieder eine neue Begebenheit, als die Ursache der alten auf. Die ersten wissen mit einer bloßen Thatsache nichts anzufangen, wenn sie sie nicht gleich auf ihre Möglichkeit zurückführen, sie mit ihren Grundsätzen in Verbindung bringen, und daraus entweder ihre alten Begriffe bestätigen, oder neue abziehen können. Die andern verlangen nichts als ein getreues und vollständiges Bild von der Sache; das Anschauen desselben lehret sie alsdann auf künftige Fälle eben das, was jenen seine Schlüsse.

Wenn die Klugheit nicht diese Neigung des Philosophen alles zu erklären einschränkt, so wird er der Gesellschaft beschwerlich und selbst in den Wissenschaften unnütz.

Man kann zuweilen die Fähigkeiten der Seele durch ihre Fehltritte erkennen; oder vielmehr, gewisse Fähigkeiten sind einer unrechten Anwendung so sehr unterworfen, daß man bey aller Ueberzeugung, daß man sie besitzt, doch noch mit einer großen Behutsamkeit von der andern urtheilen muß. Z. E. weil diesen Köpfen der schleichende Gang von einer Erfahrung zur andern, um daraus endlich durch vielfältige Beobachtungen und immer neue Vergleichungen die abstracten Begriffe zu sammlen, oft zu langsam ist: so ist ihre Methode, aus einem einzelnen Falle, oder aus wenigen, den allgemeinen Begriff herauszuziehn, und nun ohne Anstand aus diesem Begriffe die übrigen Fälle zu erklären.

Dieses ist es, was die Systemmacher hervorgebracht hat, die aus einzelnen Beobachtungen gleich Gesetze der Natur machen, und durch eine

einmal zugetroffne Hypothese alle Erscheinungen der Welt erklären; die eingeschränkten Kunstrichter, die die freye Wahl des ersten Genies in eine Regel für alle künftige verwandeln, und dem Vergnügen verbieten, aus andern Quellen zu fließen, als aus denen sie es schon gekostet haben; die einseitigen Moralisten, die immer die menschliche Natur und die ihrige vermischen, und alle Erfahrungen unter das Joch der Grundsätze bringen, die gar nicht mit Hülfe dieser Erfahrungen waren gemacht worden.

Ein andrer Abweg dieser Köpfe ist das Subtilisiren. Sobald der Zergliederer Körper theilen will, die entweder zu dicht sind und zu fest zusammenhängen, um sich trennen zu lassen, oder zu klein, um gefaßt zu werden; so ist seine Kunst vergeblich. Und wenn der Philosoph Begriffe auflösen will, die entweder zu verwickelt und zu individuell sind, um einer andern Erklärung als des Vorzeigens fähig zu seyn; oder zu einfach und schon zu weit zergliedert, um noch eine neue Auflösung zuzulassen; so ist seine Arbeit nicht bloß

vergeblich, sondern auch schädlich. Eine solche hat zuerst die Vernunftlehre mit Sophismen, und die ganze Philosophie mit Spitzfündigkeiten angefüllt, sie hat die Erklärungen eingeführt, die dunkler als die erklärte Sache sind, und den Geist des Weisen durch Beweise geblendet, die in einer andern Form der bloße natürliche Verstand würde für abgeschmackt erkannt haben.

Aber nun noch einmal zu unserm richtig philosophirenden Jünglinge zurück, der diese Abwege vermeidet. Er wird sich noch durch eine gewisse Methode in seinen Gesprächen unterscheiden; alle seine Gedanken werden einander untergeordnet, und die Verhältnisse, in denen seine Ideen fortgehen, werden immer genauer und wesentlicher seyn. Aber eben deswegen scheinen seine Vorstellungen oft seltsam, widersinnig, oder mit dem Gegenstande unzusammenhängend, entweder weil er seine Betrachtungen zu weit hinausgeführt hat, und der Gedanke, den er vorbringt, erst durch viele Mittelglieder mit der gegenwärtigen Sache oder Begebenheit zusammenhängt, die er oft zu sagen

vergißt, und die die andern nicht ergänzen können; oder, weil er zu weit zu den Principien zurückgeht, und seine Einbildungskraft erst durch eine Menge von andern vorbereiten muß, deren Absicht man nicht errathen kann.

So also zeigt sich diese Fähigkeit in dem Umgange und im gesellschaftlichen Leben.

Die höhern Verstandskräfte und den Geist der Untersuchung durch die gewöhnlichen Aeußerungen im gesellschaftlichen Leben kennen zu lernen, ist schwer; weil er hier außer seiner eigentlichen Sphäre ist, und ihn viele Hindernisse entweder zurückhalten oder unbrauchbar machen; aber bey der Erlernung der Wissenschaften zeigt er sich uneingeschränkt und unverdunkelt.

Das erste Merkmal eines verständigen Lehrlings ist die Fähigkeit und die Neigung zu eignen Betrachtungen. Die Verschiedenheit der menschlichen Geister bringt unausbleiblich auch in ihre ähnlichsten und übereinstimmendsten Begriffe eine gewisse Verschiedenheit, sobald nur diese Begriffe

nicht bloße Wiederholungen eines einzigen sind. Von zwey Menschen, die durchaus einerley über eine gewisse Materie denken, hat gewiß nur Einer oder gar keiner gedacht; es muß ihnen ein fremdes Gepräge seyn aufgedrückt worden, ihre eigne Gestalt würde Unähnlichkeiten haben. Ein junger Mensch also, bey dem sich die Fähigkeit des Nachdenkens zuerst entwickelt, wird seines Lehrers Untersuchung mehr zur Gelegenheit als zum Muster seiner eignen brauchen. Wenn er mit ihm zusammentrifft, so wird er die nunmehr erlernten Begriffe als die seinigen mit dem vollen Bewußtseyn des Eigenthums annehmen und bewahren; wenn er von ihm abgeht, so wird er eben so dreist verwerfen, und wenn man ihn belehren will, reich an Zweifeln und Einwürfen seyn. Man sieht so oft, daß gute junge Köpfe streitsüchtige Köpfe sind. Wenn dieser Widerspruch die Folge von wirklich angestellten Untersuchungen, und nicht die Absicht derselben ist: wenn er bloß von einer freyen und durch kein Ansehen des Lehrers eingeschränkten Beurtheilung herrührt, ohne zuvor

schon beschlossen worden zu seyn, ehe man noch geprüft hatte: so ist er eine Uebung für den Schüler und eine Probe seiner Fähigkeiten. In diesem Fall giebt es, wie Plato sagt, für die Irrenden keine andre Strafe, als die, belehrt zu werden. — Aber wenn sich die Eitelkeit darein mischt, und man schon immer geneigt ist, die entgegenstehende Meynung anzunehmen, ehe man noch die Gründe dazu gefunden hat; wenn man nun schon anfängt, Irrthümer zu wünschen, um sie aufdecken zu können: so kann die Streitsucht den Kopf verderben, den Fähigkeiten eine falsche Richtung geben, und das auf Spitzfündigkeiten und Disputirkünste verwenden, was die Natur zur Erforschung der Wahrheit bestimmt hatte.

Die Erlernung der Sprachen ist gemeiniglich unser erstes Studium; also wird sie auch die erste Gelegenheit für den Lehrer seyn, die Köpfe seiner Schüler zu untersuchen. Ein Theil der Sprache ist willkührlich, und kann bloß von dem Gedächtnisse gefaßt werden; der andre ist philosophisch,

und beruht auf den Verhältnissen der Begriffe. Von dem bloß nachdenkenden Geiste wird der erste schwer gefaßt; er hat nichts, woran er sich halten kann, und alles Vergeßne ist verloren. Aber der andre wird ihm leicht; er kömmt geschwind mit der Abstraction gewisser allgemeinen Regeln der Anordnung und Verbindung der Begriffe zu Stande, die er, ohne es zu wissen, bey der Erklärung der Stellen zum Grunde legt, die er nicht nach den Bedeutungen aller einzelnen Wörter versteht; ein lebhaftes Gefühl vom Zusammenhange macht ihm beständig das Unrichtige oder das Mangelhafte seiner Erklärungen merklich, und hilft ihm oft zum voraus schon dasjenige muthmaßen, was er durch die Auslegung finden soll. Bey einer gewissen Fertigkeit in der Sprache, bey welcher er schon Versuche im Schreiben machen kann, wird es ihm oft an Wörtern und Ausdrücken fehlen, aber er wird dem Genie der Sprache weniger Gewalt anthun; er wird viele von solchen Sprachfehlern begehen können, die bloß willkührliche Regeln der besondern Grammatik übertreten,

aber keine solchen, die in allen Sprachen Ungereimtheiten wären.

So wie die Sprache, so hat jeder andre Gegenstand des Wissens und des Thuns eine doppelte Seite; eine Seite für den Fleiß und das Gedächtniß, eine andre für das Nachdenken und den Verstand. Man kann nach einem langen Studio der Geschichte von ihr, außer einzelnen merkwürdigen und großen Thatsachen, fast nichts als ihre Philosophie wissen; und man kann hingegen in der Mathematik nichts als eine Nachricht von ihren Sätzen lernen. Ob man also gleich in der ersten Erziehung nicht schon der Wissenschaft einen ausschließenden Vorzug geben darf, die man nach der Wahl oder nach den Fähigkeiten des Lehrlings als sein künftiges Studium ansieht, theils, um nicht dadurch den Kopf zu sehr einzuschränken, wenn man seinen natürlichen Hang durch eine zu frühzeitige Befriedigung noch verstärkte, theils weil keine Ausübung einer menschlichen Fähigkeit ohne einen gewissen Grad von Vollkommenheit in den übrigen, vortreflich

oder auch nur brauchbar werden kann: so ist es doch sehr unrecht, daß, wenn man auch mit dem größten Theile junger Leute einerley Wissenschaften treiben darf, man von ihnen einerley fodert, und ihren Fleiß oder ihre Tüchtigkeit gerade nach einerley Art des Fortgangs beurtheilt. In der That wird der junge Mensch vom größten Verstande in diesem Alter am meisten zurückgesezt; weil man auf das, was er besser als andre in seinen Arbeiten leistet, als auf ein Nebenwerk oder etwas Ueberflüßiges nicht Acht hat, und hingegen die Art von Vortreflichkeit verlangt, zu der er am unfähigsten ist. Thatsachen und Wörter, mit einem Worte alles das, was man durch Sprachen und Geschichte erlernet, müssen freylich jedem studirenden Jünglinge gelehrt werden. Sie bereichern den Kopf, indem sie ihm zugleich eine mannichfaltige Art von Gegenständen darbieten, unter denen die Natur leichter und sichrer den rechten findet, für den sie den Menschen bestimmt hat. Aber man muß bey diesem Unterrichte nicht durchgängig einerley Zweck haben. Wir wollen die

Geschichte zum Beyspiele nehmen. Dem einen wird es leicht, sich die ganze Folge und den Zusammenhang der Begebenheiten, so wie er durch fruchtbare und unfruchtbare Zeiten von Genealogie und Chronologie fortgeführt wird, einzuprägen; ohne daß irgend eine Begebenheit heftigen Eindruck genug gemacht hätte, um sich mit allen ihren kleinen Umständen, die allemal bey Begebenheiten das Interessirende ausmachen, in seiner Einbildungskraft zu erhalten. — Dem Geschichtslehrer, dem eigentlichen Gelehrten im engsten Verstande des Worts, ist eine solche Erlernung nothwendig. — Ein andrer findet unbeschreibliche Mühe, diese Kette zusammenzusetzen; kaum denkt er sie vollständig zu haben, so sind schon wieder einige Glieder davon verloren gegangen; Namen ohne Begebenheiten, Zeitpunkte ohne Umstände, die dieselben merkwürdig gemacht haben, entwischen ihm augenblicklich; und alle Mühe, diese Lücken wieder auszufüllen, ist verloren. Aber dafür bleibt das Bild großer Männer und großer Thaten mit allen seinen kleinen Zügen in seiner

Seele unauslöschlich; er behält nichts, als wofür er sich interessirt, aber dieß behält er auch ganz und so, daß er alle Augenblicke davon Gebrauch machen kann. — Große Staatsmänner und große Heerführer haben die Geschichte nicht anders gekannt; und kaum hat der sie nöthig anders zu kennen, der nur Beyspiele und Rathschläge bey ihr sucht. Ein dritter wird vielleicht, nach einem eben so langen und ämsigen Studio, immer noch Namen, Personen und Begebenheiten verwechseln; weder das Ganze noch die einzelnen Theile haben sich in seinem Gedächtnisse erhalten, er weiß in der That von den Vorfällen selbst nichts: aber deswegen hat doch diese Wissenschaft ihre Frucht für ihn gebracht; während der Arbeit eine Menge von Uebungen, und nach derselben eine Menge von Reflexionen, Grundsätzen, Erfahrungen, die er nach und nach ohne deutliches Bewußtseyn aus den Begebenheiten herausgezogen hat, und die die Principien seines Denkens geblieben sind, nachdem er sich an keine einzige dieser Begebenheiten mehr erinnern konnte. Viel-

leicht giebt es einen vierten, der aus der Geschichte ungefähr eben so ein wesentliches Stück von ihr zurückbringt, als der rechnende englische Bauer aus der Oper, der die Violinstriche zählte; und doch würde sie noch immer einen Einfluß über seine Denkungsart und seinen Kopf behalten. — Dieß also ist des weisen Lehrers Arbeit und sein Verdienst, bey jeder Wissenschaft von ihrem eigenen und unmittelbaren Endzwecke, der Erlernung der Sachen, die sie enthält, noch den mannichfaltigen Gebrauch, der sich davon machen läßt, zu unterscheiden, und seiner Schüler Fähigkeiten aus diesem Gebrauche zu beurtheilen.

Der philosophirende Verstand, um uns nicht zu weit von ihm zu verlieren, zeigt sich am deutlichsten durch die Begriffe, die er selbst hervorbringt. In nichts unterscheiden sich die guten Köpfe von den schlechten so sehr, als in ihren Aufsätzen. Bey dem bloßen Lernen kann größre Aemsigkeit und vielleicht mehr Gedächtniß die leztern weiter gebracht haben: aber der Gebrauch,

den die erstern auch von ihrer geringern Kenntniß in dem machen, was sie für sich selbst denken, wird ihnen sehr bald ihren Vorzug wiedergeben. Zuerst ist immer etwas Eignes und Charakteristisches, wo die Kraft der Seele selbst schafft, nicht bloß empfangne Ideen zurückgiebt; zweytens äußert sich der Geist des Nachdenkens durch eine gewisse Verfolgung einerley Idee, durch eine Auseinanderwickelung allgemeiner Grundsätze, durch die Geschicklichkeit, viele Begriffe aus einem gemeinschaftlichen Gliede herzuleiten. Wenn auch in den einzelnen Begriffen noch Dunkelheit, in den Sätzen Irrthum, in ihrer Anwendung Spitzfündigkeit ist; so wird doch das Ganze zusammenhängen, ein Irrthum wird wenigstens durch den andern unterstützt werden.

Die Fähigkeit nachzudenken, mit einem Grade von Einbildungskraft vermischt, giebt das, was wir nach Verschiedenheit der Gegenstände Witz oder Scharfsinn nennen. Es ist bekannt, daß man zu dem Gebiete des ersten die Aehnlichkeiten, und zum Gebiete des andern die Unterschiede der

Dinge bestimmt. Aber darauf hat man nicht immer Acht gegeben, daß diese Verbindungen oder diese Trennungen bald durch die Einbildungskraft und bald durch den Verstand geschehen können; daß es einen sinnlichen und einen vernünftigen Witz gebe.

Das, was man den Witz im engern Verstande nennen könnte, und was in der Welt unter diesem Namen gemeiniglich bekannt ist, besteht in einer gewissen Erfindsamkeit, verborgne und doch einleuchtende Verbindungen unter Begriffen zu entdecken, die von einander sehr entfernt scheinen. Man hat die Productionen desselben Einfälle genannt, um dadurch die Art von Vergleichungen auszuschließen, die durch Untersuchung und Nachdenken gefunden werden, und den Charakter der Schnelligkeit anzuzeigen, der diesen Werken des Witzes wesentlich ist, und ihr vornehmstes Verdienst ausmacht. Es ist begreiflich, daß diese außerordentlichen Verbindungen unter sehr fremdscheinenden Ideen schlechterdings eine gewisse Mannichfaltigkeit und einen unordentli-

chen Reichthum von Objekten verlangen, unter welchen sich von Zeit zu Zeit einige zusammen finden müssen, die einer solchen Verbindung fähig sind. Um deswillen ist die Gesellschaft und ein vermischtes abwechselndes Gespräch der eigentliche Ort und die Werkstätte des Witzes. Wo eine fortgehende Reihe von Begriffen die Absicht ist, da sind die Ideen alle von einerley Art, ihre Uebereinstimmung wird schon vorhergesehen, und darf nur von dem Verstande bestimmt und abgewogen werden. Ein witziger Kopf befindet sich also oft weit besser unter einer Gesellschaft leerer Schwätzer, die niemals auf einer Sache beharren, und deren durch einander gehende verworrene Begriffe desto seltsamere Verbindungen erlauben, (noch das Vergnügen der Eitelkeit hinzugerechnet, das Leben und die einzige Seele der Gesellschaft zu seyn,) als bey einer Zusammenkunft verständiger Männer, deren Gedanken gleichförmiger und regelmäßiger fortgehen.

Man sieht leicht, daß diese Art von Witz sich mit dem, was wir den praktischen Verstand ge-

nannt haben, besser als mit dem theoretischen verträgt. Die Einbildungskraft muß viele Begebenheiten und Bilder im Vorrath haben, und sie muß durch jeden Anlaß, durch die kleinste Verwandtschaft der gegenwärtigen Dinge an dieselbe erinnert werden, wenn die Vernunft sie eben so geschwind soll vergleichen können. Ueberdieß liegen diese Aehnlichkeiten, die der Witz aufsucht, nicht in dem Wesentlichen und Innern der Sachen, nicht, so zu sagen, in ihrer Struktur, sondern nur in der äußern Gestalt, in ihren zufälligen und abwechselnden Merkmalen. Aber diese leztern können, ihrer Menge und ihrer Kleinheit wegen, nicht durch deutliche Begriffe erkannt werden; und wer durch diese am meisten denkt, übersieht sie, oder stellt sie sich falsch vor. Endlich ist der Schein des Ohngefährs, der dem wirklich witzigen Einfalle nothwendig ist, niemals zu erhalten, wenn die Ideen zu sehr in einander gegründet sind, und man augenscheinlich die Folge einsieht, in der man auf sie hat kommen können. Der zu genaue und innere Zusammenhang also,

der zwischen den Ideen in einem bloß philosophirenden Kopfe seyn muß, wenn eine die andre soll erwecken können, macht ihm leichte und zufällige Verknüpfungen unmöglich; seine Einfälle haben immer das Ansehen des Studirten und Ausgedachten. In der Gesellschaft sind die Erfahrungen leicht zu machen, die dieses bestätigen. Wenn eine gewisse Materie zum Gespräche aufgeworfen wird, so sind gemeiniglich, (wenn überhaupt die Gesellschaft nicht aus Dummköpfen besteht,) zwo Parteyen in der Art, wie sie mit dem Gegenstande umgehen. Die einen wollen die Sachen als eine wirkliche Materie des Gesprächs, die andern nur als eine Gelegenheit dazu brauchen. Jene wissen von den Dingen nichts zu sagen, als in so fern sie sie selbst untersuchen können; diese finden an den Beziehungen derselben Stoff zum Reden genug, entweder durch die Erinnerungen, die sie in ihnen erwecken, oder durch die Anwendungen, die sie davon machen können. Besonders ist die Gabe gut zu erzählen das Eigenthum des witzigen Kopfs. Die Theile einer Begeben-

heit so zu ordnen, daß diejenigen neben einander kommen, deren Aehnlichkeit oder deren Kontrast den Eindruck machen soll; sie durch den Ausdruck in das gehörige Licht zu stellen, und ihr ein lächerliches, oder wenigstens ein außerordentliches Ansehen zu geben: alles das hindert der bloße reine Verstand durch die Langsamkeit, mit der er verfährt. Zum Untersuchen sind diese Sachen zu klein und zu mannichfaltig; ein gewisses Gefühl muß sie uns finden lehren, und dieses Gefühl giebt der Witz. Aber eben deswegen ist es dem witzigen Kopfe so natürlich, Geschichte zu erdichten, oder die wahren zu verunstalten. Da die seltsamen Verbindungen unter Vorfällen immer angenehmer sind, als die unter Ideen: so erzählt er noch lieber, als er Einfälle sagt. Und weil nun in der wirklichen Welt, besonders in dem engen Zirkel der Erfahrungen eines einzigen Menschen, solche Verbindungen weit seltner vorkommen, als sie der witzige Kopf braucht: so muß er oft die Armuth der Natur in diesem Stücke ersetzen, oder wenigstens dem Alltäglichen der Bege-

benheiten durch einen Zusatz von seiner eigenen Schöpfung aufhelfen.

Auf keine Fähigkeit thun sich Aeltern bey ihren Kindern mehr zu gute, und bey keiner können sie leichter hintergangen werden, als bey dem Witze. So wie der wirkliche Witz seinen Erfindungen den Schein des bloßen Zufalls und eines nicht vorhergesehenen, nicht zur Absicht gehabten Lächerlichen geben muß: so kann hinwiederum der Zufall in der That oft eben das hervorbringen, was sonst nur das Werk des Witzes ist. In einem Kopfe, wo schon die Ideen nach gewissen Absichten und nach gewissen Regeln geordnet werden, ist dieses nicht möglich, oder wenigstens selten. Aber wo noch die Seele alle Begriffe, die ihr vorkommen, ohne den geringsten Grund ihrer Aehnlichkeit oder ihrer Verbindung dabey nöthig zu haben, zusammensezt; da müssen nothwendig unter der Menge ganz ungereimter und nichtsbedeutender Verknüpfungen einige vorkommen, in die sich ein lächerlicher oder ein verständiger Sinn hineinlegen läßt. Ein Zweig des Witzes ist die

Naivetät. Sie besteht darinnen, wenn unter dem Scheine der Einfalt und der Unwissenheit eine große oder doch eine auffallende Wahrheit gesagt wird; wenn der Ausdruck ungereimt oder einfältig, und der Sinn groß ist. Wenn man nun bey Kindern solche Ausdrücke noch dazu mit der einnehmenden Miene der Unschuld und der Freundlichkeit vorbringen hört, so glaubt man, sie sind naiv, ob sie gleich bey ihnen oft wirklich Einfalt sind. Man bemerkt nämlich nicht, daß der Gedanke, den man sonst vielleicht mit diesem oder einem ähnlichen Ausdrucke zu verbinden gewohnt ist, bey dem Kinde wirklich fehlt; der, den es hatte, war vielleicht so nichtsbedeutend oder so wiedersinnig, als der Ausdruck. Daher scheinen so oft diese artigen Einfälle, die im dritten Jahre bewundert wurden, Ungereimtheiten im achten. Das Kind sagt izt nichts schlechters, als zuvor; aber man wird nur mehr gewahr, daß der Gedanke, den man vorausgesezt hatte, nicht vorhanden sey; der angenommene Kontrast zwischen Be-

zeichnung und Idee fällt weg, das Naive wird tölpisch.

Wenn es aber auch noch leicht wäre, den wahren Witz zu erkennen, so ist es doch gewiß schwer, die übrigen Fähigkeiten des Kopfes nach demselben zu beurtheilen. Natürlicherweise äussert sich der Witz am ersten, weil auch unter einem kleinen Vorrathe von Ideen schon genug Zusammensetzungen möglich sind, und dieß eben das Werk und das Verdienst des Witzes ist, das Verborgne zu finden: aber er ist deswegen nicht immer die Ankündigung eines großen Geistes. Mit dem philosophischen Geiste verträgt er sich selten; eine sehr feurige Einbildungskraft verzehrt ihn so zu sagen, und er findet nur bey einer gewissen Mittelmäßigkeit dieser beiden Hauptfähigkeiten statt. Alles, was er sucht, liegt nur auf der Oberfläche, und bedarf weder ein tiefes Nachdenken, noch eine sehr starke Empfindung.

Er ist sogar, wenn er zu frühzeitig ausgebildet wird, der Uebung der andern Fähigkeiten schädlich. Da er die Seele gewöhnt, immer von

dem Wesentlichen der Sachen abzugehen, und auf ihre Zufälligkeiten und ihre äußern Verhältnisse zu sehen, so verhindert er die Untersuchung; und indem er die Aufmerksamkeit der Seele bey jedem Gegenstande theilt, und sie von der bloßen Betrachtung gleich auf Anwendungen desselben abzieht, so läßt er keinen starken und bleibenden Eindruck zu. Der Witz ist der Diener und der Gehülfe der Eitelkeit. So wie er das Licht ist, welches die Talente den Augen des großen Haufens sichtbar macht, so erhöhet er sie zugleich in den Augen des Menschen selbst. Die Geschicklichkeit, sich mit Vortheile zu zeigen, erweckt die Begierde, es oft zu thun; und so wird die Bemühung, neue Vorzüge zu erwerben, durch die Bemühung, seine alten sehen zu lassen, gestört.

Man sollte sich aber um desto weniger um diese Fähigkeit Mühe geben, weil sie unter allen übrigen die wenigste Cultur zuläßt oder erfodert. Sie entwickelt sich von selbst, und man kann nichts anders zu ihrer Ausbildung thun, als sie regieren und im Zaume halten. Der Witz ist vor-

treflich, wenn er in eine Seele, die schon mit Ideen und Bildern angefüllt ist, als die lezte Verschönerung hinzukömmt. Der Reichthum wird alsdann zugleich zur Pracht, und die Gestalten, in welche die Seele ihre Begriffe kleidet, werden eben so schön, als die Begriffe selbst gesund und vollkommen sind. Sollen aber diese Ideen und Bilder erst gesammlet werden, dann ist seine Geschäftigkeit schädlich und hinderlich.

Aber diese ganze Gattung von Witz ist nicht die einzige. Es giebt einen andern so zu sagen reflektirenden Witz, der mit der zwoten Art von Imagination, von der wir oben geredet haben, in Verbindung steht; ein Witz, der nicht unter einzelnen Dingen, sondern unter allgemeinen Ideen, und nicht äußere Verhältnisse, sondern innere Uebereinstimmungen, aber auf eine solche Art sucht, daß man die Operation des Verstandes und die Folge der Begriffe, durch welche diese Uebereinstimmungen sind gefunden worden, nicht gewahr wird. Nämlich ein bloß gesunder natürli-

cher Verstand, ohne diesen Witz, hält keine andern Ideen gegen einander, als wo sich schon aus dem, was er von ihnen weiß, ihre Uebereinstimmung vorhersehen läßt, und wo es also bloß darauf ankömmt, dieselbe auf etwas Bestimmtes und Deutliches zu bringen. Auf diese Art verfährt die kluge Vorsichtigkeit in den gewöhnlichen Geschäften des gemeinen Lebens, und die bescheidene Lehrbegierde in der Erlernung der Wissenschaften. Diese Eigenschaften sichern den Menschen vor Verwegenheit und Irrthum; aber sie machen ihn auch zu großen Unternehmungen und zu neuen Entdeckungen untüchtig. Wenn aber mit dem Verstande sich der Witz vermählt, so wird der erste beherzter und unternehmender. Er bekömmt einen gewissen geheimen Zug, die unähnlichsten Begriffe mit einander zu vergleichen, und die entferntesten zusammenzubringen; das Feld seiner Geschäftigkeit wird größer, die Vergleichung geschieht schneller; die Verbindungen, die er macht, werden mannichfaltiger und neuer.

Es giebt ferner in der Philosophie, im Erklären und im Beweisen eben so wohl einen gewissen Geschmack, als in den Künsten und in den Werken des schönen Geistes; ein dunkles Gefühl von der Stärke oder der Schwäche der Gründe selbst, ehe man sie noch genau geprüft hat; ein vorläufiges Urtheil von der Wahrheit oder der Brauchbarkeit seiner Ideen vor der Untersuchung. Dieser Geschmack nun wird von dem Witze, von dem wir reden, und den die Lateiner Sagacität nennen, hervorgebracht. Er weiset dem Nachdenken die Punkte an, auf die es sich zu richten hat. Bey der Erlernung der Wissenschaften bringt er eine schnelle Begreifung und eine richtige Anwendung der vorgetragnen Wahrheiten hervor; bey einem höhern Fortgange äußert er sich durch eine gewisse Erfindsamkeit, die Seite des Dinges zuerst zu finden, von der sie sich am besten angreifen läßt, und den Begriff von ihm zu fassen, der am leichtesten und am fruchtbarsten bearbeitet werden kann. So zeigt er sich z. B. in der Mathematik durch die Wahl der Beweise, durch die Abkürzung

des Weges, und durch eine gewisse feinere Verwickelung und eine unvermuthete Auflösung der Aufgaben.

Mit dem Witze gehört der Scharfsinn zu einer Klasse. Der Scharfsinn scheint mehr auf der Partey des philosophischen Verstandes zu seyn, so wie der Witz auf der Seite des dichterischen. Denn eben das Unterscheiden und Absondern, mit dem der Scharfsinn zu thun hat, bringt die Abstraktion hervor, oder ist eine Folge derselben. Um deswillen ist die Subtilität, die eine Wirkung dieser Ursache ist, so oft für die Eigenschaft der Philosophen angesehen worden. — In der That aber giebt es auch einen Scharfsinn, der sich mit dem Witz vermischt, und unter seinem Namen verbirgt. Die Begriffe von Aehnlichkeit und Unterschied sind immer gegenseitig, und wo Uebereinstimmungen bemerkt werden, da muß man die Verschiedenheiten zugleich mit empfinden, die von jenen abstechen.

Die andere Gattung von Scharfsinn äußert sich nur bey der Erlernung der Wissenschaften.

Man hat aber nicht so wohl ihn kennen zu lernen, als die Fehler, zu denen er verleiten kann. Die falsche Anwendung von Scharfsinn ist Spitzfindigkeit, und besteht in der Entdeckung nichtswürdiger oder falscher Unterschiede.

Das frühzeitigste und beynahe das sicherste Zeichen des Scharfsinns ist ein richtiger Gebrauch der Sprache. Jede Sprache hat eine Menge Wörter und Ausdrücke, die im Hauptbegriffe übereinkommen, aber sich doch durch so bestimmte und ausgemachte Nebenbegriffe unterscheiden, daß es wenig Fälle giebt, wo der Gebrauch derselben ganz gleichgültig wäre. Diesen Unterschied genau zu bemerken, und aus der Natur und der Verbindung der übrigen Begriffe zu beurtheilen, welcher von diesen Unterschieden hier nothwendig oder wenigstens schicklich sey, das kann nur der Scharfsinn; und eben dieses ist es, was die Genauigkeit im Ausdrucke ausmacht. Leute, die selbst den Werth jedes Worts und den Gedanken jeder Rede genau wissen, werden leicht an jungen Leuten diese Verschiedenheit bemerken. Einige sa-

gen alles nur halb; sie sind zufrieden, wenn man nur ungefähr gewahr wird, was sie sich denken; sie nehmen immer das gewöhnlichste Wort zuerst, und kennen keine andre Wahl des Ausdrucks, als die Nachahmung, weil sie keine Unterschiede kennen, nach denen sie ihre Wahl bestimmen sollten. Bey andern hingegen sieht man wenigstens die Bemühung, für ihre jedesmaligen Ideen einen ihnen eignen Ausdruck zu finden; man bemerkt, daß sie auf den Zusammenhang des ganzen Gedankens Achtung gegeben, und in den Worten mehr als den ganz groben Begriff, der in allen andern Synonymen eben so gut war, gesucht haben. In der That, weil diese Richtigkeit des Ausdrucks der Grund und beynahe das wesentlichste Stück der Schönheit des Stils ist, so sollte bey den Ausarbeitungen, die man junge Leute machen läßt, auf keine Eigenschaft so sehr gesehen werden. Ein richtiger Gebrauch der Sprache bringt in unsere Vorstellungen eine größere Mannichfaltigkeit, indem er uns unter Begriffen, die wir sonst für einen einzigen gehalten hätten, Unter-

schiede finden läßt, durch die sie zu mehrern werden. Er macht die Entwickelung der Ideen leichter, indem er uns bey jedem Begriffe, den wir aufklären wollen, die am nächsten damit verwandten zeigt, von denen der Begriff durch die Erklärung abgesondert werden muß; er giebt uns endlich mehr Stoff zur Philosophie, indem er mehr Bedeutungen der Worte als so viel sinnlich klare Begriffe uns anweiset, die wir deutlich zu machen, und durch genaue Merkmale zu bestimmen haben.

Jetzo sind wir im Stande, uns den Begriff von einem Genie zu machen. — Wir haben gesehen, daß einige Fähigkeiten in gewisser Maaße einander entgegen stehn, und daß man sie deswegen ordentlicher Weise nur unter verschiedenen Menschen vertheilt findet. — Aber wenn dieselben in einem bestimmten Falle diesen Streit aufheben; wenn sie in einer gewissen Seele zusammenkommen, und sich einander das Gegengewicht halten; wenn sie sich endlich alle zusammen auf einen gewissen Gegenstand vereinigen; alsdann

Bayerische Staatsbibliothek München

bringen sie ein Genie hervor. — Ueberhaupt heißt Genie entweder alles, was in unsern Fähigkeiten von der Natur herrührt, und wird dem Erlernten oder der Gelehrsamkeit entgegengesezt; oder es zeigt eine höhere Klasse von Geist an, und in diesem Verstande nehmen wir es jezt. — Es giebt also so viel Genies, als es Gegenstände für besondere Fähigkeiten giebt. Wir wollen zum Beyspiel das dichterische Genie nehmen. Es ist klar, daß seine herrschende Eigenschaft die Einbildungskraft seyn muß, die von richtigen, starken und feinen Empfindungen geleitet, von einer einsichtvollen, aber praktischen Vernunft ausgebildet, und durch den Witz ausgeschmückt wird. Aber wenn die nachdenkende oder die philosophirende Vernunft dieser nicht zur Seite gienge, so würden sich diese Bilder und diese Begriffe nicht ausdrücken lassen; denn alle Worte sind Zeichen für abgezogne Begriffe. Diese Uebereinstimmung und Vereinigung also von Empfindungskraft und Vernunft, wovon die eine die Bilder, die nachgemacht werden sollen, vorstellt; die andre

sie ordnet und die Farben herbeyschafft, mit denen sie entworfen werden: dieses macht das Eigenthümliche und das Seltne von diesem Genie. Fähigkeiten, die sich in gewissem Grade aufheben, müssen sich bey ihm vereinigen; die Erinnerungskraft, die die Ideen durch ihre Folge und Verbindung aufweckt, muß mit dem Gedächtnisse, das ganze Reihen von Begebenheiten wieder darstellen kann, verbunden seyn; die Empfindungen müssen so ungestört bleiben, als wenn die Seele sich bloß mit dem Gegenstande selbst beschäftigte, und doch muß die Seele zugleich einen geheimen Blick auf sich selbst thun, um diese Empfindungen gewahr zu werden, und sie in den gehörigen Schranken zu halten. Empfinden und Denken zugleich, das ist die große Kunst des Dichters.

Ich will nur noch einige allgemeine Merkmale, woran sich gute Köpfe überhaupt erkennen lassen, hinzusetzen:

Erstlich. Die Eitelkeit hat bey ihnen weniger Einfluß, und die Erwartung des Lobes ist

bey ihnen ein schwacher oder überflüßiger Bewegungsgrund, weil die Sache selbst schon für sich sie beschäftigt und einnimmt. Ein guter Schriftsteller und ein wirklicher Gelehrter wird schon durch das Vergnügen, das er genießt, indem er schreibt oder lehret, hinlänglich belohnt, ohne erst die Hoffnung zu Hülfe zu nehmen, daß es andre wissen werden. Wer also nicht mit einer gewissen Leidenschaft an seine Arbeit geht; nicht aus Vergnügen über seine eigne Beschäftigung bey derselben aushält, ohne alles Interesse des Eigennutzes oder des Ehrgeizes; wer bey seiner Wissenschaft oder bey seinem Werke einen andern Bewegungsgrund, als das Angenehme des Gegenstandes selbst, und das Vergnügen seine Kraft auszuüben bedarf, der ist ohne Genie.

Zweytens. Gute Köpfe, die, wenn sie für sich ohne Aufforderung und ohne Anstrengung über eine Materie denken, voller Einsichten sind, werden vielleicht an den Zeiten und Orten, wo sie sich am meisten zeigen wollen, und wo es eigentlich darauf ankömmt, eine Probe ihrer Fähigkei-

ten zu geben, weniger leisten als andre. Dieses ist eine nothwendige Erinnerung für Lehrer, die oft sehr unrichtig die Fähigkeiten ihrer Schüler aus den öffentlichen Prüfungen beurtheilen. — Die Ursache davon ist zum Theil physisch. Zum Denken wird eine gewisse Bewegung des Bluts und der Lebensgeister erfodert. Die, bey welchen sonst diese Bewegungen langsam und schläfrig sind, werden bey einer außerordentlichen Gelegenheit, wo dieselben durch die Leidenschaft des Ehrgeizes, der Furcht, der Hoffnung beschleunigt und verstärkt werden, besser und richtiger denken. Dahingegen die andern, bey welchen der gehörige Grad von Bewegung ordentlicher Weise vorhanden ist, wenn die Bewegung durch eben diese Leidenschaft noch mehr beschleunigt wird, eben dadurch unfähiger werden. — Zum Theil ist die Ursache sittlich. Jede Leidenschaft entzieht dem Gegenstande einen Theil von der Aufmerksamkeit und von der Kraft der Seele, und nimmt sie für sich weg. Je stärker man also die Leidenschaften erregt, um desto mehr schwächt man eine jede an-

dre Anwendung der Seelenkräfte; und zwar gerade da am meisten, wo diese am größten, und also zugleich die Leidenschaften am stärksten sind: dahingegen bey andern, wo Triebfedern fehlen, wo die Wirksamkeit der Seele an und für sich klein ist, eben diese Leidenschaften nützlich seyn können.

Drittens. Gute Köpfe haben selten eine gewisse Art von so anhaltendem, und, wenn ich so sagen darf, sklavischem Fleiße. Sie unterrichten noch weit lieber sich selbst, als sie sich unterrichten lassen, und ihre Seele beschäftigt sich lieber damit, selbst Begriffe hervorzubringen, als sie bloß einzusammeln. — So richtig diese Bemerkung ist, so würde sie verführen können, wenn man sie nicht gehörig einschränkte. Zuerst also steht der Grundsatz fest: Ohne fortgesezte und vielfältige Uebung, und ohne eine Erlangung von mannichfaltigen Kenntnissen, kann keine einzige Fähigkeit des menschlichen Geistes, und wenn sie auch von der eigentlichen Gelehrsamkeit noch so entfernt wäre, zur Vollkommenheit gelangen.

Aber diese Uebungen können entweder von uns selbst gewählt, oder von andern vorgeschrieben seyn; diese Kenntnisse können uns entweder von andern beygebracht, oder von uns selbst aufgesucht werden. Mittelmäßige Köpfe hängen in beiden schlechterdings von ihren Lehrern ab; sie sind niemals begierig, mehr von der Sache zu wissen, als ihnen von derselben ist gesagt worden, und niemals kömmt ihnen die Lust zu andern Arbeiten an, als die ihnen aufgegeben sind. Ihre ganze Bemühung also besteht bloß im Fassen und im Wiederholen, und diese beschäftigt sie genug, um zu nichts anderm weder Zeit noch Neigung zu haben. Gute Köpfe hingegen finden in dem Unterrichte ihrer Lehrer nur einen Stoff, den sie selbst erst bearbeiten, sie suchen sich die Quellen der Kenntnisse, die sie brauchen, selbst; und ob sie gleich diejenigen nicht vernachläßigen, die ihnen angeboten werden, so sind sie doch nicht so ängstlich begierig darnach, als die andern, die darin das einzige Mittel ihrer Aufklärung finden. — Dieß ist die eine Ursache dieser Erscheinung. Die

andre ist, daß mit einer größern Fähigkeit auch nothwendig eine größere Leichtigkeit im Arbeiten verbunden ist. Bey einer gleichen Anzahl von Beschäftigungen werden also natürlicherweise die ersten doch mehr Zeit unbeschäftigt seyn, als die andern. — Lehrer von Einsicht werden dieses Merkmal nutzen, und den Fleiß, der eine behende und zugleich anhaltende Wirksamkeit ist, (das eigene Gepräge des Genies,) von der bloßen Arbeitsamkeit, die in einer ämsigen und unermüdeten Wiederholung einerley vorgeschriebner, und vielleicht immer fruchtloser, Bemühungen besteht, unterscheiden. Nur Lehrer von eingeschränkten Einsichten, die noch dabey Eitelkeit haben, werden die Fähigkeit ihrer Schüler nach der Zeit abmessen, die sie in ihren Hörsälen zugebracht haben, und den beständigen Zuhörer auch für den geschicktesten halten.

Es ist also nur noch die zwote Frage übrig, zu welcher Art von Geschäften oder Wissenschaften jede Fähigkeit gehört. Ueberhaupt ist schon aus der Erklärung dieser Fähigkeiten selbst klar, daß

der bloß philosophirende Verstand für die Theorie, der andre für die Ausübung ist; der eine Gelehrte, der andre Leute von Geschäften oder Künstler macht. Huart hat diesen Theil unsrer Materie schon sehr gut abgehandelt, und wir brauchen also nichts als einige Anmerkungen zu machen, die sich hauptsächlich auf die Wissenschaften einschränken sollen.

Unter der Klasse von Menschen, die man Gelehrte nennt, sind einige bloß dazu bestimmt, die schon bekannten Wahrheiten fortzupflanzen, und die Wissenschaft zu lehren; andere, sie zu erweitern: die dritten, sie auf das menschliche Leben und den wirklichen Nutzen der Gesellschaft anzuwenden. Man würde sehr unrecht thun, wenn man lauter Genies für die Wissenschaften foderte, da es doch eine Menge von Aemtern und Verrichtungen giebt, die einen Gelehrten fodern, und die ohne Genies besser bestellt werden. Gesunder Verstand, (bon sens) das heißt, eine nicht sehr tiefsinnige, aber doch richtige Vernunft, die sich an den gewöhnlichen Gegenständen der menschlichen Kennt-

nisse geübt hat; eine Gabe, die Gedanken andrer zu fassen, und in den Sinn dessen, was man liest oder hört, einzudringen; ein Gedächtniß, welches, wenigstens bey einer hinlänglichen Wiederholung, die alten Gedanken erneuert, und uns in den Stand sezt, immer das wieder von neuem zu lernen, was wir von Zeit zu Zeit vergessen: das ist für diese Aemter und für die Klasse von Gelehrten, die sie besorgen, und also ohne Zweifel für den grösten Theil, hinlänglich. Wenn zu diesen Fähigkeiten des Verstandes noch gewisse Eigenschaften des Charakters hinzukommen; erstlich die Beharrlichkeit, welche Schwierigkeiten überwindet, und auch einen langsamen Fortgang ununterbrochen verfolgt; zweytens eine Sorgfalt, keine Begriffe eher für erlernt anzusehen, bis sie sie andern wieder beybringen können: so können recht gute Lehrer auf Akademien und Schulen daraus werden, sie können gute Köpfe zubereiten, und mittelmäßigen ihre Bildung geben. Man würde also durch die Strenge, die alle mittelmäßigen Köpfe von der Gelehrsamkeit ausschließt,

dem Staate mehr schaden als nützen. Geister von höhern Gaben lassen sich entweder schwerlich zu diesen Diensten brauchen, oder verrichten sie in der That schlechter, weil sie sie unwillig oder zerstreut thun, und sie nur als Nebendinge ansehen, von denen sie je eher je lieber wieder loszukommen suchen. Ein geschickter Lehrer wird einen jungen Menschen, der in diese Klasse von brauchbaren Gelehrten kommen kann, bald erkennen. Seine Gedanken werden niemals etwas Eigenes und Hervorstechendes haben, aber sie werden auch niemals abgeschmackt seyn; er wird oft andern nachahmen, aber er wird es doch auf eine schickliche Art zu thun wissen; er wird fleißig, bedachtsam und überlegt seyn, und vor allen Dingen bey dem Mittelmäßigen, was er macht, sich einer gewissen höhern Vollkommenheit bewußt seyn, die er nicht erreichen kann. In der That kann eine sehr mittelmäßige Arbeit, ein schlechtes Gedicht, von einem ganz guten Kopfe herrühren: aber wenn er es selbst für vortreflich hält, wenn er den Unterschied gegen andre nicht fühlt, dann

ist er verloren. Ein solcher muß die Wissenschaften verlassen.

Die andere Klasse von Gelehrten, welche die Wissenschaften erweitern sollen, erfodert wirklich das, was man Genie nennt, das heißt, irgend eine Fähigkeit in einem vorzüglichen Grade und die übrigen in einer gehörigen Unterordnung, sie zu unterstützen. Wir haben hier das meiste schon gethan, da wir die Merkmale dieser Fähigkeiten angegeben haben. Die Wissenschaften selbst braucht man hier nicht erst auszuzeichnen; zuerst, weil solche Köpfe für sich selbst die Gegenstände finden, die für sie gemacht sind; zweytens, weil fast jede Wissenschaft so viel verschiedene Seiten hat, daß man eben so viel verschiedene Köpfe braucht, um sie anzubauen.

Nur bey der Wahl der Wissenschaften ist noch dieß zu merken. Man suche den jungen Leuten einen wirklichen Begriff von denselben beyzubringen, so daß sie im Ganzen, (und so weit es, ohne sie erlernt zu haben, möglich ist,) ungefähr voraussehen können, was sie darinne zu erwarten

haben, und stelle mit ihnen kleine Proben über die Sachen einer jeden Wissenschaft an. Man kennt aus dem Xenophon die Schule der Gerechtigkeit der Perser, in welcher der Lehrer nicht bloß die Gesetze des Rechts vortrug, sondern seine Schüler auch nach denselben über Streitigkeiten den Ausspruch thun ließ. Wäre es nicht möglich, daß man auf diese Art junge Leute über jede Gattung etwas versuchen ließe, und dann auf diejenige, in welcher sie das Beste lieferten, ihre Neigungen zu leiten suchte? Man bemühe sich ferner, so viel möglich den Eindruck zu zerstören, den auf die ersten Jahre die äußern Blendwerke eines jeden Standes gemacht haben, und lege dem jungen Menschen, wenn man kann, ein getreues Gemälde von dem menschlichen Leben und den verschiedenen Ständen desselben vor. Nichts ist hierbey so wichtig, als ihn zu überzeugen, daß die Glückseligkeit und das Elend beynahe allenthalben gleich, und fast nirgends von dem Stande, sondern durchaus von der Person abhängig sey.

Die Prüfung der Geschicklichkeiten muß weniger durch öffentliche Examina und feyerliche Untersuchungen, als durch die beständige Aufmerksamkeit auf die gewöhnlichen Arbeiten, geschehen. Ueberdieß sollten die ersten Probestücke nicht sowohl ganz neue Ausarbeitungen seyn, die gemeiniglich elend und leer sind, und nur den Stolz der jungen Leute vermehren, und die Zeit zum Lernen nehmen, sondern freye Wiederholungen des Gelernten. Das erste, wodurch sich die Seele im Denken übt, ist, die Gedanken anderer mit eignen Ausdrücken zu wiederholen, und einige eigne damit zu vermischen. Durch nichts also könnte man die Geschicklichkeit besser erforschen, als wenn der Schüler (der während des Unterrichts nichts oder nur so viel, als zur Erhaltung der Aufmerksamkeit nothwendig ist, aufzeichnen müßte) für sich selbst alsdann eben diese Materie, als wenn er zu unterrichten hätte, schriftlich oder mündlich vortrüge. Man würde auf diese Art sowohl die Art von Wissenschaft, als den Grad der Fähigkeit, der einem jeden zukäme, erkennen.

Die dritte Klasse, welche die ausübenden Gelehrten in sich begreift, erfodert in der That oft weit weniger Gelehrsamkeit, als Klugheit und Witz. Die Merkmale von diesen Fähigkeiten sind also auch die Bestimmung für die Praxis. Man wird diese Sache ziemlich richtig einsehen, wenn man sich nur an das Beyspiel der praktischen Arzneykunst erinnert. Man weis, wie oft große Kuren von Leuten sind verrichtet worden, deren Wissenschaft sehr mittelmäßig war. Man kann daraus wenigstens ohne weitere Untersuchungen die Nothwendigkeit lernen, auf diese Merkmale Achtung zu geben. Es ist nichts gewöhnlicher, als Leute von wirklichem Verdienst verachtet zu sehen, bloß weil sie sich nicht in den Plätzen befinden, wo sie von ihren Gaben Gebrauch machen können. Leute von großer Gelehrsamkeit, die auf einer Akademie die Stütze ihrer Wissenschaft werden könnten, leben oft ohne Nutzen und ohne Ansehen, weil sie durchaus obrigkeitliche Aemter bekleiden, oder überhaupt Geschäften vorstehen wollen.

Ich will dieses Ganze nur noch mit der Bemerkung einiger Hinderniſſe beſchließen, die der Prüfung der Talente im Wege ſtehn.

1) Ein jeder Menſch kann gröſtentheils von den menſchlichen Fähigkeiten nur nach ſeinen eigenen urtheilen; und je eingeſchränkter er ſelbſt iſt, deſto weniger kann er höhere Vollkommenheiten begreifen. Daher kömmt es, daß, da das Maaß, welches er annimmt, ſchon zu klein iſt, die Größe, welche er mißt, zu groß herauskömmt, und er alſo immer über ſeine Fähigkeit ein zu günſtiges Urtheil ſpricht. Dieſe Bemerkung zeigt uns erſtlich die Nothwendigkeit, über unſer Genie andre urtheilen zu laſſen, die ſelbſt Genie haben. Zweytens giebt ſie uns ein Merkmal, woran wir unſer eignes prüfen können.

2) Jeder Menſch ſteht in gewiſſen Verbindungen, die ſeiner Eitelkeit entweder aufhelfen und ſie unterſtützen, oder in andern, die ſeine wirkliche Fähigkeit verkleinern und unterdrücken. Es iſt nur gar zu gewiß, daß unſre eigne Gemüthsart in die Beurtheilung unſrer ſelbſt einen

zu großen Einfluß hat. Und so, wie in Absicht auf die Moral, die Schwermuth oder der Leichtsinn das Maaß unsrer Tugenden und Laster verfälscht; so werden auch oft Furchtsamkeit und Mistrauen unsre Fähigkeiten herunterſetzen, oder Dreistigkeit und Munterkeit sie vergrößern. Der Eine sucht selbst nicht so viel in seinem Verstande, als er finden würde, wenn er nur Zutrauen zu sich hätte, und läßt daher einen Theil seiner Gaben ungebraucht; der Andre sucht in sich so viel, und vielleicht noch etwas mehr, als er hat, und wendet also eine kleinere Kraft mit größerm Nachdruck an. Um also diesem Hindernisse abzuhelfen, ist es eine Regel für den Lehrer, die Wage auf beiden Seiten einigermaßen gleich zu machen, entweder, indem er dem einen etwas weniger, dem andern etwas mehr als Gerechtigkeit wiederfahren läßt, oder indem er sie in solche Umstände und Verbindungen sezt, wo diese ihre Leidenschaften ohne Einfluß sind. Vornehmlich aber muß er sich dadurch warnen lassen, seine Schüler nicht nach einzelnen Fällen, in denen sie sich entweder sehr

vortheilhaft oder nachtheilig gezeigt haben, sondern nach dem Ganzen zu beurtheilen.

3) Dieß ist endlich noch ein großes Hinderniß bey dieser ganzen Untersuchung, daß wir eine lange Zeit, von uns selbst und andern, bloß nach der Größe unsers Gedächtnisses beurtheilt werden. Wie viel weißt du? ist immer die erste Frage, die man an ein Kind thut. Das heißt mit andern Worten so viel, als: was hast du behalten? und gemeiniglich verlangt man alsdann die Wiederholung der Gedanken, die man ihm selbst vorgesagt hat, und zwar auch gerade mit den Ausdrücken, in denen sie uns am deutlichsten scheinen. Und doch kann das Kind, welches bey einem solchen Verhör oft verstummt, und sehr fehlerhaft und zerstückt das wieder erzählt, was es gehört hatte, ein weit fähigerer Kopf als das andre seyn, das alles auf das genaueste hersagt. Die wahre Untersuchung des Vermögens zu denken ist, wenn man zwo Personen über eine Materie, über die sie gleich viel Erfahrung und Unterricht haben, ihre eignen Meynungen und Urtheile sagen oder aufschreiben

läßt. Der gute Kopf wird hier den Mangel des-
sen, was er vergessen hat, durch eigne Betrach-
tungen ersetzen, der andre wird entweder bloß
wiederholen, oder nichts hervorbringen. Daher
wird auch in den Gedanken des einen mehr Me-
thode und anscheinende Bündigkeit seyn, weil sie
bloß entlehnt sind, in des andern seinen mehr Un-
regelmäßiges, aber zugleich mehr Eigenthümliches.
Die Natur giebt auch ihren geringsten Werken ge-
wisse Vorzüge vor den bloßen Werken des Fleißes
und der Kunst, die dem Auge des Kenners nicht
entgehen.

Betrachtung

einiger

Verschiedenheiten in den Werken der ältesten und neuern Schriftsteller, besonders der Dichter.

Aus dem zehnten Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste.

Dem Geiste der Kinder, sagt Quintilian, wird eine Menge abwechselnder Arbeiten weniger schwer, weil sie dieselben mit einem g ringern Bewußtseyn und mit weniger freywilligen Anstrengung thun; eben so wie ihr Körper sich durch die Bewegung weniger ermüdet, weil sie eine kleinere Last mit minderer Gewalt, und ohne sich selbst zu fühlen, in Bewegung setzen. Ueberdieß,

sezt er hinzu, messen sie niemals in ihren Gedanken ab, wie viel sie schon gethan haben; da hingegen bey den Erwachsenen die Ermüdung beynahe öfter aus dem Ueberdenken und der Erinnerung der Arbeit, als aus dem Gefühle der Kraftlosigkeit entsteht. — Anmerkungen von der Art, welche dieser Schriftsteller oft macht, wenn er für sich selbst denkt, erregen den Wunsch, daß er weniger Fleiß auf die Wiederholung und Berichtigung der Ideen seiner Vorgänger gewandt hätte.

Die Erfahrung, welche in dieser Anmerkung ausgedrückt ist, stimmt mit einer andern vollkommen überein, die der erwachsene Mann bey sich selbst, und eben deswegen vielleicht mit mehr Zuverläßigkeit machen kann. Welche Arbeiten des Geistes gerathen wohl in irgend einer Art besser, als diejenigen, bey welchen man sich am wenigsten ängstlich bemüht, sie vortreflich zu machen? Welche unserer Begriffe sind wohl die reichsten, lebhaftesten, in der Entwickelung am fruchtbarsten? Die, welche ein freywilliges Nachdenken

über den Gegenstand nach und nach aus den bekannten Ideen hervorgearbeitet, oder die, welche ein oft bloß zufälliger schneller Blick auf die Sache aus der Reihe sich selbst darbietender Vorstellungen aufgefaßt hat? Die Werke, die man für das Publikum schon bestimmt, indem man sie verfertiget, sind gemeiniglich unter dem, was man für sich selbst oder für solche Freunde macht, von deren Beyfall und Achtung man sich schon versichert hält. Der Wunsch, etwas Gutes hervorzubringen, die Begierde nach den Vortheilen, die uns unser Werk, wenn es gelingt, zuwege bringen soll, die Achtsamkeit endlich auf unser eigenes Bemühen, es zu Stande zu bringen, alles dieß ist eine Art von Zerstreuung, durch welche diejenige Kraft, die ganz auf den Gegenstand vereinigt seyn sollte, auf sich selbst zurückgekehrt, und durch Unruhe und Hoffnung verzehrt wird.

Die obige Anmerkung ist aber noch einer andern Anwendung fähig, und diese ist eigentlich unser Zweck. Da das menschliche Geschlecht und der einzelne Mensch in dem stufenweisen Fortgange

ihrer Fähigkeiten einander so ähnlich sind, so findet man hier einen Grund von der nothwendigen und unausbleiblichen Verschiedenheit, die zwischen den ältesten und den spätern Arbeiten desselben seyn muß. Es giebt in beiden eine Zeit der Kindheit und des männlichen Alters. In den Werken der ersten sehen wir eine Kraft, die sich durch ihre bloße Energie und die Gegenstände getrieben fühlt zu wirken, und deswegen in ihrer natürlichen Thätigkeit durch nichts gestört wird; in den Werken der andern eine Kraft, die erst durch ein besonderes Interesse gereizt werden muß, die nach Absicht und in Hofnung eines gewissen Erfolges wirkt, und die eben deswegen in ihren Aeusserungen eingeschränkt, und von ihrer natürlichen Richtung abgebracht wird. In den Werken der einen Zeit werden sich die Schriftsteller ihrer Ideen nur so zu sagen entschütten, die ihnen durch die Gegenstände selbst und eine ganz unwillkührliche Beobachtung derselben aufgedrungen worden; — in den Werken der andern werden sie Ideen, die sie gesucht und ausgearbeitet haben, in der Ab-

sicht mittheilen, sich Beyfall und Ruhm zu erwerben. Der älteste Schriftsteller ist das Kind, das den ganzen Tag ohne Absicht hin und her läuft, und niemals fühlt, wie müde es ist, weil es sich bey keinem Schritte mehr an denjenigen erinnert, den es schon gethan hat, noch den voraus sieht, den es noch zu thun gedenkt. Der neuere Schriftsteller ist ein Wanderer, der immer den Ort im Gesichte hat, wo er hin will, in der Begierde anzulangen seine Schritte zählt, und sich durch das Uebersehen des zurückgelegten und des noch vor ihm liegenden Weges freywillig entkräftet.

Dieser eine Umstand hängt mit vielen andern zusammen, die sich, dünkt uns, so am besten entwickeln lassen, wenn man sich zuerst alle die Verschiedenheiten der beiden Zeitalter vorstellt, und alsdann sieht, was für Einfluß sie auf die Werke des Geistes, und vornehmlich auf die Schriftsteller haben mußten.

Die erste und größte Verschiedenheit liegt in der Art und Weise, diejenigen Begriffe zu bekommen, die der Schriftsteller mittheilen soll. Bey

uns ist fast das einzige Mittel das Lernen. Unterricht und Lesen lehren uns meistentheils alles kennen, was wir wissen; und beides unternehmen wir nicht anders, als in so fern wir es zur Ausführung eines gewissen Plans brauchen. Bey den Alten scheint diese Erlernung weniger Studium als instinktmäßige Beschäftigung gewesen zu seyn. Ihre Sinnen waren ihre Lehrer, sie sahen, sie hörten, sie dachten zu Folge der Eindrücke, die die Natur und ihre Verhältnisse mit andern Menschen auf sie gemacht hatten.

Was erstlich die sichtbare körperliche Natur betrifft, so weit sie durch den Anblick erkannt werden kann: so kannten sie sie in der That besser, als wir, und diese Kenntniß kostete ihnen keine Arbeit. Wir werden von Kindheit an erst durch unsere Erziehung, dann durch unsere Lebensart und Geschäfte von dem Anblicke der Natur abgehalten; und viel also von dem, was wir durch unsere eignen Augen lernen könnten, müssen wir erst von unsern Lehrern und aus Büchern erfahren. Die Klasse von Menschen, unter welchen es

fast allein Schriftsteller giebt, lebt bey uns beständig in ihren Häusern eingeschlossen; ihre Beschäftigungen und ihre Zeitvertreibe sind größtentheils innerhalb der vier Wände ihres Zimmers. Nur gelegentlich, nur auf Augenblicke werden unsere Menschen in das freye Feld hinausgeführt. Und dann sind sie gemeiniglich schon ermüdet und zerstreut, oder ihr Kopf ist schon mit so viel kleinem Eigennutze, mit dem Entwurfe so vieler Vergnügungen, mit so viel selbstgemachten Ideen und Begierden angefüllt, die das eingeschränkte bürgerliche und häusliche Leben giebt, daß sie selten mehr lebhaft von dem gerührt werden, was sie sehen und hören, wofern es nicht neu und außerordentlich ist, und ihre Aufmerksamkeit durch einen stärkern Reiz an sich zieht, als der bloß einfache Eindruck auf ihre Sinne ist. — Wir beobachten also sehr wenig selbst. Viele Dinge geschehen täglich vor unsern Augen, oder sind nur wenig Schritte von uns, die wir doch kaum eher bemerken, als bis wir sie in Büchern gefunden haben. Die Dichter müssen uns erst sagen, was

eine schöne Gegend sey, und wie die Sonne auf und untergehe. Die Abwechselung der Jahres- und der Tageszeiten, die verschiedenen Gestalten der Natur, die sichtbaren Eigenschaften und Veränderungen der Pflanzen und Thiere gleiten, ihrer Gewöhnlichkeit und unsrer Zerstreuung wegen, nur über die Oberfläche unserer Seele weg, und berühren sie kaum, wenn wir sie nicht zuvor schon durch Beschreibungen haben kennen lernen. Erst durch die Kopien werden wir auf die Originale aufmerksam, weil wir in der Vergleichung zwischen beiden eine Beschäftigung finden, die mehr nach unsrer itzigen Denkungsart ist, als die freye Beobachtung selbst.

Was die Kenntniß betrifft, die der Mensch nur von Menschen und durch seine Verbindung mit ihnen bekommen kann; so scheint es zwar, daß unser itziger Zustand uns weit gesellschaftlicher gemacht, uns in mannichfaltigere Verhältnisse mit andern Menschen gesetzt habe, und sie uns also auch von mehrern Seiten kennen lehre. Und das ist in gewissem Verstande auch wahr.

Auf einer andern Seite aber sind wir in der That mehr von ihnen abgesondert, als in dem frühesten Zeitpunkte der Gesellschaft. Itzo kennt jeder Mensch nur einige wenige Menschen seines Standes, von seiner Denkungsart, von seinen Gesinnungen. Alle übrigen Klassen und Stände der Menschen, sammt ihren Begriffen und ihren Empfindungen bleiben ihm Zeitlebens fremde, wenn er sie nicht höchstens aus Büchern lernt. Der Umgang mit andern Menschen ist ein Recht geworden, das uns nur gegen die zusteht, mit welchen wir gleiches Ranges sind. Wenn wir mit Höhern umgehen wollen, so müssen wir uns dieß erst durch gewisse Vorzüge, die Aufsehen machen, verdient haben. Jeder entfernt sich von denen, die unter ihm sind, und zu denen, die über ihm sind, darf er sich nicht nahen. Oder wenn auch zuweilen der Eigennutz der Geringern, oder die Begierde belustigt zu werden bey den Vornehmern, oder endlich eine edlere, minder eingeschränkte Denkungsart auf beiden Seiten diese Gränzen überspringt; so bleibt doch der Umgang frostig, ohne diejenige

Offenherzigkeit und Vertraulichkeit, die uns allein die Kenntniß fremder Herzen gewähren, und uns in dem Umgange mit ihnen eine Quelle zu Beobachtungen eröffnen kann. In den alten Zeiten waren fast alle Glieder einer Stadt, einer Republik einander bekannt. Die Staaten waren kleiner. Ihre Bürger hatten alle ein gewisses gemeinschaftliches Interesse; Geschäfte, die sie oft zusammenbrachten; öffentliche Zusammenkünfte, wo sie sich durchaus kennen lernten; Feyerlichkeiten, an denen sie alle Theil nahmen. Die Rechte der verschiedenen Stände äußerten sich weniger durch eine gegenseitige Entfernung von einander in dem gesellschaftlichen Leben, als in einer Unterordnung bey der Ausführung offentlicher Geschäfte. Das Befehlen und Gehorchen war bey denen Gelegenheiten, wo es eigentlich darauf ankam, die Pflichten seines Standes zu erfüllen, sehr strenge. Aber sobald diese Gelegenheiten vorüber waren, so stellte sich eine Art von Gleichheit wieder her. Einen weit größern Unterschied unter den Menschen macht der Reichthum, als der Rang; und

nur dadurch, daß beide gemeiniglich bey uns vereinigt zu seyn pflegen, ist die Absonderung der Stände aufs höchste gestiegen. Das Verhältniß, das der Befehlende gegen den Gehorchenden hat, kann er nur unter gewissen Umständen zeigen, und so lange, als die Art von Handlungen vorkömmt, die er anzuordnen versteht. Hingegen der Unterschied, den der Reichthum macht, ist beständig, und erstreckt sich auf alles. Wohnung, Hausgeräthe, Kleidung, Aufwand der Tafel, Kostbarkeit der Ergötzungen, alles, was der Reiche hat und thut, ist anders als bey dem Armen. Der eine kann also seine Erhabenheit, und der andre seine Niedrigkeit niemals aus den Augen verlieren. — Ueberdieß bildet sich durch die lange Absonderung auch endlich ein Unterschied in dem, was man Anstand und Sitten nennt, in der Art, sich zu betragen und auszudrücken. So willkührlich auch diese Begriffe bald an die eine, bald an die entgegengesezte Art etwas zu thun und zu sagen verknüpft werden, so sind sie doch das erste, wornach wir den Vorzug und die Verdienste des Men-

ſchen meſſen; und dieß alſo ſezt endlich die vor-
her ſchwankende und oft niedergerißne Gränze
zwiſchen Leuten von Stande und gemeinen Leuten
feſt, und hebt alle Möglichkeit zur Wiedervereini-
gung auf. Beyläufig zu ſagen: die Begriffe und
die Geſinnungen des gemeinen Mannes ſind bey
weitem nicht ſo ſehr von der feinern Welt ihren
unterſchieden, als die Verſchiedenheit des Aus-
drucks vermuthen läßt. Es gehört aber, auch
ſelbſt für den denkenden Mann, etwas dazu, ſeine
eignen Vorſtellungen unter einer niedrigen ihm
ungewöhnlichen Bezeichnung wieder zu erkennen.
Was geſunder Verſtand, natürlicher Scharfſinn,
und Witz durch Erfahrung gebildet geben kann,
das hat der geringere Theil des menſchlichen Ge-
ſchlechts mit dem größern gemein, und oft in ei-
nem höhern Grade. Aber die Gewohnheit macht,
daß wir dieß alles nicht mehr für das halten, was
es iſt, wenn es uns nicht unter der Geſtalt, auf
die Art gewendet, mit den Worten geſagt vor-
kömmt, wie wir es zu denken gewohnt ſind. Die
Vernunft muß ein mehr didaktiſches Anſehen krie-

gen. Manche Beobachtung, die in dem Munde eines gemeinen Tagelöhners verächtlich ist, weil sie sich nur auf etwas einzelnes und uns gering scheinendes beziehet, würde, von einem Philosophen gesagt, sobald er sie mit abstrakten und zugleich edlern Worten ausgedrückt, sie allgemein und vielleicht dadurch unrichtiger gemacht hätte, eine Entdeckung scheinen. Und doch ist der Verstand gerade die Kraft, deren Wirkung noch am wenigsten von dem Werkzeuge abhängt, dessen sie sich bedient. Bey den Ideen der übrigen Fähigkeiten können wir oft kaum bis auf den Grund kommen. Wir wissen immer nicht, ist es das Wort oder die Sache, die wir jedesmal witzig und artig und groß nennen. Wenigstens sind es die Falten des Gewandes, durch die wir den Bau des Körpers beurtheilen. Wenn also die Mittheilung der Ideen das einzige Band der Gesellschaft seyn kann, sobald der Eigennutz schweigt und die Bedürfnisse befriedigt sind; so giebt es kein solches mehr unter Gliedern einer Nation, die eine sich fremde Sprache reden, und von einan-

der weder geliebt noch hochgeschätzt werden können. Dieß alles fällt in den ersten Zeiten weg. Erziehung und Sitten, und Kenntnisse und Sprache sind noch unter die verschiedenen Stände eines Staats gleich ausgetheilt. Nichts ist durch Verabredung, unedel und verächtlich worden. Jedes Ding, jedes Wort, macht noch den Eindruck, den es vermöge seiner Natur oder seiner Bedeutung zu machen im Stande ist; nicht den, welchen es bloß von Gelegenheiten und Umständen erborgt. — Also liegt in der That das Gemälde menschlicher Handlungen und Leidenschaften dem Beobachter mehr und in einem größern Umfange vor Augen.

Unsere Schauspiele, unsere Romanen, warum sind sie uns izt so reizend, oder vielmehr so nothwendig geworden? Zum Theil deswegen, weil sie uns in die menschliche Gesellschaft wieder versetzen, von der wir gewissermaßen ausgeschlossen sind; weil sie uns Menschen von allerley Ständen, und in weit wichtigern Auftritten ihres Lebens handelnd und redend zeigen, als wir selbst zu sehen

Gelegenheit haben; weil sie uns wieder in die Häuser der Großen führen, zu denen wir keinen Zutritt mehr haben, und uns mit der Vorstellung schmeicheln, daß dort diese Großen uns ähnlicher und weniger über uns erhaben sind, als sie zu seyn scheinen, wenn wir bloß die Mauern ihrer Paläste ansehen; weil sie uns in den niedrigsten Klassen, zu denen wir uns aus Vorurtheil und Stolz und angewöhntem Ekel nicht herablassen wollen, eben die Aeußerungen der Natur zeigen, die uns bey uns selbst gefallen: mit einem Worte, weil sie uns das Vergnügen, unter Menschen und unter Menschen aller Art zu seyn, das wir in der Wirklichkeit verloren haben, in der Erdichtung wieder verschaffen; und weil sie daher zugleich den Theil unserer Kenntnisse ergänzen, den wir durch Erfahrung nicht mehr einsammeln können.

Eben aus dieser größern Vereinigung der Menschen folgte eine gewisse allgemeinere Bekanntschaft mit ihren Verrichtungen, besonders zu einer Zeit, wo ein Theil der Bequemlichkeiten,

die durch diese Arbeiten verschafft wurden, noch ganz neu, und als ein wichtiges Geschenk für die menschliche Gesellschaft noch hochgeschätzt war. — Die Künste, die Handwerke, die Geschäfte des Ackerbaues, die Arbeiten jedes Standes waren weniger schwer zu erlernen, wurden von dem Theile, der sie nicht trieb, noch nicht verachtet, und machten ein Stück der allgemeinen Kenntniß aus, die sich jeder erwarb, ohne darnach gestrebt zu haben.

Auf diese Art also mußte sich ihr Geist mit mannichfaltigen Begriffen anfüllen, die ihm in der That weit weniger Bemühung, Nachdenken und Anstrengung kosteten, als uns unsere vielleicht eingeschränktern, aber mehr ergründeten Kenntnisse. Das Auge und das Ohr kann in einer kurzen Zeit von unendlich viel Sachen unterrichten. Nachdenken und Lesen hält uns lange bey wenig Gegenständen auf. Aber freylich zeigen uns jene auch nur die Erscheinungen, nur das, was uns zunächst und der Empfindung offen liegt, nur das Resultat von dem geheimen Spiele

der natürlichen Triebfedern; dahingegen uns diese zugleich daran gewöhnen, den innern Bau der Dinge und die Ursachen von den Begebenheiten zu erforschen. Wir wissen izt vielleicht weniger, wie die Dinge aussehen, aber wir wissen besser, was sie sind.

Dieser Unterschied nun in der Mühe oder Leichtigkeit, mit der wir gewisse Ideen bekommen, hat selbst auf die Gestalt dieser Ideen einen großen Einfluß. Wo eine Mühe überwunden werden soll, da müssen wir eine Begierde haben, deren Befriedigung der Beschwerlichkeit der Arbeit werth ist; da müssen wir uns eine Absicht vorsetzen, Mittel wählen; uns selbst zur Anwendung unsrer Kraft auffodern; sie, wenn sie ermüdet, oder sich von dem Gegenstande verliert, zurückbringen und festhalten; sie in ihren Operationen nach einem Plane leiten; dem natürlichen Fortgange unsrer Vorstellungen durch einen künstlichen entgegen arbeiten. Alle Begriffe, die auf diese Art entstehen, sind mehr unser Werk, als das Werk der Dinge, die wir betrachten. Unsre Regeln, unsre vorher-

gesammleten Begriffe haben immer mehr oder weniger an dem Eindrucke gekünstelt, den die Sachen auf einen völlig noch uneingenommenen Geist machen würden. Selbst das, was wir für reine lautere Beobachtung halten, ist schon zum Theil aus unserm übrigen Gedankensystem gefolgert. — Ueberdieß, je mehr wir uns die Hervorbringung und Zusammensetzung gewisser Gedanken Arbeit kosten lassen, desto mehr sind wir in Gefahr, die nächsten unmittelbarsten Verhältnisse der Begriffe zu übersehen, und dafür entferntere und weit hergesuchte zu wählen. Die einfältige, nackende, einleuchtende Wahrheit, so wie sie sich dem bloß ruhigen Zuschauer der Natur von selbst darbietet, wird von dem zu geschäftig suchenden Geiste übergangen, und an ihre Stelle sezt er eine Menge erkünstelter halb falscher Sätze, denen er erst durch den Ausdruck wieder einen Schein von Wahrheit und Aehnlichkeit mit der Sache selbst geben muß.

Das, was wir Anstrengung nennen, besteht nicht sowohl in einem gewissen Maaße der aufge-

wendeten Kraft, als in der Mühe, dieselbe von den Gegenständen, welche nach den physischen Gesetzen am stärksten auf unsere Sinne oder auf unsre Einbildungskraft wirken würden, abzuziehen, und sie auf solche zu richten, mit denen wir nach unsrer gegenwärtigen Lage gar nicht oder nur schwach beschäftigt seyn würden. Die Ideen können bey einem Schauspiele eben so lebhaft seyn, als bey einer Meditation. Die Aufmerksamkeit kann bey dem erstern sogar in einem noch höhern Grade angestrengt seyn. Aber in dem erstern Falle lassen wir uns nur beschäftigen; wir sind leidend; die Objekte bieten sich von selbst dar; der Fortgang unsrer Vorstellung ist vollkommen mit dem Fortgange der Veränderungen analogisch, die um uns her vorgehen. In dem andern Falle beschäftigen wir uns selbst. Wir selbst müssen die Gegenstände in uns erst hervorbringen, oder sie unserm Verstande gegenwärtig machen; den Eindruck der andern müssen wir dagegen schwächen oder bey Seite schaffen. Dieser Streit zwischen den Gegenständen, die eben izt auf unsre

Sinne wirken, oder die unsre gegenwärtige Verfassung uns ins Gemüthe bringt, und zwischen denen, die sich der Verstand zu betrachten vorgesezt hat; dieser macht eben das Beschwerliche und Ermüdende der Arbeit aus.

Der alte Dichter sah die Natur, ohne zu wissen, daß er diese Betrachtung als seine Bestimmung, oder als das Mittel zu gewissen Absichten zu betrachten hätte. Sie malte sich also in seiner Seele ab, ohne daß er einen einzigen Pinselstrich beygetragen, oder sie in ihrer Zeichnung geleitet hätte. Unsere Dichter, wenn sie die Natur beobachten, thun es schon immer in der Absicht, sie zu schildern, sie wollen sie gern schön sehen, oder wenigstens so, wie sie sich schön ausdrücken läßt; und dadurch wird das Gemälde ein Gemische von wahren Eindrücken, von bloß eingebildeten Zügen ihrer Einbildungskraft, und von abstrakten Begriffen, die sie durch Unterricht und Ueberlieferung bekommen haben.

Also schon der Weg, die Sachen selbst kennen zu lernen, welche den Stoff der Dichter aus-

machen, war bey den Alten und Neuen nicht derselbe. Die Sinne unterrichten den Verstand mehr bey den ersten, und der Verstand die Sinne mehr bey den andern. — Aber um das, was jeder von Begriffen sich gesammlet hat, mitzutheilen, dazu gehören auch noch Bewegungsgründe, und die sind wieder bey beiden verschieden.

In der Kindheit des Menschen und der menschlichen Gesellschaft kannte man die Langeweile nicht; man fühlte keine Bedürfnisse, sich durch seinen Witz Zeitvertreibe zu verschaffen. Bey allen den Menschen, deren Arbeit in Bewegung besteht, ist Ruhe eine hinlängliche Erholung. — Erst alsdann, da es Beschäftigungen im Kabinete gab, bey denen der Geist sich erschöpfte und der Körper nicht ermüdete, brauchte man Erholungen, die nicht in dem Aufhören der Beschäftigung, sondern in ihrer Abwechselung bestunden; solche, wo nur an die Stelle von der Anwendung der einen Fähigkeit die Anwendung einer andern, an die Stelle von Vorstellungen des Verstandes und des Nachdenkens sinnliche und imaginative

Eindrücke geſezt wurden. Dazu waren nun anfangs alle die Sachen gut genug, die heftig und lebhaft die Sinne rührten. Nach und nach wollte man nicht ſo ſtarke, aber mannichfaltigere, mehr abwechſelnde Eindrücke haben, ſolche, bey denen ſich noch überdieß Ideen von Richtigkeit und Schönheit antreffen ließen. Der Witz und die Einbildungskraft wurden zu den Regierern dieſer Vergnügungen beſtimmt. Nach einer Menge von Revolutionen in den Dingen, welche die Menſchen zu ihren Ergötzungen beſtimmten, iſt das Bedürfniß zu leſen an die Stelle vieler andern gekommen. Dieſes Bedürfniß zu befriedigen, ſezt ſich der Schriftſteller, und am meiſten der Dichter, vor. Natürlicherweiſe muß er ſich alſo in dem, was er unternimmt, nach der Natur des Bedürfniſſes richten, für welches er arbeitet. In der That werden bey uns die Dichter ſelten anders als zum Vergnügen geleſen, und der Dichter ſelbſt kann ſich ſchwerlich einen andern Endzweck vorſetzen. Iſt er durch das Vergnügen zugleich nüzlich, flößt er den Leſern, deren Zeit er verkürzt,

zugleich eine Anzahl nüzlicher Wahrheiten und tugendhafter Gesinnungen ein: vortreflich! wir wissen ihm dafür Dank, unserer Erholung so viel Werth in unsern eignen Augen gegeben zu haben; — und im Grunde würde es ihm auch ohne irgend einen Einfluß des Nutzens auf unsern Geist nicht einmal gelungen seyn, den Einfluß zu erhalten, uns Vergnügen zu machen. Aber bey dem allen wird er es doch nicht dahin bringen, daß wir uns aus der Lesung der Dichter, (wenn wir aus den Jahren der Erziehung heraus, und nicht selbst Dichter oder Kunstrichter sind) eine eigentliche Arbeit, eine Beschäftigung machten.

Noch eine andere große Verschiedenheit in den Werken der Schriftsteller liegt in dem Unterschiede ihrer Sprache. Oder vielmehr, wenn man bey den Werken einzelner Schriftsteller das, was ihnen, und das, was ihrer Zeit zugehört, zu leicht vermischen kann; so kann man hingegen aus der Vergleichung der Sprachen sicherer die Verschiedenheiten lernen, durch welche die ganzen Nationen und die ganzen Zeitalter sich charakterisiren.

Die Sprachen sind für den einzelnen Menschen, der durch die Geburt in eine schon civilisirte Gesellschaft eintritt, eben so viel schon zubereitete Formen, nach welchen er seine Begriffe zu modelliren genöthigt ist, oder unter welchen sie ihm allein bekannt werden. Und da der Verstand die Wörter braucht, nicht bloß andern zu sagen, was er denkt, sondern es sich auch erst selbst deutlich vorzustellen; da die Sprache nicht bloß das Werkzeug der Mittheilung, sondern auch der Bildung der Gedanken ist: so muß der Geist, der in den Werken jeder Nation herrscht, eben so verschieden seyn, als das Naturell ihrer Sprache.

Wenn wir die älteste griechische Sprache mit der unsrigen vergleichen, so finden wir, erstlich, was natürlicherweise bey Menschen seyn mußte, die beständig unter dem Anblicke der Natur lebten, und sie also überhaupt genommen besser kannten, als unsere immer eingeschloßne Menschen; wir finden, sage ich, die Sprache, in Absicht der natürlichen Dinge und ihrer sichtbaren Verände-

rungen, reicher als die unsrige. Sie hatte für Pflanzen, für Thiere, für die gewöhnlichsten Erscheinungen und Handlungen derselben, und für die Arbeiten, die der Mensch mit ihnen vornimmt, mehr Namen der allgemeinen Sprache, die bekannt, und an Würde und Deutlichkeit allen andern Wörtern der Sprache gleich waren. Unsere Sprache ist an solchen Wörtern arm. Nicht als ob die Personen, die mit jedem dieser Dinge als mit ihrem Geschäfte umgehen, sie nicht auch zu benennen wüßten. Aber diese Namen sind nur bloß den Leuten dieses Standes und dieser Beschäftigung bekannt. Eben deswegen wechseln sie auch von Provinz zu Provinz, von Stadt zu Stadt ab. Was von den wenigsten gekannt wird, das wird auch keinen allgemeinen festgesezten Namen haben, oder dieser Name wird unter dem besondern Beynamen jedes Orts bald verloren seyn. Wenn einmal die Sache aus der Zahl derjenigen weggeschafft ist, die sich alle Glieder einer Nation mitzutheilen haben, so braucht es auch kein Zeichen mehr, woran alle das Ding er-

kennen. — Wörter haben wir also wohl für alle diese Dinge, aber nur nicht bekannte, nicht edle Wörter.

Liest man den Homer da, wo er Gegenstände fürs Gesicht und besonders Bewegungen vorschreibt, so wird man gewahr, daß er für jede kleine Abänderung in der Gestalt der Sache ein besondres Wort hat, für die wir nur ein gemeinschaftliches, oder Umschreibungen haben. Er kann den Verfolg einer sinnlichen Veränderung, die Abwechselung, die die Bewegung der Körper in ihrem Anblicke hervorbringt, in ihrer vollständigen Folge auf einander vorstellen. — Wären uns eben die Sachen zu beschreiben gegeben worden, so würde uns unsre itzige Denkungsart und das Naturell unsrer Sprache darauf geführt haben, nur einen einzigen Umstand, den wir für den hauptsächlichsten gehalten hätten, herauszuheben. Wir hätten der Einbildungskraft unsrer Leser nur auf die Spur helfen können. Homer zeichnet ihr die Sache vollständig vor.

Man sehe z. B. die Beschreibung eines Sturms beym Homer Iliade IV B. v. 421.

Ὡς δ' ὅτ' ἐν αἰγιαλῷ πολυηχέϊ κῦμα θαλάσσης
Ὄρνυτ' ἐπασσύτερον Ζεφύρου ὑποκινήσαντος
Πόντῳ μὲν τὰ πρῶτα κορύσσεται αὐτάρ ἔπειτα
Χέρσῳ ῥηγνύμενον μεγάλα βρέμει, ἀμφὶ δὲ τ' ἄκρας
Κυρτὸν ἐὸν κορυφοῦται, ἀποπτύει δ' ἁλὸς ἀχνην.

Man vergleiche sie nur mit der Uebersetzung des Pope, oder mit der Beschreibung eines spätern Dichters, und man wird den Vorzug der homerischen Sprache im Ausdrucke sichtbarer Erscheinungen gewahr werden. Zuerst giebt er die Sache, die er malen will, nur überhaupt an, κῦμα ὄρνυτ'; aber er sezt ein Beywort hinzu, ἐπασσύτερον, das der Imagination schon ein sehr zusammengesetztes Bild giebt. Es zeigt das Drängen einer Welle gegen die andere an, die Schnelligkeit, mit der auf jede heranrollende und

ſich zerſchlagende Welle eine zweyte und eine dritte folgt, die das Auge beynahe mit der erſten vermiſcht. Pope drückt dieß einzige Wort durch zwo Zeilen aus:

The billows float in order to the ſhore
The wave behind rolls on the wave before.

Das Wort ὑποκινήσαντος zeigt nicht bloß, wie das Engliſche the Winds move the Seas, die Bewegung an, ſondern es beſtimmt auch die Art der Bewegung; es iſt ein innerer Aufruhr, der das Waſſer von der Tiefe in die Höhe treibt. Pope ſcheint dieß durch einen andern Vers ausgedrückt zu haben:

Till with the growing ſtorms the deeps ariſe.

Bis ſo weit hat Pope den Homer zwar umſchrieben, aber doch ausgedrückt; — aber wo dieſer die Beſchreibung der auf einander folgenden Geſtalten des ſtürmiſchen Meeres anfängt, da verläßt ihn ſein Ueberſetzer gänzlich. Eine allgemeine Redensart gilt für eine Menge beſtimmter und maleriſcher. Erſtlich wird das Meer nur noch leicht bewegt, es rüſtet ſich; κορύσσεται, noch

ist die Bewegung mitten im Meere, die Wellen zerschlagen sich gegen einander, keine reicht bis ans Ufer. — Aber der Sturm wächst, die Wellen werden größer, eine treibt die andre fort, die lezte bricht sich schon mit großem Geräusch am Lande, Χέρσῳ ῥηγνύμενον. Der Sturm erreicht seine größte Höhe, die Wellen thürmen sich bey den Vorgebirgen, wo sie weniger Raum haben, sich auszubreiten, krümmen sich in ihrer größten Erhebung, κυρτὸν ἐὸν κορυφοῦται, werfen an ihrer Spitze einen weißen Schaum aus, und stürzen wieder zurück. Diese auf einander folgenden Erscheinungen wird schwerlich irgend eine neuere Sprache mit gleicher Genauigkeit und Kürze ausdrücken können.

So werden wir in den meisten Beschreibungen Homers immer den Anblick, den die Sache gewährt, die Art und Weise, wie sie sich dem Auge darstellt, genau angegeben finden. Wenn wir bloß sagen: er hat ihn mit seinem Schwerte durchbohrt; so sagt er:

ἡ δὲ διὰ πρὸ
Ἀντικρὺ κατὰ κύσιν ὑπ' ὀσέων ἤλυθ' ἀκωκή.

διὰ, der Spieß gieng durch; πρὸ, er kam vorne wieder hervor; ἀντικρὺ, die Spitze war auf der entgegenſtehenden Seite von der, wo er ſie eingeſtoßen hatte.

Wenn er das Schwärmen der Bienen beſchreibt, ſo zeigt er uns alles, was das Auge dabey vorzüglich rührt: erſt das unaufhörliche Hervorkommen eines Schwarms nach dem andern aus dem Stocke; dann die zuſammengedrängten Truppe, die nur Einen Körper auszumachen ſcheinen; dann die Zertheilung und die mannichfaltigen Richtungen dieſer Haufen.

Ἠΰτε ἔθνεα εἶσι μελισσάων ἀδινάων
Πέτρης ἐκ γλαφυρῆς ἀεὶ νέον ἐρχομενάων
Βοτρυδὸν δὲ πέτονται ἐπ' ἄνθεσιν εἰαρινοῖσιν
Αἱ μὲν τ' ἔνθα ἅλις πεποτήαται αἱ δέ τε ἔνθα.

Hingegen ſind wir in Namen abſtrakter Begriffe und in Ausdrücken für die Verhältniſſe derſelben reicher. Wir haben erſtlich weit mehr Ab-

strakta gemacht, mehr Kräfte der Dinge, mehrere ihrer gemeinschaftlichen Eigenschaften, mehrere Beziehungen derselben auf einander wahrgenommen, und also auch benannt. Besonders haben wir in den Fähigkeiten und Operationen des Geistes eine Menge Unterschiede durch eigne Wörter kenntlich gemacht, die bey den Alten sich unter einem gemeinschaftlichen Namen vermischten. Ueberdieß haben wir Wörter, die diese abstrakten Begriffe geradezu ausdrücken; die den Verstand unmittelbar darauf führen, und ohne erst den Umweg durch ein gewisses Bild zu nehmen, aus dem jeder sich den hieher gehörigen Theil selbst aussuchen muß. Es sind zwar in allen Sprachen die Wörter für die Dinge aus der unsichtbaren und geistigen Welt ihrem Ursprunge nach Metaphern. Aber dieser Ursprung ist bey uns vergessen, die Metapher wird nicht mehr bemerkt. Bey den Alten war eben diese Metapher das einzige Mittel, sich den Begriff entweder selbst zu formiren, oder ihn andern verständlich zu machen. Die Etymologie erhält bey uns noch die Denkmäler

dieſes Ueberganges von den ſichtbaren Gegenſtänden zu den abſtrakten. Aber der Sprachgebrauch läßt uns nicht mehr an die erſten gedenken. — Urſprünglich konnte man ſich den Begriff eines Worts anders nicht aufklären, als indem man entweder das Ding ſelbſt, oder ſonſt etwas zeigte, das dem Dinge ähnlich war. Im leztern Falle mußten die Vergleichungsſtücke, die die Merkmale des Begriffs ausmachten, nothwendig nach der verſchiedenen Fähigkeit oder Aufmerkſamkeit deſſen, der die Vergleichung anſtellte, verſchieden ſeyn; und der Begriff war daher ſchwankend, und wurde auf ſehr ungleichartige Gegenſtände angewandt. Izt kommen wir freylich ebenfalls zulezt zu dieſem einzigen Hülfsmittel; aber nur erſt nach einem längern Umwege. Wir erhalten die Idee eines abſtrakten Wortes, indem wir es in eine ganze Menge anderer verwandeln, die concreter und von den ſinnlichen Begriffen ſo zu ſagen weniger entfernt ſind. So löſen wir immerfort Wörter in Redensarten auf, bis wir endlich auf ſolche kommen, die nicht anders, als durch die

Gegenwart des Objekts oder durch eine Metapher klar werden können; diese Verwandlung heißen wir Erklären. Wir werden also den Ursprung unsrer abstrakten Ideen aus den sinnlichen weniger gewahr, weil wir erst nach einer Succeßion von andern abstrakten Ideen darauf zurückkommen, und gemeiniglich diese Kette nicht bis so weit fortführen. In der ältesten Sprache war dieser Ursprung gleich unmittelbar bey jedem Worte sichtbar. Ein Bild für das Auge oder Ohr war das nächste Glied, an welches der allgemeine Begriff geknüpft war.

Drittens. Die älteste Sprache ist malerischer, als die unsrige; malerischer in einer doppelten Bedeutung. Erstlich: weil sie noch weniger zusammengesezte Ideen ausdrückte, so hatte sie auch noch weniger abgeleitete, und mehr Stammwörter; diese Stammwörter, je näher sie ihrem Ursprunge sind, je weniger sie noch an den ersten Tönen geändert haben, die die Menschen bey Erblickung eines gewissen Gegenstandes ausstießen, und die sie nachher brauchten, um ihn andern

wieder eingedenk zu machen, desto mehr kommen sie mit der Sache selbst im Tone oder Accent überein. Das Malen der Gegenstände fürs Ohr ist bey einer solchen Sprache weniger die Absicht des Dichters und das Werk seiner Kunst, als eine natürliche Wirkung der Wörter und Ausdrücke, welche die einzigen waren, die er wählen konnte.

Zweytens: Jedes Wort, das den sinnlichen Anblick der Sache unmittelbar in der Einbildungskraft rege macht, und zu dessen Bezeichnung nur ganz allein bestimmt ist, malt die Sache, in sofern die Erweckung des Bildes in der Imagination die erste und einzige Wirkung ist, die es thut. Es giebt in jeder Sprache Wörter, die von einer Sache oder Handlung gerade nur den sinnlichsten Theil ausdrücken, und denselben so geradezu, so ohne allen Nebenbegriff vorstellen, daß man an nichts, als an diesen sinnlichen Anblick der Sache, denken kann. Andere hingegen drücken mehr eine innere Beschaffenheit und Einrichtung des Dinges aus, oder, stellen es zugleich mit gewissen Nebenzügen vor, die den Eindruck des bloß sinnli-

chen Bildes schwächen, und die Idee mehr intellectuell machen. Starr ansehen und begaffen, etwas befühlen und betasten, sagt einerley; aber das erste drückt mehr die Handlung, und das andere mehr die körperliche Bewegung aus, die dabey vorgeht. Die alten Sprachen hatten einen Ueberfluß von der ersten Gattung von Wörtern und Redensarten. Die unsrigen haben auch noch einige; aber fast die meisten derselben sind in dem Munde des Pöbels. Es giebt bey uns eine Menge solcher niedrig gewordner Ausdrücke, die kein Mann von guter Lebensart, und noch weniger ein Schriftsteller brauchen darf, und die doch die Sache weit sinnlicher bezeichnen, sie so zu sagen weit mehr vor Augen stellen, als die edlern Ausdrücke.

Von allen diesen Verschiedenheiten nun in den Sachen, welche gekannt wurden, in der Methode sie zu erlernen, in den Werkzeugen sie auszudrücken, was mußten davon die Folgen in Absicht der Werke selbst seyn, die das Genie aus die-

sem Stoffe und in einer solchen Sprache hervorbrachte?

Erstlich muß in den alten Schriftstellern nothwendig mehr Originelles seyn. Wir nennen original, was seine nächste und unmittelbare Ursache in dem Dinge selbst hat, an welchem es erscheint. Diejenigen Gedanken sind original, die dem Menschen, der sie hat, ganz eigen, aus der individuellen Natur seines Geistes und seiner Verfassung entsprungen sind, und die eben deswegen von keinem andern eben so gedacht werden können.

Jeder Mensch hat seine eigenthümliche Form des Geistes, so wie seine Gestalt. Er ist anders organisirt, als die übrigen; die Gegenstände bringen in seinen Werkzeugen durch dieselbige Einwirkung doch andere Bewegungen hervor, und malen sich in seiner Seele mit andern Schattirungen ab. Er hat eine andere Anlage seiner Fähigkeiten, und richtet also seine größte Aufmerksamkeit auf andre Gegenstände, oder auf andere Theile derselben. Die Reihe der Dinge selbst, die er sieht, und die

Ordnung, in welcher er sieht, ist verschieden; und seine neuen Erfahrungen finden also bey ihm eine andere Grundlage vorher eingesammleter Begriffe, als bey jedem andern. Er hat andere Veranlassungen, sich an seine gemachten Erfahrungen zu erinnern. Also bleiben bey ihm gewisse Ideen haften, die den übrigen entwischen, weil gerade nur er den Anstoß gehabt hat, sie so oft, als nöthig war, zu erneuern. Dafür werden andere ihm dunkel, auf die ihn seine Umstände nicht oft genug wieder zurückgeführt haben. Er hat andre Neigungen, und daher auch die andre Bedürfniß, die Sachen kennen zu lernen. Er hat endlich andere Beyspiele vor sich, und hat seine einzelnen Begriffe auf eine andre Art zusammengesezt. In allen denen Ideen, die der Geist aus solchen Operationen selbst hervorbringt, die er aus seinen eignen Erfahrungen, durch seine eigne Art von Abstraktion schöpft, muß jeder Mensch etwas Eigenthümliches, oder mit einem andern Worte etwas Originelles haben. Wir geben aber den Gedanken desselben diesen Namen nur alsdann, wenn

die Unterschiede merklicher, und die Gedanken selbst von Wichtigkeit sind.

Also nur in denjenigen Begriffen eigentlich kann es eine vollkommene Uebereinstimmung unter mehrern Menschen geben, die sie sich einander schon unter einer abstrakten Form mit Wörtern ausgedrückt, überliefert haben. Diese Wörter und Ausdrücke sind in unsrer itzigen Welt für die Bedürfnisse und die Güter des Geistes, das heißt für die Ideen, ungefähr eben das geworden, was das Geld in Absicht der äußern Güter und Bedürfnisse ist; eine Art von conventionellen Zeichen, die man im gesellschaftlichen Verkehr an die Stelle der Sache selbst sezt, giebt und empfängt, nicht weil sie selbst das sind, was man begehrt oder mittheilen will, sondern weil man voraussezt, daß jeder sich bey Gelegenheit den wirklichen Werth des Dinges, den sie vorstellen, dafür eintauschen könne. Diese Wörter ruhen eben so oft ungebraucht in dem Gedächtnisse des Gelehrten, als das Geld im Kasten des Reichen, und befriedigen ihre Besitzer nur mit der bloßen Möglichkeit, sich

die Vorstellungen oder die Vergnügungen zu verschaffen, deren Symbole sie sind. Mit beiden lassen wir unsere Kinder lange vor der Zeit spielen, ehe sie begreifen können, wozu das eine angewendet werden könne, und was die andern bedeuten.

Nämlich eine solche allgemeine Idee, die jemand aus seinen eignen Beobachtungen noch nicht gefunden hat, muß, wenn sie bey ihm eine wirkliche Idee werden soll, erst mit den Erfahrungen zusammengehalten, und aus denselben so zu sagen aufgeklärt und bestätigt werden. Sie ist alsdann eine Art von Wegweiserinn, die ihm bey dem vorkommenden Falle anzeigt, worauf er zu sehen habe: und wenn er nun das Ding oder die Seite desselben auffindet, von welchem andre zuerst diesen Begriff genommen haben; wenn er unter den Factis, die ihm vorkommen, das Muster entdeckt, wovon die Wahrheit, die er zuvor den Worten nach gefaßt hatte, der Ausdruck seyn soll; dann ist es erst wahrhaftig sein Begriff, und sein Verstand weiß, was die Worte sagen wollen.

Aber die nach dieser Methode aufgeklärte Vorstellung hat weit weniger die unterscheidende Form seines Geistes, weil der Verstand dabey weniger frey zu Werke gegangen, weil die Aufmerksamkeit schon immer von der vorhergefaßten wörtlichen Idee geleitet worden, weil die Arbeit des Geistes mehr darauf gerichtet gewesen ist, die Dinge so anzusehen, sie sich so vorzustellen, wie es mit der Beobachtung und der Meynung der übrigen übereinstimmte, als die Sache in ihrem ganzen Umfange und nach der sämmtlichen Summe der Eindrücke, die sie auf ihn zu machen fähig war, kennen zu lernen.

Nun ist klar, daß in dem ältesten Zustande der Ideen mehr als izt gewesen seyn müssen, die jeder Mensch für sich aus seinen eignen Empfindungen, so gut er konnte, herleitete; und daß hingegen in dem unsrigen die überlieferten und mit gewissen Wörtern bezeichneten Ideen die Oberhand haben, solche, die nur umgetauscht, nicht von dem Geiste selbst hervorgebracht und geprägt werden. In jenem erwuchs der Mensch

ohne viel Unterricht. Aber desto mehr Gelegenheit, Muße und Auffoderung hatte er, seine Sinne zu brauchen. Was hernach sein Verstand mit den dergestalt gesammleten Ideen anfangen sollte, das hieng noch weit weniger von der Leitung und dem Beyspiele anderer, als von dem natürlichen Hange und den freywilligen Bewegungen eines jeden ab. Was jeder von der Natur oder vom Menschen kannte, das hatte er selbst an ihr gesehen. So oft er davon redete, so stund vor seiner Einbildungskraft wieder die Person, der Vorfall, die Begebenheit, an der er zuerst diese Beschaffenheit oder dieses Verhältniß wahrgenommen hatte. Bey ihnen hatte, nach des Protagoras System, noch jeder Mensch seine eigene Wahrheit. — Bey uns hingegen kömmt der Unterricht den Sinnen lange zuvor. Wie viel Namen sind nicht in dem Munde unsrer Kinder und Erwachsenen, ehe sie die Objekte gesehen haben, und die sie zum Theil niemals recht sehen. Wie viel Ausdrücke von Eigenschaften und Verhältnissen der sichtbaren und moralischen Welt brau-

chen wir nicht, ehe wir jemals durch unsre eigne Umstände sind veranlaßt worden, diese Verhältnisse kennen zu lernen, und ehe uns die Verknüpfungen der Dinge vorgekommen sind, bey welchen allein dieselben sich haben entdecken lassen. Wie viel allgemeine Sätze und Sentenzen, und Regeln und Sittensprüche können wir nicht schon auswendig, ehe wir noch den kleinsten Theil der vorläufigen Ideen haben, an deren Kette jene erst das lezte Glied seyn sollten. Unsere Ammen und unsere Lehrmeister bringen uns eine Menge solcher präsumtiver Kenntnisse durch Wörter und Formeln bey, von denen wir vor der Hand nur so viel wissen, daß etwas dabey gedacht werden soll, und von andern gedacht worden ist, die wir aber erst hinterdrein, und oft sehr spät, mit wahren Gedanken ausfüllen können. Wir hören und reden schon viel von menschlichen Handlungen und Tugenden und Fehlern, ehe wir noch einen Menschen mit Aufmerksamkeit haben handeln gesehen. Je mehr also die natürliche Ordnung unsrer Aufklärung umgekehrt wird, je mehr wörtliche ab-

strakte Ideen vor den sinnlichen und Erfahrungsideen vorhergehen, je mehr der Beobachtungsgeist dem System nachfolgt, und dasselbe nur zu bestätigen sucht, desto mehr Gleichheit unter den Begriffen mehrerer, die izt bloß den gemeinschaftlichen Theil ihrer Fähigkeiten und nach einerley Vorschrift geübt, und den eigenthümlichen vernachläßigt haben; desto weniger Originelles also.

Und so finden wirs auch in der That, wenn wir die Werke der Alten und Neuern ansehen. Muß es nicht einen etwas denkenden Menschen wundern, wenn er hört, daß alle die vornehmsten Gattungen der Dichtkunst, die, welche noch bis auf den heutigen Tag den ganzen Umfang menschlicher Werke in dieser Art zu umfassen scheinen, gerade zu der Zeit sind erfunden und festgesezt worden, da man am wenigsten über die Natur dieser Gattungen, und über die Verschiedenheiten, deren dieselben fähig wären, nachdenken konnte? Ist es nicht augenscheinlich, daß diese verschiedene Dichtungsarten nur so viel verschie-

dene Gestalten waren, die die Begriffe in dem Kopfe der ersten Schriftsteller annahmen? Daß die Klassifikation derselben, die wir izt als nothwendig ansehen, zum Theil von dem zufälligen Umstande abhieng, daß gerade solche und solche Genies die ersten waren, die die Aufmerksamkeit der Nationen auf sich zogen? Der erste poetische Erzähler alter Geschichte, und der, welcher in der Ode die Empfindungen bloß aus den Thatsachen herauszog, und diese als eine Art gröbern Stoffs liegen ließ, und der, welcher die Begebenheiten vor den Augen seiner Zuschauer vorgehen ließ: waren das Leute, welche bemerkt hatten, wie vielerley Formen die Vorstellung einerley Sachen annehmen könnte? Oder geriethen sie nicht vielmehr darauf, weil sie nach keinem Muster gebildet, sich bloß den Bewegungen ihres eignen Geistes überließen, und also durch die größre Leichtigkeit, die sie fanden, sich die Sachen auf die eine als auf die andre Art vorzustellen, getrieben wurden, diese zu wählen? Sobald aber die ersten Schriftsteller einen Grad von Ansehen und Ruf erhalten hat-

ten, so wurde nunmehr die natürliche Wirksamkeit der nachfolgenden gestört. Jedermann war auf diese Werke aufmerksam, und machte sich mit denselben bekannt. Eine neue Laufbahn zur Ehre und zur Achtung war geöffnet. Am Ende derselben sah man diese Männer angelangt. Jedermann sezte sich also nunmehr in Bewegung; nicht mehr dahin, wohin er selbst natürlicherweise ohne Wegweiser gegangen seyn würde, sondern dahin, wo er sahe, daß andre vor ihm glücklich gewesen waren. Endlich kam die Philosophie, die immer Gründe findet, warum das Ding, das auf die eine Art geschehen ist, nur auf diese einzige Art geschehen konnte, theilte die Dichtkunst a priori in so viel Klassen, als der Zufall und die Natur der ersten Dichter verschiedene Werke hervorgebracht hatten, und schränkte nun vollends die Freyheit der folgenden Schriftsteller durch den Schein von Vollständigkeit ein, den sie dieser Klassification gab.

So haben bey allen Arten der Erfindungen die besondern Umstände, die Talente und der Ge-

schmack der ersten Person, die durch dieselbe bekannt worden ist, entschieden, nach welchen Regeln alle künftige arbeiten sollten. Die erste Entdeckung eines neuen Werks zum Nutzen oder zur Bequemlichkeit der Gesellschaft, ist ein Werk des Zufalls, das heißt, eines Zusammenflusses von Ursachen, die wir nicht aus einander setzen können. Sobald der Mensch die Früchte derselben genießt, so giebt ihm seine Trägheit so viel Anhänglichkeit an die Form, unter welcher er die Sache zuerst gesehen hat, daß nun gar nicht mehr davon die Rede ist, ob nicht vielleicht, wenn noch nichts erfunden wäre, sein eigner Verstand ihn auf einem andern Wege zu demselben Ziele würde geführt haben. Eine zweyte Erfindung kostet oft mehr als die erste, weil man, außer der Schwierigkeit der Unternehmung selbst, noch zugleich den Hang der Nachahmung überwinden muß.

In der That ist es wohl begreiflich, daß die Empfindungen des Menschen in Versen oder in Prose sich auf nicht mehr als vier oder fünferley

Arten sollten mittheilen lassen; daß es entweder eine Erzählung mit Götter- und Heldengeschichten und Wundern und Erscheinungen; oder eine dialogische Vorstellung, und zwar diese, wenn sie traurig ist, zwischen Königen und Fürsten, und wenn sie lustig ist, zwischen Bürgern und Bedienten; oder daß es ein Gesang, und in diesem alsdann nur Empfindungen mit Enthusiasmus und Unordnung; oder daß es endlich eine Fabel seyn müsse, wenn etwas ein Gedicht seyn soll? Man stelle sich einmal vor, unser Klima wäre zuerst bevölkert, unsere Nation zuerst civilisirt, unsere Sprache zuerst ausgebildet worden; unsere Religion, unsere Geschichte, unsere Naturkenntnisse, unsre Regierungsformen wären die ältesten gewesen. Hätte sich wohl auch ein einziges Stück der alten Dichtkunst so vorstellen lassen, wie es izt ist? Hätte wohl irgend ein Mensch an Epopeen und Oden und Schauspiele nach Art der Alten denken können? Würden wir wohl, wenn wir von der ganzen Natur und dem menschlichen Geschlechte nichts weiter gewußt hätten, als was

wir izt wirklich vor Augen haben, alle die Einrichtungen abgerechnet, die ſchon den Geiſt der alten Zeit in die unſrige verpflanzen; würden wir wohl auf viele von den Regeln gekommen ſeyn, die izt die klaſſiſchen Schriftſteller der neuern beobachten?

Man ſehe nur, wie genau die ganzen Formen unſerer poetiſchen Werke zu der Lage und Verfaſſung und Geſchichte von Griechenland, und wie wenig ſie zu der unſrigen paſſen! Bey jener machen ſie einen Stein des ganzen Gebäudes aus, bey uns ſind ſie ein angeflickter Zierrath. Ihre Epopee enthielt ihre älteſte Geſchichte, den Urſprung ihrer Städte und ihrer großen Geſchlechter. Was der Dichter dort in eine zuſammenhängende Erzählung brachte, das hörte ſtückweiſe ſchon das Kind an der Bruſt ſeiner Mutter, das beſang der Jüngling an den Feſten der Götter und Helden, davon redete der Sachwalter vor Gerichte, der Patriot im Rathe, der Heerführer im Felde. Ihre Oden, ihre Schauſpiele, der Stoff und die Form derſelben, waren in die be-

sondern Ceremonien ihres Gottesdienstes, oder in die besondern Feyerlichkeiten ihrer Zusammenkünfte, oder in die Verfassungen ihrer Regierungsformen so eingewebt, daß sie nur unter diesen auf alle Weise ihre Veranlassung, ihre Beziehung, ihre volle Wirkung hatten.

Der Glanz, den ein berühmt gewordner Dichter oder Redner von sich wirft, blendet ohne Zweifel seine unmittelbaren Nachfolger am meisten, und die Nachahmungssucht ist in der That niemals ausschweifender und sklavischer, als gleich nach der Epoque der Erfinder. So war es in Griechenland, so in Rom, so in Italien zu den Zeiten Petrarchs. Die ersten Dichter wurden von den nächsten Jahrhunderten nicht bloß als Originale angesehen, die man aus freyer Hand nachzeichnen wollte, sondern als Modelle, in welche man sein Werk bis auf die kleinsten Fugen passen mußte. — Nach und nach, da die Anzahl der aufgeklärten Völker, unter denen es Dichter giebt, größer geworden, haben sich auch die Originale vermehrt: die Verehrung hat sich getheilt,

die Philosophie hat uns Möglichkeiten gewiesen, wo wir auch noch keine Beyspiele haben, und wir, die wir izt so spät kommen, haben eben dadurch, daß uns so viele Muster zum Nachahmen überliefert worden, den Vortheil erlangt, daß es uns leichter wird, mitten unter der Nachahmung noch etwas von dem Eignen unsers Kopfes und Herzens zu behalten.

So erhält der menschliche Geist in seinem weitesten Fortgange auf einige Art das Recht wieder, was er bey seinen frühesten Versuchen gehabt hatte. Die ersten Genies waren Originale gewissermaßen aus Nothwendigkeit. Was hätten sie anders seyn sollen, da sie die ersten waren? Die nachfolgenden waren viele Jahrhunderte durch, aus Trägheit und aus Bewunderung, ihre Nachahmer. Dieser Einfluß würde vielleicht nicht so lange und so merklich fortgedauert haben, wenn nicht Zwischenzeiten von Unwissenheit und Barbarey den menschlichen Geist auf seiner Laufbahn aufgehalten, oder ihn beynahe wieder ganz bis an die Schranken zurückgebracht hätten. Und

wäre es nur noch reine einfältige Unwissenheit, ein Mangel aller Kultur gewesen: so hätte sie wenigstens die Freyheit des Menschen in den Operationen seiner Sinne und seines Verstandes wieder herstellen können. Die Gesellschaft und die Wissenschaften hätten alsdann ihre Reise wieder von vorne angefangen, und nach einer Reise ähnlicher Revolutionen wären unsere Homere oder Solons doch auch erschienen. Aber so waren es Jahrhunderte einer verkehrten ungestalten Gelehrsamkeit. Die Anhänglichkeit für das Alterthum dauerte fort, aber man kannte und verstund dieses Alterthum nicht mehr. Als man sich nun aus dieser Dunkelheit hervorarbeitete, so hatte man die alten Muster noch immer im Gesichte. Die Erhabenheit derselben über alles, was in den spätern Jahrhunderten oder von andern Nationen war hervorgebracht worden, war augenscheinlich. Die Hochachtung für sie mußte ohne Gränzen seyn. Die Schwierigkeit, die es kostete, sie zu finden und zu ergänzen, und die Arbeit, die man sich machte sie zu erklären, waren sehr geschickt,

diese Hochachtung noch höher zu treiben. Nach und nach ist dieses Studium durch die Menge der schon vorhandenen Hülfsmittel weniger schwer, und nach eben dem Maaße weniger eifrig geworden. Der Mann von Genie hat auch bey der Lesung der Alten doch noch einige Muße übrig behalten, an seinen eignen Ideen zu arbeiten. — Die Philosophie hat endlich ihr Licht auch an diese Gegenstände gebracht. Sie hat uns die Regeln, die ihren Grund in dem Beständigen der menschlichen Natur haben, von denen unterscheiden gelehrt, die aus dem veränderlichen Zustande derselben fließen.

Alles das zusammengenommen hat zwar nicht unsrer Litteratur die Grundzüge nehmen können, die von der alten griechischen und römischen in ihr liegen: aber es hat doch wenigstens die Gestalten und Farben derselben geändert.

Eben diese Philosophie ist es, welche unsere Schriftsteller noch zu Originalen, wenigstens in einzelnen Theilen ihrer Werke, machen kann.

Nämlich derjenige Theil der Dinge, der der Empfindung nicht unmittelbar offen liegt, der erst durch eine Reihe von Beobachtungen und Schlüssen aus ihnen gefunden werden muß, wird da genauer erkannt, wo nicht jeder Mensch mit seinen Erkenntnissen immer von vorne anfangen, und alle die ersten einfachsten Erfahrungen wieder durchwandern muß, sondern wo er bey seinem Eintritte in die Gesellschaft das Resultat von den Erfahrungen seiner Vorfahren concentrirt erhält, und von diesen nunmehr ausgehen kann. Die ältesten Menschen sponnen sich so zu sagen den ganzen Faden ihrer Ideen selbst: sie kannten ihn deswegen genau, er war völlig ihre, aber weit fortgesezt war er nicht. Izt bekömmt jeder Mensch durch Ueberlieferung und Unterricht schon ein ganzes Gewebe von Ideen in die Hand, das er selbst noch nicht übersehen kann, das er indeß als einen unbekannten Schatz verwahret, bis er es nach und nach bey Gelegenheit aus einander wickelt. — Und alsdann erst, wenn er damit fertig ist, dasjenige, was er von fremden Gedan-

ken bekommen hatte, in seine eignen zu verwandeln: alsdann erst kann er nun anfangen, umherzugehen und sich selbst Gegenstände für seine eigne Bearbeitung aufzusuchen.

Zu denjenigen Dingen, deren Kenntniß nicht bloß Empfindung, sondern auch Zergliederung des Empfundnen verlanget, gehört die Entstehung und die Abwechselung der Begierden; aber noch weit mehr die Art der Erzeugung und der Entwickelung der Ideen selbst, der Mechanismus, nach welchem die Seele bey ihren Operationen verfährt, die Triebwerke und die Gesetze ihrer Bewegungen. Diese müssen wir also von Rechtswegen besser kennen, als die Alten. Hingegen die Aeußerungen derselben, die Geberdensprache, die von der Leidenschaft unwillkührlich ausgestoßnen Worte, alles, was vom innern Menschen merklich in den äußern übergeht; das konnten sie so gut wissen, wie wir, denn es gehören nur Augen und Aufmerksamkeit dazu; ja sie bemerkten es vielleicht besser, eben weil sie nichts weiter zu bemerken hatten. Daraus ~~entspringen~~ zween Unter-

schiede zwischen unsern Dichtern und den ihrigen. Erstlich: Jene zeigen uns mehr das Innere, diese mehr das Aeußere der menschlichen Handlungen. Unsere Dichter sind schon eine Art Metaphysiker, und müssen es fast für uns seyn. Sie zergliedern die Empfindung, die der Alte ganz einfach durch ein Wort ausgedrückt hätte, in die Summe der einzelnen Bewegungen, aus denen sie sich erklären läßt. Sie sagen uns nicht bloß die Gedanken, die der wirklich hatte, welcher in der vorgestellten Verfassung war, sondern auch die, welche bloß dunkel in seiner Seele zum Grunde lagen, und in der Leidenschaft sich äußerten, ohne von dem Verstande bemerkt zu werden. Sie sondern in dem Gemälde der menschlichen Seele die Züge, die in Eins verlaufen waren, von einander ab, und lassen die geheimern kleinern Triebfedern einzeln vor unsern Augen spielen, die die Natur uns nicht anders als in ihrer vereinigten Wirkung zeiget. Der Alte hingegen nennt das Phänomen so im Ganzen, wie wir es sehen, beschreibt und erklärt nichts; ist genau, reich, umständlich, wenn er

die Wirkungen erzählt; unbeſtimmt, arm, kurz, wenn er ihre Urſachen angiebt. Zweytens: Wenn unſere Dichter originell ſeyn ſollen, ſo können ſie es nicht anders ſeyn, als durch neue Entdeckungen in dieſem Theile der Natur; der andere Theil iſt erſchöpft, oder für uns zerſtreute Zuſchauer weniger ſichtbar. Und ſo ſind auch diejenigen originell geworden, welchen wir zu unſern Zeiten dieſes Verdienſt zugeſtanden haben. Sie haben irgend eine neue Klaſſe der Empfindungen wahrgenommen, verborgene Unterſchiede und Schattirungen ſonſt ähnlicher Veränderungen der Seele entdeckt, die Begriffe, die in einer zuſammengeſetzten Vorſtellung oder einer Begierde verborgen liegen, richtiger erforſcht. Die Alten konnten originell ſeyn, ſelbſt in dem ganz ſichtbaren Theile der Natur.

Der Vorzug, den in dieſem Stücke unſer Jahrhundert vielleicht vor allen übrigen voraus hat, iſt augenſcheinlich. Man müßte in der That ſeine eigene Empfindung verleugnen, wenn man ſagen wollte, daß man den Menſchen von ſeiner

innern Seite, die Philosophie seines Herzens, in den Alten mehr oder nur eben so gut kennen lernte, als in einigen vortreflichen Werken der Neuern. Vielleicht sind dafür Handlungen und Reden bey jenen genauere Kopien der damaligen Natur, als sie es bey unsern Dichtern von der unsrigen sind. Unsere Imagination bekömmt dort vielleicht getreuere Bilder: aber unser Verstand erhält weniger Begriffe, oder weniger Unterschiede unter ähnlichen Begriffen. Unser Herz wird vielleicht heftiger angegriffen; aber die Schläge sind einförmiger, und zielen mehr darauf ab, das Ganze unserer Empfindungen überhaupt in Bewegung zu setzen, als eine jede einzelne Saite derselben besonders zu rühren.

Kein Unterschied zwischen den alten und neuen Dichtern ist sichtbarer als der, daß jene mehr Dinge wußten und schilderten, dieser ihre Kenntnisse eingeschränkter, aber tiefer sind.

Es giebt izt unter dem Haufen der wißbaren Dinge einen Theil, der, so zu sagen, das gemeinschaftliche Gut aller menschlichen Geister aus-

macht, Gegenstände, die allen gleich wichtig, ungefähr gleich bekannt sind, und deren Erlernung die gewöhnliche Art der Uebung ist, die jeder seinem Verstande giebt. Andere hingegen sind nur das Eigenthum einer gewissen Gattung von Menschen; die übrigen kennen sie nicht: und von der Unwissenheit bis zur Verachtung ist nur noch ein Schritt: — sie nehmen auch keinen Theil daran. Ein solcher Unterschied war in der ersten Epoche weniger sichtbar. Der alte Dichter breitete sich also in der That über den ganzen Umfang der Natur, der Künste und der Geschäfte des Menschen aus. Die Beschreibung eines Wagens, eines Rades, einer Handarbeit, eines Schildes, eines Gebäudes war für ihn beynahe gleich erheblich; alles war noch neu. Heute zu Tage ist der Dichter in allem, was zu den Arbeiten der niedern Klassen gehört, unwissend, und der Leser in Absicht derselben ekel. Der eine ist nicht im Stande, sie zu beschreiben, und der andere hat kein Interesse, sie kennen zu lernen.

Von wie viel Sachen mußte Homer nicht Kenntnisse haben, von denen unsre heutigen Dichter nichts wissen, eben deswegen nichts wissen, weil sich izt so viel davon wissen läßt; aber nur durch Studium und Fleiß, da Homer, zu dessen Zeit jede Klasse der Kenntnisse noch arm war, leicht den ganzen Vorrath einsammeln konnte, ohne selbst recht zu wissen, wie er zu demselben gekommen war. Welcher Dichter weiß izt bey uns, wann die Plejaden auf- und untergehen? welcher Wind der angenehmste und welcher der Regenwind sey? welche Tage zur Saat dieser oder jener Frucht taugen? Wer kennt den Bau des Pfluges, des Weberstuhls, des Schiffes, und weiß die Handgriffe, durch die sie gebraucht werden? Wem ist die Beschaffenheit und die Lage aller Städte und Dörfer seines Vaterlands so gut bekannt, als dem Homer die von Griechenland und Kleinasien? Wer kennt die Rüstung unserer Soldaten, ihre Art zu fechten, die Anordnung eines Heeres so gut? Wer ist von den Erdarten, den besondern Produkten, dem Klima jeder Provinz

so gut unterrichtet, als Homer, dessen gewöhnlichste Beywörter davon entlehnt sind? Alles das sind Dinge, die uns entwischen, weil wir unsern starren Blick nur auf Einen oder wenige Gegenstände gerichtet haben, um diese ganz zu durchschauen; da jene ihr freyes unangestrengtes Auge in der ganzen weiten Welt umherschweifen, und auf jedem Gegenstande ruhen ließen, der sich durch irgend eine Art von Neuheit oder Sonderbarkeit auszeichnete?

Was insbesondre die Natur außerhalb dem Menschen betrifft, von wie viel Thieren oder Pflanzen können unsere Dichter reden, ohne unverständlich oder niedrig zu werden? Wie viele von den Erscheinungen der todten Natur sind nicht gänzlich aus der Zahl nachahmbarer Objekte bey uns ausgestrichen, weil sie weder recht genau gekannt werden, noch edle Namen haben, noch bey dem Leser diese schon vorläufige Kenntniß der Sache finden, ohne welche die beste Beschreibung für ihn bloße Wörter sind? Andere werden noch in unsere Nachahmungen aufgenommen, aber wir

schildern sie nicht nach unsern eigenen Beobachtungen, sondern nach Begriffen, die wir von andern und großentheils von alten Dichtern überkommen haben. Sehr wenige sehen die Natur so, wie sie innerhalb ihres eignen Gesichtskreises liegt, und wie sie deswegen von einem Bezirke zum andern abwechselt. Den Beschreibungen der Alten sieht man es an, daß sie auf der Stelle sind gemacht worden; alles schickt sich nur auf ihr Land, ihre Menschen, ihre Geschichte. Selbst jede ihrer Erdichtungen hieng auf gewisse Weise mit der Wahrheit zusammen. Unsere Erdichtungen gehen in die weite Welt hinaus, und sehen dem einen Lande, der einen Epoche so ähnlich, wie der andern. Wir richten uns bloß nach den allgemeinen Gesetzen der Natur; sie weit mehr nach den Verfassungen und Denkmälern ihres Volks.

Aus dem, was wir bisher gesagt haben, wird sich erklären lassen, was die Simplicität heiße, die man den ältesten Schriftstellern als einen ihnen eignen Charakter zuschreibt, und die, wie

man vorgiebt, die größte Schwierigkeit für den Uebersetzer derselben in eine unsrer Sprachen ausmacht. Diese Simplicität ist nichts anders, als die zusammengefaßte unentwickelte Empfindung aller der Verschiedenheiten zwischen der Art, wie wir die Sachen sehen und ausdrücken, und zwischen der ihrigen. Ungefähr folgende Stücke sind einige von den Ursachen dieser Empfindung. Sie schildern alle Arten von Gegenständen, seltene und gemeine, bekannte und fremde: wir sind gewohnt, nur gewisse Gegenstände der Beschreibung und Betrachtung werth zu halten. Sie gehn mit ihrer ganzen Absicht niemals weiter, als uns das Bild der Sache, von der sie reden, zu überliefern: wir brauchen die Begebenheiten, die wir erzählen, die Objekte, die wir schildern, gemeiniglich nur als Gelegenheiten, eine Anzahl guter Ideen, die wir in unserm Kopfe gesammelt haben, anzubringen. Sie legen niemals in den Ausdruck einen größern Reichthum von Gedanken, als der in dem Gegenstande selbst liegt: wir haben fast immer noch außer der Absicht, der Imagination des Le-

sers ein gewisses Bild vorzustellen, die zweyte, in seinem Verstande gewisse Betrachtungen zu veranlassen. Sie suchten geringscheinende Gegenstände, wenn sie ihnen auf ihrem Wege aufstießen, nicht durch feine Nebenzüge, durch veranlaßte Anwendungen derselben, durch bewirkte kleine Verhältnisse mit erheblichern, wichtig zu machen: bey uns wird der gute Schriftsteller in diesem Falle immer eine Art von Kunstgriff gebrauchen, uns noch an etwas anders denken zu lassen, als was er geradezu sagt. Sie nahmen allen ihren Stoff fast durchgängig aus der Geschichte ihres Landes, und noch dazu aus einer gewissen Epoche derselben; sie erfanden niemals ganz neue Subjekte, sondern setzten höchstens zu den alten einige neue Umstände hinzu; alle ihre Fabeln haben auch deswegen einen gemeinschaftlichen Charakter: wir haben in den unsrigen mehr Mannichfaltigkeit, weil sie ganz von unsrer Wahl abhängen. Sie suchten in ihren Gemälden nur Wahrheit, nicht Abwechselung; und wenn deswegen in dem Laufe der Begebenheit dieselbe Sache wieder vorkam, so

scheuten sie sich nicht, sie auf dieselbige Art zu sagen: wir sind mit der Richtigkeit noch nicht zufrieden, oder wir opfern auch wohl einen Theil derselben auf, wenn nur unsre Neubegierde unterhalten wird; das immer Veränderte in den Vorstellungen ist für unsre Seelen, deren übrige Triebfedern schon zum Theil abgenutzt sind, ein nothwendiger Reiz geworden, wenn sie uns gefallen sollen. Sie richten sich in der Umständlichkeit ihrer Schilderungen nicht nach der Rangordnung, die unser Stolz oder auch der Mißbrauch gewisser Sachen unter den Gegenständen gemacht hat: bey uns werden nur wenige ausführlich gezeigt, andere kommen nur berührt wieder, noch andere müssen wir mit einer Decke überziehen, die sie geheimnißreicher und anziehender zugleich machen. Sie fassen in ihrem Ausdrucke alles das in Eins zusammen, was in der Empfindung der Seele nur als einfach vorkömmt: wir sondern das alles von einander ab, und drücken es einzeln aus, was der Verstand Mannichfaltiges in dieser Empfindung wahrnimmt. Ihre Vorstellungen gehen

sehr auf das Einzelne, und bestimmen jeden Theil der Sache, wenn ihr Anblick geschildert werden soll; sie halten sich bloß an das Allgemeine, und geben nur überhaupt die Gattung an, wenn ihre Kräfte und Gesetze berührt werden: wir hingegen geben von den sichtbaren Veränderungen nur ungefähre schwankende Bilder, von den geistigen genaue zergliederte Begriffe.

Aus dem Haufen dieser Verschiedenheiten wollen wir noch besonders zwey herausheben.

Erstlich: Alle alte Gedichte der Griechen sind eine Art von Denkmälern, die zwar nicht die genaue Wahrheit und die wirkliche Geschichte enthalten, aber doch etwas ihr Aehnliches überliefern. Alles, was ihre Dichter von ihren Göttern und Helden erzählen, so unwahrscheinlich es auch seyn mag, wenn es mit der Natur der Dinge und des Menschen überhaupt verglichen wird, bekömmt doch eine Art von Glaubwürdigkeit, wenn man es mit der Natur und der besondern Geschichte des Landes vergleicht. Das System ihrer politischen und gottesdienstlichen Einrichtun-

gen, viele unläugbare Facta der folgenden Zeiten, viele fortdauernde Spuren der ältesten Periode hängen auf gewisse Weise mit den Fabeln der Dichter zusammen, und scheinen dieselben vorauszusetzen. Zwischen der wirklichen und der mythologischen Geschichte war doch ein gewisses Band, das, wenn es nicht der letztern die Glaubwürdigkeit erwarb, ihr wenigstens mehr Interesse gab, und sie ungefähr zu eben dem machte, was unsere Hypothesen in der Naturlehre sind, zu Voraussetzungen, aus denen sich Umstände und Begebenheiten, die wirklich erfolgt sind, erklären lassen. Die Dichtkunst scheint sich bey allen Völkern, die ihre Ausbildung nicht von andern bekommen haben, ihre Götter und Helden und die ehrwürdigsten Zeiten ihres höchsten Alterthums zugeeignet zu haben. Wie Homer und Sophokles auf den trojanischen Krieg, so kömmt David immer auf die Ausführung aus Aegypten und den Untergang der Aegypter zurück.

Nothwendig aber mußte das, was wir zu unsern Zeiten als die Absicht der Dichtkunst anse-

hen, durch diese eingeschränkte Wahl ihrer Subjekte zum Theil vernichtet, zum Theil in einen bloßen Nebenzweck verwandelt werden. Die Personen wurden weder gut noch böse von den Dichtern gewählt; sie wurden so genommen, wie sie jedermann glaubte. Die geheimen Triebfedern der unsichtbar wirkenden Kräfte sprachen den Dichter davon frey, die Bewegungsgründe und Veranlassungen unter den sichtbaren Kräften und in ihren bekannten Gesetzen aufzusuchen. Die Begebenheit im Ganzen ward schon als bekannt und geglaubt vorausgesetzt; es wurde also nicht mehr gefragt, ob sie habe geschehen können: nur das, was nach dieser Voraussetzung in den einzelnen Theilen der Handlung hatte erfolgen können oder müssen, nur das war dem Dichter übriggelassen, nach seiner Kenntniß von Natur und Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. Das Principium war die Ueberlieferung, aus diesem durfte nur richtig gefolgert werden. — Die moralischen Zwecke also, Thorheiten zu verspotten, oder Tugenden zu empfehlen, oder Wahrheiten zu lehren, fanden bey

Leuten nicht statt, die nicht einen eigenen Stoff bearbeiteten, sondern einen solchen, welcher das Eigenthum der Nation geworden war. — Ihre Fabeln waren eben deswegen einfacher, nicht bloß weil sie das Einfache liebten, weil ihr Genie fruchtbarer war, aus sehr wenigen Zufällen eine Menge interessanter Reden und Handlungen herauszuziehen; sondern vornehmlich, weil ihnen diese Fabeln so einfach waren überliefert worden, weil es Fabeln waren, die man nicht zum Vergnügen erdichtet hatte, sondern die nach und nach durch unmerkliche Zusätze und Abänderungen aus der ersten Tradition waren gebildet worden. — Ueberhaupt muß alles das, was von einem einzigen Kopfe in der Absicht hervorgebracht wird, zu unterrichten oder zu rühren, einen ganz andern Charakter haben, als was so zu sagen das Resultat von tausend Köpfen, und der Zusammenfluß von Ideen und Meynungen einer noch ganz incultivirten Nation ist.

Für uns ist dieses Band, das die dichterische Welt mit der wirklichen zusammenhieng, zerrissen;

die Erdichtungen oder selbst die Geschichten, die die Dichter bearbeiten, können auf uns keine andere Beziehung haben, als die ihnen zukommen, in so fern es menschliche Begebenheiten sind; wir müssen also nothwendig von einer andern Seite den Eindruck verstärken, der ihnen von der einen abgeht. Unser Verstand und unser Herz sind dem Vergnügen verschlossen, das dem Griechen die Thaten seiner ältesten Helden, durch seine ältesten Weisen beschrieben, machen mußten; aber beide stehen immer noch dem Vergnügen offen, das mannichfaltige und lebhafte Ideen oder gesellschaftliche Neigungen in ihnen erregen. Unser Dichter muß nothwendig mehr Absichten sich vorsetzen, als sein Werk unmittelbar ankündigt.

Bey der Bildung unserer neuen Dichtkunst ist ein Streit von entgegenwirkenden Ursachen merklich. Durch die Bewunderung, die man für die Alten hatte, wurde man zu der Nachahmung derselben gezogen, man suchte, so viel man konnte, sich in ihre Zeit und Umstände zu versetzen, ihre Denkungsart anzunehmen, und sah die Aehnlich-

keit mit ihnen für das höchste Verdienst eines Werks an. Durch die Veränderungen hingegen, welche unterdessen in Sprache und Religion und Wissenschaften und sogar Aberglauben vorgegangen waren, wurde diese Nachahmung zum Theil unmöglich. Man konnte nicht mehr völlig sich in den Gesichtspunkt setzen, aus dem die Alten die Dinge angesehen hatten, oder man kam immer von Zeit zu Zeit wieder zu dem seinigen zurück. So vermischten sich die Farben des Antiken und des Modernen; Begriffe, die ihre Gegenstände nur in jener Zeit hatten, mit einer Ausführung derselben, die nur auf die unsrige paßte.

Und diese Nachahmung mußte nothwendig mehr auf den äußern Bau, auf die Wahl der Verzierungen, auf die Form des Werks gehen, als auf das innere Wesen desselben. Man überliefert uns die Alten als Muster der Vortrefflichkeit, die das Zeugniß aller Jahrhunderte für sich haben. Aber diese Vortrefflichkeit nehmen wir anfangs nur auf Treu und Glauben an, und weit eher, als wir sie durch uns selbst in ihren Werken

zu finden im Stande sind. Denn die Sprachen, in denen sie geschrieben sind, erfordern ein langes Studium; und wenige gelangen dazu, sie bis auf den Grad zu kennen, daß das Lesen des Originals auf sie denjenigen unmittelbaren Eindruck des Vergnügens macht, nach welchem wir ohne weitere Regeln von dem Vorzuge eines Werks urtheilen können. Dasjenige, wovon dieser Eindruck abhängt, liegt in der That bey den Alten wie bey den Neuen weit weniger in dem, was sich durch allgemeine Regeln sagen, erklären und finden läßt, als in der unnennbaren Richtigkeit und Malerey des Ausdrucks; in tausend Kleinigkeiten, die so in das Innere der Sprache verwebt sind, daß nicht der Verstand, sondern nur das Gefühl sie bemerken kann. Man darf sicher aus der Schwierigkeit, die es kostet, sich ein solches Gefühl zu erwerben, und der Menge der Bewunderer, die dem unerachtet die Alten haben, schliessen, daß der größte Theil es nur aus einer falschen Scham ist; sie fürchten durch einen öffentlichen Widerspruch gegen die allgemeine Meynung sich

den Verdacht eines übeln Geschmacks oder eines Mangels an Kenntniß zuzuziehen.

Was also von den Alten am meisten nachgeahmt wurde, was sich bey ihnen auf etwas Allgemeines und Deutliches bringen, in Regeln abfassen, in ein System vereinigen ließ, das ist ihre Geschichte, ihre Maschinen, ihre Metaphern, der Gang ihrer Epopee, ihres Trauerspiels, ihrer Ode, ihre Erklärungen der natürlichen Phänomene, ihre politischen Gesinnungen (z. B. ihre ausschließende Hochachtung für die Tapferkeit und für die Ehre eines Kriegers), ihre Anzeichen und Prophezeihungen, u. s. w. —

Im Einzelnen hingegen, in der Ausführung behalten die Werke der Neuern, so sehr sie sich auch mit dem Geiste der Alten mögen genährt haben, doch immer das Gepräge eines Jahrhunderts, das immer weniger und weniger sinnlich wird; dessen Imagination sich immer weiter von der bloßen Zusammensetzung von Bildern entfernet, und unter der Aufsicht der Philosophie nur an der Verschönerung allgemeiner Ideen arbeitet. Das

System der Alten war rein, einfach, ganz allein durch ihre eignen Umstände bestimmt; das unsrige ist vermischt, zusammengesezt, der Abdruck zweyer verschiedenen Gestalten des menschlichen Geschlechtes zugleich.

Es ist eine bekannte Anmerkung, daß es sehr wenig schön gesagte Gedanken giebt, die nicht etwas Falsches enthielten, die nicht, um schön zu werden, etwas hätten müssen übertrieben werden. Man muß entweder das in der vollkommensten Allgemeinheit ausdrücken, was nur auf einige Fälle paßt, oder man muß den höchsten Grad nennen, wo nur ein niedrigerer vorhanden ist. Ideen, die nur einige Verschiedenheiten haben, müssen durch die Verbergung ihrer Aehnlichkeiten zu einem vollkommnen Kontraste erhöht, andere, die sich nur in einigen Merkmalen ähnlich sind, zur vollkommnen Uebereinstimmung gebracht werden. Man untersuche einmal die glänzendsten Ideen aus den besten philosophischen Dichtern unsers Jahrhunderts, aus den Philosophen selbst, die aber zugleich schön schreiben wollen, und frage

sich, ob die Sache genau immer so sey, wie sie sie vorstellen? ob es nicht oft eben so viel Ausnahmen als Fälle gebe, die unter die Regeln passen? ob nicht etwas von der Wahrheit habe verschwiegen oder verfälscht werden müssen, um die Vorstellung stark und neu zu machen?

Diese vorsetzliche Unwahrheit in den Gedanken, die ihren Ausdruck reizender macht, würde ich zu einem unterscheidenden Charakter der Neuen machen, und hingegen das Matte und wie es scheint Kraftlose im Ausdrucke, mit einer genauen Wahrheit verbunden, zum Charakter der Alten.

Wenn zum erstenmal ein beobachtender Geist eine Verbindung der Dinge, eine gewisse Folge von Ursachen und Wirkungen, eine Aehnlichkeit oder Verschiedenheit unter den Gegenständen, gewisse Regeln in den Operationen des Menschen und der Natur entdeckt hatte: so war die Neuheit dieser Erfindung schon genug, den Ausdruck auffallend und stark zu machen. Ich begreife recht wohl, warum gemeine Gedanken, Senten-

zen, die itzo in dem Munde unserer Kinder und unsrer Diener sind, in den ersten Zeiten einem Manne den Titel eines Weisen erwerben konnten; denn in der That solche Gedanken und Sentenzen sind alles, was uns die philosophische Geschichte von den meisten der ersten Weisen aufbehalten hat. Ein solcher Gedanke war von großem Werthe, als er das erstemal aus der Hülle der einzelnen Erfahrungen herausgezogen, und mit allgemeinen Worten noch richtig und bedeutend abgebildet wurde. Es gehörte ein hoher Grad von Scharfsinn dazu, diese ersten Grundsätze, auf die noch durch keine vorhergehenden allgemeinen Begriffe die Seele geführt wurde, der Natur selbst abzulernen. Man denke nur, wie schwer es uns itzt noch wird, itzt, da wir einen so großen Vorrath von erklärten zergliederten Ideen haben, deren Ausdrücke wir nur auf eine neue Art zusammensetzen dürfen, um das Eigenthümliche unsrer eignen Ideen auszudrücken; wie schwer es uns dem unerachtet noch wird, ein Gefühl, das wir ohne Anweisung oder Beyspiel, bloß durch die

Verbindungen und Umstände unsers eignen Lebens bekommen haben, bis zu der Deutlichkeit zu erhöhen, daß es sich mit Worten verständlich ausdrücken und mittheilen läßt. Und man wird begreifen, welches in der That die Größe eines Geistes seyn mußte, der, ohne diese Hülfsmittel, seine Sprache zum erstenmal zu dem Ausdrucke solcher ihm eignen Erfahrungen bringen, und die Form finden mußte, in welcher seine Idee kenntlich blieb. Aber mehr brauchte es auch alsdann nicht, sie vortreflich zu machen. Bey uns hingegen ist diese erste Anzahl von Ideen schon durch tausend Köpfe gegangen, von allen gedacht, gesagt und etwas berührt worden. Einen großen Theil davon lernen wir schon an der Brust unsrer Mütter, oder auf dem Arme unsrer Wärterinnen. Unser Umgang, unsre Bücher, alles erfüllt uns mit solchen Grundsätzen und Bemerkungen, und macht uns mit ihnen so bekannt, daß wir sie anfangen geringe zu schätzen. Ihnen also mehr Leben und Stärke in unsrer Seele zu geben, müssen sie durch den Ausdruck erhöht, geschärft, verfeinert wer-

den. Wenn man die Bilder und Ideen seines Kopfes für das Vergnügen eines Fremden zurichten will, so muß man sie dem andern nicht bloß mittheilen, denn er hat die meisten derselben schon, und er würde sie also als ein Geschenk, das man ihm mit seinem Eigenthume machen wollte, verachten; sondern man muß ihm zugleich eine ausgebreitetere Nutzbarkeit derselben, einen größern Umfang von Fällen, die er darunter zusammenfassen kann, eine größere Mannichfaltigkeit von darinn verborgenen Vorstellungen zeigen, als er bisher in ihnen wahrgenommen hat. Was man feine Gedanken nennt, sind gemeiniglich solche, wo außer der ersten offenbaren und deutlich ausgedrückten Verbindung der Ideen, noch eine andre versteckte bloß angezeigte Verhältniß derselben unter sich oder mit gewissen Gegenständen gemeynt ist. Starke Gedanken sind die, wo mannichfaltige Wirkungen unter eine einzige Ursache, viele Fälle unter eine Regel, viele Ideen unter einen einzigen Ausdruck gebracht werden. —

Wir finden einen großen Theil dieser Anmerkungen durch eine Art von Originalen bestätigt, die aus den alten Zeiten zu uns gekommen sind; ich meyne die Stücke der alten hebräischen Poesie. Hier sehen wir eine andre Natur, andre Meynungen, andre Begebenheiten, eine andre Verfassung eben so ungehindert auf den Geist des Dichters wirken. In der That sind auch die Werke, die er hervorbringt, eben so originell, eben so seinem Volke und Lande angemessen, als die Werke der Griechen den ihrigen. Nur ist hier die Denkungsart noch antiker, die Einbildungskraft noch geschäftiger, der Bilder noch mehr, der abstrakten Begriffe noch weniger, und diese noch schwankender; die Sprache nicht bloß allegorisch, sondern zum Theil noch hieroglyphisch; noch mehr Feuer und Enthusiasmus in der Beschreibung der sichtbaren Natur; noch weniger Kenntniß des innern Menschen, seiner Fähigkeiten und Neigungen; die Ideen noch alle mehr einzeln, alle gleichsam noch einfache Erschütterungen der Empfindung, ohne bemerkte Verhältnisse; aber alle diese Gegenstände

immer in Beziehung auf die Religion; der ganze Stoff der Dichtkunst durch die beständige Verbindung mit einer Gottheit belebt und veredelt, und zwar einer Gottheit nach dem würdigsten Begriffe, den sich je der menschliche Geist von diesem Wesen gemacht hatte.

Auch diese Dichter haben wir nachzuahmen angefangen. Aber wir können uns in der That noch weniger in ihre Zeit und in ihren Geist versetzen. Einmal sind der Denkmäler selbst zu wenig. Nur eine lange und häufige Lektüre kann endlich aus der Menge dunkler verworrener Begriffe, die jedes Stück einzeln von dem Charakter einer solchen alten Zeit zurückläßt, ein klares Ganze machen. Ueberdieß wenn Sprache und Verfassung schon zu weit von uns entfernt sind, so geht der Unterschied der Denkungsarten und das Eigenthümliche der Alten bis zum Unverständlichen; wir haben nur ungefähre, nur ungewisse Vorstellungen, wo wir von unsern gewöhnlichen zu weit abgehen sollen.

Alles also, was von den Alten und Neuen ist gesagt worden, giebt uns zusammengenommen folgende Charaktere von beiden:

Die Alten waren Originale, weil sie nichts anders als die Natur selbst zum Muster hatten. Diese Natur war ihr Gegenstand nach allen ihren Theilen. Sie beobachteten ihre Erscheinungen in den verschiedensten Klassen; kein Theil der Dinge, keine Verrichtung des Menschen war ihnen völlig fremd oder verächtlich. Aber sie kannten auch von der Natur nichts als die Oberfläche, und sorgten für nichts weiter. Ihre Sprache war dazu gemacht, sinnliche Bilder auszudrücken, und ihr Geist hatte wenig andre. Selbst die reinen Ideen des Verstandes erschienen noch unter körperlicher sichtbarer Gestalt. — Ihr Stoff war nicht das Werk ihres Witzes, sondern eine Folge ihres Zustandes, und also genau mit ihm übereinstimmend. Das Gefallen war nicht ihre Absicht. Ihre Werke sind die Wirkungen eines sich selbst gelassenen Geistes, der in seinen Operationen nur von der Natur der Dinge und sei-

nem Instinkte geleitet, dieselben durch keine freywilligen Entwürfe und Absichten in ihrer Richtung verändert.

Die Neuen können in den meisten Fällen nicht mehr Originale seyn, — nicht nur weil schon so viel vor ihnen ist gesagt, schon die ersten sichtbarsten Phänomene der Natur ihnen sind weggenommen worden, sondern vornehmlich, weil sie sich eher mit den Beschreibungen als mit den beschriebenen Gegenständen bekannt machen, und eher die Begriffe von den Dingen als ihre Bilder bekommen. — Die Natur hat den Augen jedes menschlichen Geistes eine eigene Struktur gegeben, damit die Natur sich anders in ihnen abbilden soll. Aber wir verschließen sie, und lassen uns dafür erzählen, was andere vor uns gesehen haben. — Wo wir also noch original seyn können, das ist in den feinern Beobachtungen innerer Eigenschaften und Einrichtungen des menschlichen Geistes, der Denkungsart, der Sitten. — Die Gegenstände der Nachahmung sind weit eingeschränkter. Ein Theil ist unbekannt, ein anderer verächtlich

geworden. — Aber diese wenigen kennen wir besser, und haben sie mehr durchdrungen. Unsere Sprache ist für abstrakte Begriffe gemacht, und unser Geist hat ihrer weit mehr als Bilder. Wenn Verstandsideen durch Bilder ausgedrückt werden, so ist es nicht mehr Bedürfniß, sondern Zierrath; es ist nicht mehr die einzige, sondern eine uns fremde Art sie zu denken. — Wir wählen unsern Stoff; unsre eignen Umstände können uns nichts weiter als Bemerkungen des Einzelnen zur Ausführung verschaffen. — Unser Zweck ist das Vergnügen unserer Leser und unser Ruhm. — Die Werke unsrer Zeit sind Denkmäler von dem, was der menschliche Geist nach Absicht, mit Bewußtseyn und durch sich selbst hervorzubringen im Stande ist.

Vermischte Anmerkungen über Gellerts Moral, dessen Schriften überhaupt, und Charakter.

Aus dem zwölften Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste.

Unsere Absicht ist, das Andenken eines vortrefflichen Mannes und unsers Freundes zu erneuern, indem wir zugleich von dem letzten Geschenke reden, das er uns und dem Publiko gemacht hat.

Wer Gellerten kannte, mußte schon voraussehen, was das Eigenthümliche dieser Moral seyn würde. Er konnte keine tiefsinnigen Untersuchungen über die ersten Triebfedern unsrer Natur und

die ersten Gründe von Verbindlichkeit erwarten: aber er konnte wissen, daß er die Religion zum Grunde der Moral gesetzt; daß er die einzelnen Tugenden sorgfältig erklärt; ihre Bewegungsgründe auf die eindringendste Art eingeschärft; die Mittel zu ihrer leichtern Ausübung aus der Erfahrung geschöpft; daß er durchgängig Eifer für die Religion, Zärtlichkeit für die, welche er belehrte; daß er in den Begriffen Deutlichkeit ohne mühsame Zergliederungen, und Ordnung ohne strenge Methode; daß er im Vortrage Anmuth und Beredsamkeit, den rührenden Ton väterlicher Ermahnungen und die eindringende Stimme eines tugendhaften Freundes finden würde. Wer dieß in diesem Werke sucht, der findet es gewiß, und er wird Gellerten darinn erkennen.

Wir haben schon oft, dünkt uns, das Urtheil gehört und gelesen: daß diese Moral kein System sey. Wir sollten denken, wenn ein System eine Reihe von Wahrheiten ist, die zusammenhängen, und davon die vorhergehenden zum Verstande

oder zum Beweise der folgenden angewandt werden, so ist dieß ein System. Denn die wichtigsten Pflichten sind entweder ausdrücklich, oder bey Gelegenheit abgehandelt, die allgemeinen Grundsätze sind vorausgeschickt, die besondern Tugenden aus diesen Grundsätzen hergeleitet.

Wenn der Leser, welcher den Schriftsteller kennt, ihn selbst handeln gesehen, ihn reden gehört hat, wenn ein solcher Leser überhaupt die Schriften des Mannes besser versteht; wenn er sich viele Stellen durch die Geberde desselben, durch seine Mienen, durch sein ganzes Betragen besser zu erklären weiß, oder sie rührender und eindringender findet, so muß es bey dieser Moral vorzüglich statt finden. In der That sehen wir bey gewissen Stellen das Bild dieses ehrwürdigen Mannes wieder vor uns; wir denken uns sein leidendes aber liebreiches Gesicht, wir hören den Ton seiner Stimme, wir erklären, wir verstärken uns alles, was wir lesen, indem wir uns das hinzudenken, was seine Worte nicht auszudrücken vermochten, was aber in seiner ganzen Person,

und noch mehr in seinem Umgange und seinem Leben sichtbar wurde. Könnten wir doch diese Empfindung unsern Lesern mittheilen! könnten wir das Bild, das von ihm in unserer Einbildungskraft dasteht, zergliedern, ohne es zu zerstören, um auch dem Verstande unsrer Leser einige Züge davon kenntlich zu machen! Aber auch das unvollkommenste Bildniß eines solchen Geistes und eines solchen Herzens muß immer noch ein einnehmendes Gemälde geben, wenigstens muß es eine reizende Arbeit für den Maler seyn; und warum sollen wir nicht auch etwas auf unser eignes Vergnügen rechnen dürfen?

Wenn in einem schönen Körper es irgend ein besonderer Zug, ein einzelner Theil ist, der ihn schön macht: so ist es dem Maler leicht, zu treffen. Aber wenn die Schönheit nicht in der ausnehmenden Vortrefflichkeit eines Gliedes, sondern in der guten Bildung aller Theile, und in der Uebereinstimmung derselben liegt: dann wird es schwer, das, was man bey dem Anblicke auf einmal empfunden hat, durch einzelne Züge nach

und nach wieder darzustellen. Das letztere ist der Fall, wenn man den eigenthümlichen Charakter des Gellertschen Geistes schildern will. Seine Talente waren gewiß groß, aber sie waren nicht groß durch den ausnehmenden Grad einer einzigen Fähigkeit, sondern durch die Vereinigung und die mittlere Proportion aller. So mußten die Talente eines Mannes seyn, dessen Schriften das Verdienst haben sollten, das Abbt den Gellertschen zuschreibt, von seiner ganzen Nation gelesen, verstanden und geachtet zu werden; zu Aufklärung der niedrigsten und zur Verbesserung und Ergötzung der höchsten Klassen beyzutragen. Nur durch diese feine Mischung der verschiedenen Erkenntnißkräfte kann die Natur einen Geist hervorbringen, dessen Werke vortrefflich seyn können, ohne über die Fassung des großen Haufens erhoben zu seyn.

Der Leser muß immer die Talente des Schriftstellers, den er verstehen, und der ihm gefallen soll, zwar in einem niedrigern Grade, aber doch in einem gewissen Maaße haben. Diejenige Art

von Genie also, die, indem sie über andere erhaben ist, doch noch die meiste Aehnlichkeit mit ihnen beybehält; welche die Denkungsart am wenigsten verändert: diese wird auch den meisten brauchbar und ergötzend werden. Sobald in den Ideen oder im Ausdrucke eines Buches Witz, oder Scharfsinn, oder nachforschende Vernunft, ein sehr merkliches Uebergewicht über die übrigen Fähigkeiten haben, sobald wird es nur Eine Klasse von Lesern geben, die an dem Buche Geschmack findet, und die es zu brauchen weiß. Es muß ebenfalls ein in seiner Art witziger Kopf, oder ein Philosoph einer niedrigern Stufe seyn, der alles das gewahr werden soll, was der höhere Witz und die tiefere Philosophie in das Werk hineingelegt hat. Wenn aber die Vernunft die Zergliederung nur so weit treibt, als nöthig ist, die Begriffe, welche alle Menschen klar haben, vollkommen deutlich zu machen; wenn die Einbildungskraft ihre Bilder aus dem allgemeinen Vorrathe aller menschlichen Erfahrungen hernimmt, und sie nach den Regeln der natürlichsten, gewöhnlichsten Ord-

nung zusammensetzt; der Witz neue, aber keine sehr versteckte Aehnlichkeit aufsucht; und wenn alle diese Fähigkeiten in einer Sprache sich ausdrücken, die rein, anständig, gewählt, und doch nicht zu ausgesucht fremd und künstlich ist: dann wird das, was durch die Vereinigung so vieler sich im Gleichgewichte haltenden Kräfte ist hervorgebracht worden, auch einen sehr zusammengesetzten Eindruck auf die Seele der übrigen machen; es wird für jede Klasse von Lesern eine Seite haben, die ihrem Kopfe und ihrem Geschmacke gemäß ist: und so wird es auch von allen Klassen geschätzt und geliebt werden. Dieß, deucht uns, ist der Charakter der Gellertschen Schriften. Seine Fabeln sind das Buch der Nation geworden; man liest sie, wo man sonst nichts liest; jedermann versteht sie, findet den Scherz, woran er sich vergnügen, und die Wahrheit, die ihn bessern soll. Und ist nicht eben in diesen Fabeln dieses glückliche Gleichgewicht aller Gaben des Geistes am meisten sichtbar? Sie enthalten viel Wahrheit und Philosophie, sowohl Beobachtungen über

die Dinge und Menschen, als Regeln, sie besser zu machen: aber es sind solche, die jeder, sobald er sie hört, als bekannt ansehen, die jeder, auch wenn er kein großer Beobachter ist, durch seine eigne Erfahrung rechtfertigen kann. Die Erzählung ist lebhaft, voller Munterkeit und eines einnehmenden Scherzes: aber kein einziger witziger Einfall, den es Mühe kostete zu erklären; keine scharfsinnige Sentenz, deren verborgener Sinn erst durch einen ähnlichen Scharfsinn entdeckt werden müßte. Die Poesie des Styls ist in ihrer Art die vollkommenste, die seyn kann; kein Zwang, nicht die geringste Abweichung von der Richtigkeit des Sinns und der Genauigkeit des Ausdrucks um des Sylbenmaaßes willen, allenthalben die eigentlichsten Wörter, keine neugemachte Redensart, keine fremde Wendung, alles mitten aus dem gemeinsten Sprachgebrauche herausgenommen, lauter Ausdrücke, die jedermann im Munde führet, und doch alle edel, ihrem Gegenstande angemessen, und in der Verbindung neu.

Uns dünkt, wenn man das Ding, was man Geschmack nennt, irgendwo zu suchen hat, so ist es eben nicht an den äußersten Gränzen des Genies, sondern in diesem Mittelpunkte, wo die verschiedenen Fähigkeiten, die in den Umkreis des menschlichen Geistes gehören, gleichsam zusammenstoßen, und sich in gleichen Proportionen vereinigen. Genie nämlich soll irgend eine ausnehmende Größe der Geisteskraft, die in einem Werke sichtbar ist, und Geschmack die Uebereinstimmung und Schicklichkeit aller Theile desselben anzeigen. Wenn nun jene Größe nicht sowohl darinn besteht, daß das ganze System aller Fähigkeiten in gleichem Grade erweitert ist, als daß vielmehr nur Eine aus allen übrigen abgesondert, und einzeln unter ihnen gleichsam hervorgezogen worden: so wird der Theil des Werks, der gerade durch diese Fähigkeit sich bearbeiten läßt, vortrefflich, und vielleicht in einem höhern Grade vortrefflich werden, aber alle übrigen (und kein Werk von gewissem Umfange läßt sich in allen seinen Theilen nur durch dieselbe Fähigkeit bearbei-

ten,) alle übrigen werden ohne Vergleich schlechter seyn. Ueberdieß wird es an der Verbindung und dem gehörigen Verhältnisse der Theile fehlen; und eben in dieser gleichen Ausarbeitung aller Stücke und in der richtigen Zusammenfügung derselben liegt das Geschmackvolle. Man kann also wohl sagen, daß vielleicht kein deutscher Schriftsteller diese Eigenschaft so sehr seinen Werken mitgetheilt habe, als Gellert. Wenn seine Werke nicht alle von gleicher Vortrefflichkeit sind, so ist doch das Unanständige, Unschickliche in keinem.

Diesen so von Natur gleichsam gemäßigten Geist findet man gewiß auch in seiner Moral wieder. Die Grundsätze der Pflichten sind alle da, sind bis auf einen gewissen Grad entwickelt, aber sie sind nur so weit verfolgt, als sie ohne Mühe erklärt und verstanden, und ohne Streitigkeiten festgesetzt werden können. Allenthalben findet man in den Abhandlungen der einzelnen Pflichten, daß der Verfasser ein Mann ist, der die Tugend kennt, weil er sie ausübt; daß er sich selbst

erforscht, an sich selbst Versuche gemacht hat, wie man gut seyn könne, und seinen Lesern nicht bloß die Folge seiner Schlüsse, sondern die Sammlung seiner Erfahrungen mittheilt.

Diese Moral, sagt Gellert selbst, und seine Freunde wiederholen es, soll mehr für das Herz, als für den Verstand geschrieben seyn. Was dieses Versprechen für einen Sinn habe, zeigt die Art selbst, auf welche er es erfüllt hat. Es konnte unmöglich seine Meynung seyn, daß er rühren wollte, ohne zu unterrichten; denn wir sehen ihn ja in der That weit länger mit der Erklärung, als mit der Einschärfung der Pflichten beschäfftigt. Er verlangt nicht die Neigungen zu bessern, ohne vorher die Meynungen und Grundsätze berichtigt zu haben; denn was ist denn der größte Theil seines Buchs anders, als ein Vortrag allgemeiner Wahrheiten? Also nur das konnte er meynen: einmal, daß das Vermögen und der Eifer, die Pflichten auszuüben, nicht von einer philosophischen Kenntniß der Natur des Menschen und des Ursprungs der Pflichten abhange;

zum andern, daß der Vortrag, der Styl, die Methode seines Buchs mehr auf die wirkliche Besserung, als auf den bloßen Unterricht abzielen solle.

Wenn ein Werk einen großen und guten Endzweck hat, und diesen Endzweck erreicht, so ist das Werk gut. Und kann es wohl einen bessern und höhern Endzweck geben, als den, die Schätze der menschlichen Weisheit aus den Händen der wenigen, die sie zuerst gesammlet und zum Theil bisher in verborgenen Gefäßen verwahrt haben, in die Hände des Volks zu bringen; mit einem Worte, den großen Haufen der Nation, selbst mit Vorbeylassung der Gelehrtern und Weisern, zu erleichten und zu veredeln? Wenn also Gellerts Moral auch weiter nichts thäte, als daß sie die Vorschriften und Bewegungsgründe der Moral, die lange bekannt, und vielleicht vollständiger und tiefsinniger abgehandelt sind, so vortrüge, daß sie nun nicht bloß auf den kleinen Haufen schon edler Seelen wirkten, die, um überzeugt zu seyn, nur Gründe, und um bewegt zu werden,

nur den Anblick des Guten brauchen, sondern daß sie auch den Verstand und das Herz gemeiner Menschen einnähmen, die überredet und in Leidenschaft gesetzt seyn wollen, und die also bey ihrem Lehrer Beredsamkeit fodern: wäre Gellerts Moral nicht immer noch eines unserer brauchbarsten Bücher? Und hätte es wohl diese Brauchbarkeit behalten, wenn die Erklärungen schärfer und kürzer, die Beweise strenger, die Untersuchungen tiefsinniger, der Vortrag wissenschaftlicher wäre? Jetzo mag vielleicht der Gelehrte und der Philosoph weniger neuen Unterricht daraus schöpfen, vielleicht der Mann, der schon viel gedacht und gelesen hat, weniger Nahrung darinnen finden: aber die weit größere Anzahl vernünftiger, aber nicht gelehrter Hausväter und Hausmütter wird sich aus diesem Buche unterrichten und erbauen.

Unterdessen, wenn auch dieses Buch nicht eigentlich zur Bereicherung der Moral als Wissenschaft, sondern zur Ausbreituug derselben als eines gemeinschaftlichen Gutes der Menschheit be-

stimmt ist: so ist es doch gewiß auch für den aufgeklärten Leser noch lehrreich, wofern er nur das Gemeine von dem Leichtbegreiflichen zu unterscheiden, wofern er nur die Begriffe zu entwickeln weiß, deren Saame in den Betrachtungen des Verfassers liegt. Ein Beyspiel davon müssen wir nothwendig anführen.

„Die Einbildungskraft, sagt Gellert, entzündet die Leidenschaften, indem sie uns die genoßne Lust, oder den erlittnen Schmerz, entweder größer vorstellt, als er war, oder allein vorstellt, da er doch mit gegenseitigen Empfindungen vermischt war.“ Diese Anmerkung scheint alt und bekannt; aber die Ausführung derselben leitet auf Betrachtungen, die weniger bekannt, oder weniger bemerkt sind. Dieß nämlich ist der vollständige Sinn dieser Regel. Vor jeder Begierde nach einem gewissen Vortheile oder Vergnügen geht die Vorstellung, und zwar eine bildliche Vorstellung, des vollkommnern und angenehmern Zustandes, in welchen wir uns setzen wollen, vorher. So denkt der, welcher den Wein liebt, erst

an das Vergnügen des Trinkens, ehe er nach der Flasche greift. Wäre nun in diesem Augenblicke das Bild von dem Uebel oder dem Schmerze, der aus der Befriedigung folgen wird, eben so lebhaft, so wäre die Begierde überwunden. Aber das Unglück ist, daß dieses Bild gemeiniglich schwerer für die Einbildungskraft, und oft unmöglich, immer aber unbestimmt und dunkel ist. Als in unserm Falle wäre es das Bild einer künftigen Krankheit, aber doch keiner gewissen, zu keiner gewissen Zeit; oder es wäre das Bild eines Menschen, der verachtet wird, oder der sich Vorwürfe macht; aber wie wenig sinnlich ist nicht dieses Bild? Also ist nur dieß Mittel wider die Leidenschaft, entweder der Einbildungskraft alle Arten von sehr lebhaften und ausführlichen Schilderungen, angenehmer oder verdrießlicher Gegenstände, zu verwehren, und nur deutlichen Ueberlegungen Platz zu lassen; oder ihr die Fertigkeit zu erwerben, sich beide Arten von Bildern, die, welche der Leidenschaft, und die, welche der Tugend zu Diensten sind, gleich lebhaft vorzustellen.

Denn, sich ein Vergnügen zu versagen, das man sich jetzt eben nach allen verschönernden Umständen vorstellt; oder eine Beschwerde zu übernehmen, deren finsteres Gemälde jetzt eben die Einbildungskraft einnimmt: das steht nicht in des Menschen Macht. Die Regel sagt also: Wer über seine Leidenschaften herrschen will, muß erst über seine Einbildungskraft Herr werden; er muß denken können, was er will; muß durch den königlichen Befehl seiner Vernunft seine Aufmerksamkeit auf diejenige Sache und auf denjenigen Theil und Umstand der Sache richten können, der seiner Absicht gemäß ist. Das wird wieder andere Hülfsmittel voraussetzen, und unter diesen fallen die beiden folgenden am meisten in die Augen:

1) Man muß seinen Verstand und seine Einbildungskraft mit so viel wichtigen und einnehmenden Begriffen und Bildern anzufüllen suchen, als man kann. Man muß denken lernen. Nur alsdann kann die Aufmerksamkeit von einem Gegenstande abgezogen werden, wenn man einen andern gleich bey der Hand hat, der sie eben so stark

beschäftigt. Wem bey jeder Sache eine Menge interessanter Gedanken und Bilder zu Gebote stehen, der wird leicht den ersten Gedanken vertreiben können, dessen schädliche Wirksamkeit er kennt.

2) Man muß, ohne besondere Absichten, seiner Einbildungskraft nicht gestatten, auch die sinnlichen Objekte anders als im Großen sich vorzustellen. Wenn einmal die Seele den Hang hat, ihre Gemälde bis auf die kleinsten Züge auszuführen, so wird ihre Begierde immer nur durch das Einzelne, nur durch Einen Gegenstand, nur durch Einen Umstand der Sache bestimmt seyn, und die Tugend geht aufs Allgemeine, umfaßt Alle Gegenstände, zieht Alle Umstände zugleich zu Rathe. Alles, was die Leidenschaft reizt, läßt sich so ganz umständlich vorstellen; aber die Ideen, die zur Tugend antreiben, sind die Ideen des Vaterlandes, der ganzen menschlichen Gesellschaft, der ganzen Natur, der ganzen Zeit, der Zukunft, die alle, entweder nur mit dem Verstande, oder nur durch einige große und allgemeine Züge der Einbildungskraft vorgestellt werden können.

Wir kommen wieder auf den Mann selbst zurück, von dessen Werke wir redeten. Wir haben keine besondere Nachrichten von seinen Lebensumständen. Wir kennen ihn nur aus seinen Schriften und aus seinem Umgange. Wir werden also nur wenig erzählen können; aber bey einem solchen Manne muß uns auch dieses Wenige viel zu denken geben.

Nichts ist schwerer zu bestimmen, als das Eigenthümliche eines gewissen Geistes, besonders wenn dieser ein großer Geist, und noch mehr, wenn er ein Genie ist. Alle Vollkommenheiten des Geistes lassen sich auf gewisse Vollkommenheiten der Gedanken bringen; oder vielmehr, nur so viel Unterschiede und Vorzüge der Fähigkeiten und der Kräfte kennen wir, als wir Verschiedenheiten und Grade der Vortrefflichkeit in den Ideen finden. Den Charakter einer bestimmten Fähigkeit können wir also fast nicht anders angeben, als indem wir den besondern Ursprung, die Entstehungsart der Gedanken beschreiben, die dieser Fähigkeit eigenthümlich sind. Dieses geht nun

alsdann an, wenn diese Gedanken Folgen anderer Gedanken, mit einem Worte Wirkungen der Reflexion und des Nachdenkens sind. Aber wenn sie unmittelbar aus der Kraft der Seele zu entstehen scheinen, wenn sich die veranlassenden höhern oder frühern Ideen nicht finden, selbst von dem Menschen, der jene hat, nicht bemerken lassen: dann ist, so wie allenthalben, wo wir in unserer Erklärung der Phänomene nicht mehr Wirkungen aus Wirkungen herleiten können, sondern bis zur wirkenden Kraft selbst kommen, unsere Untersuchung zu Ende. Und gerade diese letzte Art vortrefflicher Gedanken ist es, die wir dem Genie zuschreiben; gerade die Quelle solcher Ideen soll dieß Wort ausdrücken, die nicht durch Fleiß nach und nach ausgebildet worden, sondern die aus dem Grunde der Seele plötzlich entsprungen sind.

Wenn wir also hier etwas erklären, und da-zu Ursachen aufsuchen wollen: so dürfen wir uns in der Seele selbst nicht mehr darnach umsehen; sondern wir müssen die Umstände des Menschen

zu Rathe ziehen; die Gegenstände, von denen er seine Begriffe bekommen, die Begebenheiten, durch welche er zur Aufmerksamkeit auf gewisse Begriffe bewogen worden. Dieß ist es, was Erziehung heißt.

Alles, was wir von der ersten Erziehung und dem frühern Unterrichte Gellerts wissen, ist bloß das, was sie mit der Erziehung und dem Unterrichte jedes andern jungen Gelehrten gemein hat. In diesem Alter wird der Jüngling, den die Natur zum großen Manne bestimmt hat, wenn er nicht von reichen oder vornehmen Aeltern geboren ist, wenig bemerkt. Und wenn er auch bemerkt würde: wer würde der Natur in dieser ihrer geheimen Werkstätte folgen können? wer würde unter der Menge wirklich gemeiner Vorfälle die wichtigen, welche eben so gemein scheinen, herauszufinden, und unter dem Haufen kindischer Uebungen, und oft verkehrter Arbeiten, diejenigen zu unterscheiden wissen, bey welchen das Genie des künftigen Mannes sich zuerst gezeigt hat?

Und in der That hat bey den wirklich großen Geistern diese erste Erziehung weit weniger Einfluß, als bey den übrigen. Eben weil sie eine eigenthümliche Form haben, so haftet die fremde schlechtere nicht, die man ihnen aufdrücken will, oder sie wird zu einer gewissen Zeit wieder abgeworfen.

Fast alle Menschen einer höhern Klasse erinnern sich eines gewissen Zeitpunkts in ihrem Leben, in welchem sich ihre Denkungsart, ihr Charakter, ihre Schreibart ausnehmend geändert habe. Gellert wußte einen solchen Zeitpunkt. Vielleicht würde also zu der Absicht, die wir haben, eine vollständigere Geschichte seiner ersten Studien unbrauchbar seyn.

So viel können wir aus der Vergleichung dessen, was er geworden ist, mit den Umständen, in denen er sich zuerst befunden hat, errathen, daß die Vorsehung alles darauf angelegt habe, einen wirklich großen emporstrebenden Geist auf gewisse Weise niederzuhalten, um ihn gemeinnütziger zu machen. Man stelle sich einen fähigen

und thätigen, aber doch schon ernsthaften und empfindlichen Jüngling vor, der erst die gewöhnliche Zeit in der Sklaverey unsrer Schulen seufzt; dann seine akademischen Jahre in Dürftigkeit und Dunkelheit, unter Beschäftigungen, die ihm mißfallen, oder für die er nicht gemacht ist, zubringt; dann von seinen Umständen hin und her getrieben, von wenigen geschätzt, und noch von niemanden für das erkannt und zu dem aufgemuntert wird, wozu ihn die Natur bestimmt hat; der von dem beschwerlichen Geschäfte eines Privatlehrers, von einem Orte, wo er zu seiner eigenen Aufklärung und Verbesserung nichts thun konnte, mit nicht günstigern Aussichten wieder zu der Akademie zurückkehrt, und es für eine unerreichbare Glückseligkeit hält, auf dieser Akademie Lehrer zu werden; der, da er anfängt seine Talente zu fühlen, und Männer zu finden, die ihm in der Ausbildung derselben beystehen können, durch die Dürftigkeit gezwungen wird, sein aufkeimendes Genie zu Arbeiten zu brauchen, durch welche es erniedrigt und in seinem Wachs-

thume verzögert wird; bey dem sich zeitig mit diesen niederschlagenden Umständen, eine Schwachheit des Körpers, und ein anhaltendes, wenn auch nicht heftiges, Leiden vereiniget: was kann man wohl natürlicherweise von diesem Jünglinge erwarten? Wenn er nur einen geringen Grad von Kraft und Thätigkeit unter diese Umstände gebracht hat, so wird diese wahrscheinlicherweise verlöschen oder geschwächt werden, und sich in den alltäglichen Beschäfftigungen eines Handwerksgelehrten verzehren. Ist es aber ein Mensch von edlerer Natur, von höhern Gaben, von gröfserm Feuer, so wird zwar der Flug des Geistes einigermaßen gehemmt, seine emporstrebende Kraft ein wenig zurückgehalten, vielleicht seine eigene Glückseligkeit mit seinem Stolze zugleich vermindert werden: aber es werden auch die Früchte dieses Geistes reifer und milder, seine Gaben mehr in den Schranken der Brauchbarkeit erhalten, sein Trieb zu Unternehmungen mehr zu einer stillen sanften Wohlthätigkeit herabgestimmt werden.

Vielleicht war es auch für Gellerten nützlich, oder es gehörte wenigstens dazu, seinem Kopfe und seinen Schriften ihren eignen Charakter zu geben, daß, wo er nicht Gottscheds Schüler war, er doch wenigstens die Werke und den Geschmack desselben herrschend fand, als er sich bildete. Wenn ein junger guter Kopf Schriftsteller vor sich findet, die mehr erhaben als schön, mehr stark als anmuthig zu seyn suchen; wenn der Geschmack der Zeit darauf geht, das Aeußerste zu versuchen, was die Sprache vermag; so ist er sehr in Gefahr, aus Begierde nach noch höherer Vollkommenheit, unnatürlich und schwülstig zu werden; wenigstens wird schwerlich unter solchen Umständen ein Schriftsteller seyn gebildet worden, den alle Welt gelesen und genützt hätte. Wenn aber das Genie Leeres auszufüllen, wirkliche Mängel zu ersetzen, das Matte und Kraftlose zu beleben findet; wenn es nicht sowohl damit zu thun hat, das Gute zu übertreffen, als das Schlechte gut zu machen; wenn es seine Kraft, die sonst zu dem Erhabenen emporsteigen würde, dazu anwen-

den muß, sich aus dem Niedrigen und dem Gemeinen hervorzuarbeiten: dann wird, durch diese Verbindung seiner eignen Vortrefflichkeit mit den Mängeln seiner Lehrer und seiner Zeit, diejenige Leichtigkeit, Verständlichkeit, Simplicität hervorgebracht, die Gellerts Werke fast von allen nachfolgenden unterscheiden.

Das einzige Hülfsmittel, von welchem wir deutlich sehen, daß die Vorsehung es gebraucht hat, die Anlagen, die in seinem Geiste waren, auszuführen, sind die Freunde, die sie ihm in Leipzig zuführte, und mit denen er zugleich Mann und Schriftsteller wurde. Es ist merkwürdig, daß fast unter allen Nationen sich die guten Köpfe in Einem Zeitpunkte zusammengefunden haben. Gellert wußte, was er diesen Freunden schuldig war. Er erinnerte sich mit Dankbarkeit und Vergnügen an die Strenge, mit der er von ihnen beurtheilt worden, an die Schüchternheit, mit welcher er ihnen seine Sachen vorgelegt, und an den kleinen Stolz, mit welchem ihr sparsames Lob ihn erfüllt hatte.

Richter über seine Aufführung oder seine Schriften zu haben, die man nicht so weit über sich setzet, daß ihr Rath ein Befehl und ihr Tadel ein Vorwurf würde, und die man doch auch so weit hochachtet, daß man ihr Urtheil für gültig hält, und zuweilen dem seinigen vorzieht; Freunde von gleichem Grade des Verstandes und von gleichen Absichten, die man nicht erst in seinem männlichen Alter sich erwirbt, als wo immer die neuentstandene Vertraulichkeit Behutsamkeit und Schonung, und die Freymüthigkeit die Decke der Höflichkeit verlangt; sondern die man aus seinem Jünglingsalter mitbringt, in welchem man dreisten Widerspruch zu hören am leichtesten gewohnt wird: solche Richter, solche Freunde zu haben, ist zur Ausbildung und zur Besserung des Menschen gleich vortheilhaft. Die Correction, die in Gellerts Werken herrscht, hatte er gewiß diesen zu danken.

So weit können wir die Ursachen errathen, die auf die Denkungsart Gellerts einen Einfluß

gehabt haben. Wir wollen jetzt sehen, was sie für Wirkungen hervorbrachten.

Sowohl seine natürlichen Kräfte, als seine erworbene Einsichten, hatten den eignen Charakter der Gemeinnützigkeit. Seine Wissenschaft und sein Genie, anstatt daß sie sonst den Mann, dem sie in einem vorzüglichen Grade eigen werden, von den übrigen gemeinern Menschen entfernen, dienten nur dazu, ihn genauer mit denselben zu vereinigen. Da sie sonst oft nichts als eine Hochachtung auflegen, die immer mit einiger Eifersucht, und also mit einer Art von Widerwillen verbunden ist, so sollten sie bey ihm nur seiner Tugend Zutritt verschaffen. Sie leuchteten gleichsam vor ihm her, damit die Wirkung seines Charakters und seiner Menschenliebe sich auf mehrere erstrecken könnte.

Zu dem Ende mußten seine Einsichten am meisten auf das praktische Leben gerichtet, sie mußten nicht sowohl Wissenschaft als Weisheit seyn; er mußte weniger erlernte, als Erfahrungsideen, mehr richtige Beurtheilungskraft in einzelnen

Fällen, als Tiefsinn zu allgemeinen Theorien besitzen; er mußte weniger Feuer in seiner Einbildungskraft, als Richtigkeit haben; er mußte in den Sachen mehr das Offenbare und Gemeinnützige ins Licht zu setzen, als das Versteckte und weniger Brauchbare zu finden wissen; sein Witz mußte nicht sowohl durch die Neuheit und das Außerordentliche seiner Verknüpfungen, als durch ihre in die Augen fallende Wahrheit gefallen.

Weit mehr Stoff zu seinen Erkenntnissen hatte Gellerten die eigene Beschäfftigung seines Verstandes an den Dingen und Begebenheiten selbst verschafft, als das Lesen und der Unterricht; weit mehr Begriffe scheint er von der innern Empfindlichkeit seines Herzens, als von der Schärfe seiner äußern Sinne bekommen zu haben. Er hatte für keine der Künste, deren Schönheiten durch die letztern beurtheilt werden, einen entschiedenen und sichern Geschmack. Aber das moralisch Gute und Böse in sich und in andern zu erkennen, dazu hatte er ein feines Unterscheidungsvermögen und ein sicheres Gefühl. Er war ein

Beobachter, nicht in der Absicht, um die menschliche Natur überhaupt kennen zu lernen, sondern um seine eigne Besserung, auf die er weit früher und weit ernstlicher als die meisten Menschen bedacht war, durch die Kenntniß seiner Fehler zu befördern. Diese Beobachtungen sah er nicht als Erscheinungen an, die er aus allgemeinen Gesetzen der Natur erklären wollte, sondern er machte sie zu Maximen und Regeln, die er unmittelbar auf seine Person und seine Umstände anwenden müßte.

Demunerachtet zeigen seine Werke, daß er die moralische Welt auch in einem weitern Umfange kannte. Er kannte die Empfindungen, das Betragen, die Sitten, die Neigungen, die Ausdrücke der verschiedenen Stände und der verschiedenen Charaktere. Was er schildert, ist allemal kenntlich, und das innerste Gefühl eines jeden Lesers stimmt damit überein. Er kannte die Leidenschaften vielleicht nur in ihren sanftesten Aeusserungen; aber er war auch um so viel weniger

in Gefahr, durch das Gemälde derselben schädlich zu werden.

Seine Einbildungskraft war in der Epoche seines Lebens, wo er seine besten Werke schrieb, sehr wirksam, obgleich nicht heftig. Die Arbeit erfüllte und beschäfftigte alsdann seinen Geist völlig; er genoß das volle Glück, das ein Schriftsteller genießen kann, sich unter seinen eigenen Ideen selbst zu vergessen, und die Empfindung der Unannehmlichkeiten in der wirklichen Welt, durch die Vorstellung einer erdichteten, auszulöschen. So, wie Gellert, kann kein Mann erzählen, wenn nicht die Sache, die er erzählt, vor seinen Augen vorgeht; wenn er nicht mitten unter den Personen ist, die er sprechen läßt; wenn er sich nicht die Begebenheit so als eine gegenwärtige denkt. Aber man sieht auch, und er selbst bezeugte es, daß nicht sowohl eine außerordentliche plötzliche Anstrengung seines Geistes, als eine anhaltende gleiche Wirksamkeit, seine besten Stücke hervorgebracht habe. Er war immer gemäßigt, ruhig; vollkommen beschäfftigt, aber

nicht begeistert; er behielt also noch alle Besonnenheit, auf den vollkommensten Ausdruck, den richtigsten Reim und die strengste Correction zu denken. Ueberdieß wurde dadurch das ganze Kolorit seiner Gemälde sanfter, sein Spott unschuldiger, die Freude gelaßner. Es blieb alles in den genauesten Schranken der Moralität und der Kritik. Dagegen ermüdete sein Geist nicht so bald, er arbeitete oft an einer Fabel ununterbrochen mehrere Tage, änderte ohne ungeduldig oder unmuthsvoll zu werden, und verfolgte die Idee von Vortrefflichkeit, auch wenn es ihm zuerst fehlschlug, mit Standhaftigkeit und Muth.

Seine Imagination war, besonders in seinen letzten Jahren, mehr der traurigen Bilder fähig, weil selbst die traurigen Empfindungen die Oberhand hatten. Immer scheint das Wehmüthige, das Sanfte, mehr Eindruck bey ihm gemacht zu haben, als das Fröhliche und das Heftige. Er war oft und gern allein, und konnte ohne Bücher, ohne Umgang, und ohne mit neuen Werken umzugehen, sich lange mit seinen eignen

Gedanken vergnügen; dieß kann man nur, wenn man entweder Tiefsinn oder Einbildungskraft hat. Die sanften Rührungen der Religion selbst, die er zu diesen Zeiten hatte, erfodern die Hülfe dieser Fähigkeit. Das Nachdenken über Gott kann die Seele in eine starke Thätigkeit setzen: aber sie wehmüthig machen, sie rühren, Freudenthränen hervorbringen kann es nur, wenn es mit gewissen Bildern vergesellschaftet ist. Er klagte in seinen spätern Jahren oft, daß diese Rührungen ausblieben, daß der Anblick der Natur, und die Feyerlichkeit gottesdienstlicher Handlungen, nicht mehr dasselbe Feuer der Andacht bey ihm errege. Aber in der That war er zu mistrauisch gegen sich selbst, um die natürlichen Ursachen, die er sich von dieser Veränderung angeben konnte, zu glauben. Seine Ueberzeugung und sein Wille waren noch gleich lebhaft; aber seine Einbildungskraft, und die dunkeln Triebe, die damit zusammenhängen, waren geschwächt.

Sein Nachdenken und die Fähigkeiten, die den Philosophen ausmachen, waren bey ihm so,

wie sie bey einem solchen Grade von Empfindungsvermögen und Einbildungskraft seyn können, und so, wie sie seyn müssen, wenn diese Kräfte zum Besten des Menschen und der Welt wirken sollen. Er hatte in seinen ersten akademischen Jahren die tiefsinnige spekulative Philosophie sehr geliebt, und mit Eifer getrieben. Aber in der That war es nur der Eifer eines an sich thätigen Geistes, der seinen wahren Gegenstand noch nicht gefunden hatte. Diese Philosophie hatte gewiß auf seine Schriften und seinen Charakter wenig Einfluß. Aber er machte sich selbst in der Folge eine andre; eine, die dem bloß gesunden Verstande aller Menschen näher kömmt; die in der Gesellschaft und in der Welt besser gebraucht werden kann; und die die Einbildungskraft nicht tödtet, sondern leitet. Sein Verstand war wirklich helle und durchdringend; er faßte leicht; brachte seine Begriffe geschwind aufs Reine und Klare; gab ihnen den kürzesten, gedrängtesten und klärsten Ausdruck; urtheilte mit Bestimmung und Genauigkeit, und wußte allemal die Wahrheit, die er eingesehen

hatte, einleuchtend zu machen. Eben weil er in jeder Sache nur auf das Große und Hauptsächliche sah, und weil er seine Betrachtungen nur im Ganzen darstellte, und sie nicht bis auf zu feine Theile zergliederte; eben deswegen ist er von dem Großen, von dem Manne von Geschäfften, die beide nur solche Betrachtungen fassen oder brauchen können, eben so sehr gelesen und geachtet, als von denjenigen Philosophen, die den Werth des gesunden Verstandes noch zu schätzen wissen.

Seine Kritiken sind seinen guten Schülern sehr nützlich gewesen. Er fand jede Unrichtigkeit in Gedanken und Ausdruck, sobald er sie finden wollte, und nur nicht für die Person zu günstig eingenommen war. Denn Wohlwollen konnte zuweilen sein Urtheil verführen, aber niemals Haß.

Seine Kenntnisse, so weit sie durch Bücherlesen und Fleiß erlangt werden können, waren nicht sehr ausgebreitet; aber sie waren in derjenigen Klasse, welche er sich gewählt hatte, voll-

ständig, und für ihn, zum besten Gebrauche seiner Talente, hinreichend. Er war, besonders in den letzten Jahren seines Lebens, einer strengen und anhaltenden Aufmerksamkeit nicht fähig. Ueberdieß schränkten sich seine Absichten immer mehr auf seine moralische Vollkommenheit ein. Selbst die Beschaffenheit seines Geistes machte, daß nur wenig Bücher von ihm mit großer Begierde gelesen werden konnten. Dem Geiste, der selbst thätig seyn kann, wird es immer schwer, sich bloß von Andern beschäfftigen zu lassen. Das Genie bringt lieber Ideen hervor, als daß es sich dieselben mittheilen läßt. Ueberdieß giebt die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und der Empfindung dem Menschen eine gewisse Unruhe, die sich mit dem stillsitzenden Fleiße des unermüdeten Bücherlesens wenig verträgt. Wenn aber Gelehrsamkeit so viel heißt, als ein aufgeklärter und bereicherter Geist; so hatte sie Gellert in dem vorzüglichsten Grade.

In seinen Schriften herrschet noch außer allen diesen Fähigkeiten eine so einnehmende Munterkeit,

ein so lachender Scherz, eine bey aller Unschuld doch so fühlbare Spötterey, daß nothwendig in der ursprünglichen Anlage seines Geistes ein hoher Grad von Lebhaftigkeit gewesen seyn muß, weil sie, auch nachdem sie durch das Nachdenken gemäßigt und durch Krankheit geschwächt worden, sich noch so merklich äußern konnte.

Die Gabe, die dazu gehört, vortreffliche Verse zu machen, genau zu beschreiben, ist vielleicht mehr, als irgend ein Philosoph vermag; diese Gabe, nur den Ausdruck des Gedankens zu suchen, und doch zugleich den Reim und das Metrum zu finden. Gellert besaß diese Gaben, wenn irgend einer unserer Dichter, und vielleicht hat nichts zu dem großen und allgemeinen Aufsehen, das seine Fabeln machten, mehr beygetragen. Es war eine seltsame und in Deutschland noch unerhörte Erscheinung, Verse zu lesen, wo alles so gesagt war, wie man spricht, und doch alles edel und einnehmend, und alles zugleich im Sylbenmaaße und Reime richtig. Es ist gewiß, daß die Poesie, wenn sie diese Vortrefflichkeit

erreicht, einen weit größern Eindruck macht, als die Prose. Sogar das Vergnügen, welches der Reim macht, ist alsdann kein verächtliches Vergnügen mehr. Und wir glauben, daß, obgleich ein gewisser Zeitpunkt im menschlichen Leben und in der menschlichen Gesellschaft kömmt, wo man überhaupt gegen Verse gleichgültiger wird, doch die Fabeln Gellerts zu denen wenigen gehören, die zu allen Zeiten und in jedem Alter mit Vergnügen werden gelesen werden.

So groß aber auch Gellert als Schriftsteller und Dichter ist, so ist er gewiß nicht bloß als Schriftsteller und Dichter so sehr geschätzt worden, als er es war. Diese ganz allgemeine Verehrung, die er genoß, dieser Enthusiasmus, dessen unsre Nation für Dichter und Schriftsteller so wenig fähig zu seyn scheint, und der in allen Ständen und an allen Orten für die Person Gellerts herrschte; dieser sein Ruhm, der nicht bloß im Beyfalle, sondern in Liebe bestund, ist gewiß mehr eine Wirkung seines Charakters als seiner Gaben. Für den Freund der Tugend ist dieß eine

herrliche Erscheinung. Sie zeigt, was die Tugend unter den Menschen vermag; sie beweist, was bey Beobachtung einzelner Personen zweifelhaft werden könnte, daß die Menschen den Werth moralischer Vortrefflichkeit kennen, und, wo sie nicht durch Vorurtheile gehindert werden, die Rechtschaffenheit, mehr als irgend einen andern Vorzug, für den eigentlichen Gegenstand der Hochachtung halten.

In der That wäre Gellert für seine Freunde und für sein Land immer ein merkwürdiger Mann, wenn er auch kein großer Schriftsteller gewesen wäre. Derjenigen Menschen, die es zu dem Hauptgeschäffte des Lebens machen, gut zu seyn, und Gutes zu thun, dieser Menschen giebt es noch zu wenig, als daß wir nicht aufmerksam werden sollten, wenn wir so glücklich sind, auf dem Wege unsers Lebens einen derselben anzutreffen. Die Grundfeste dieses Charakters war die Religion; und nur die Religion kann einen solchen Charakter hervorbringen.

Nur der Mann kann immer rechtschaffen handeln, der das immer für nützlich erkennt, was recht ist. Das ist nun in vielen Fällen schon aus den nähern und sichtbaren Verbindungen, in welchen der Mensch steht, und aus den nächsten Folgen seiner Handlungen einleuchtend. Solche Tugenden werden also von dem Verständigen, auch ohne Religion, ausgeübt werden können. Aber in noch mehrern, und gewiß in den schwersten Fällen, erhellt die Nutzbarkeit der tugendhaften Handlung erst, wenn sich der Mensch mit der ganzen Natur der Dinge, und also zugleich mit ihrem Urheber in Verbindung setzt; wenn er sich die ganze Zukunft, und also zugleich das Wesen denkt, in dessen Verstande allein diese Zukunft vorhanden ist, und durch dessen Willen sie bestimmt wird.

Der menschliche Geist muß Begierden, einen Endzweck, wornach er strebt, Triebfedern haben, die ihn in Bewegung setzen. Wenn man ihm nun die kleinen eingeschränkten Endzwecke des Eigennutzes und der Eitelkeit nehmen will, so müssen

andere Gegenstände, andere Absichten an deren Stelle treten; aber dieser andere Gegenstand kann nur Gott, diese andere Absicht kann nur Vollkommenheit, das heißt Tugend, seyn. Alle Dinge können nur diese doppelte Beziehung auf uns haben: die Beziehung, nach der sie unsere äußern Vortheile, Bequemlichkeiten oder Ergötzungen vermehren; und die Beziehung, nach der sie unser Wesen vollkommener machen. Zu der ersten Beziehung brauchen wir den Gedanken von Gott nicht. Die Sinne lehren uns zuerst diese Wirkungen jedes Gegenstandes; die Vernunft sagt sie uns, nach einigen Erfahrungen, zuvor; und alles, was wir dabey mehr oder anders thun als die Thiere, ist, daß wir diese Vortheile auf einem längern Wege suchen. Die Gegenstände aber in der zweyten Beziehung anzusehen, und durch diese Beziehung bewegt zu werden, dazu gehört das lebhafte Bewußtseyn von der Gegenwart und dem Einflusse Gottes. Ohne den Begriff von Gott wissen wir nichts von einer innern Vortreflichkeit unsrer Natur, weil eben die Betrachtungen, die

uns lehren, was ein vollkommner Geist sey, uns darauf führen, daß es einen vollkommensten geben müsse; und ohne die Ueberzeugung von dem Einflusse Gottes über die Welt und uns, können wir uns diese Vortreflichkeit nicht als einerley mit Glückseligkeit, nicht als einen Gegenstand unsrer Begierde vorstellen.

Diese Gesinnungen herrschten in Gellerts Seele; aber sie waren auf eine besondere Art bestimmt, weil er sie ganz durch den Glauben an die Offenbarung bekommen hatte. Bloße Vernunftschlüsse und Betrachtungen über die Natur der Dinge wirkten bey ihm weder eine so feste Ueberzeugung, noch so tiefe Rührungen, als die Lehren, die er aus der heiligen Schrift schöpfte. Es ist gewiß, daß wir zuerst aus diesem Buche die Wahrheiten als Ueberlieferungen bekommen, die unsere Vernunft in ihrer folgenden Reife in eigne Einsichten verwandeln kann; es ist auch gewiß, daß der Eifer derjenigen, welche diese Wahrheiten, durch ihr ganzes Leben, aus diesem Buche schöpfen, gemeiniglich größer und brennender ist,

als der Eifer der Andern, die diese Einsichten brauchen wollen, ohne auf ihre Quelle zurückzugehn; weil diese nur durch das Gewicht der Wahrheit können gerührt werden, jene aber noch das äußere Ansehen einer göttlichen Ueberlieferung dieser Wahrheiten hinzuthun.

Gellert glaubte von ganzem Herzen alle Lehren unserer Religion. Diese Anhänglichkeit an die Wahrheit, die bey vielen Menschen aus eben den Ursachen entsteht, aus welchen sie die Irrthümer und Vorurtheile nicht ablegen, weil sie sie sehr früh bekommen und im Alter niemals darüber nachgedacht haben, entstund bey Gellerten aus dem herrschenden Grundsatze der Pflicht, und dem bescheidenen Gebrauche seiner Vernunft. Der Grundsatz der Pflicht machte, daß alle Beweise bey ihm mehr galten, wenn sie auf Festsetzung irgend einer Verbindlichkeit abzielten; daß er schon zum voraus geneigt war, jede Wahrscheinlichkeit anzunehmen, die Lehren der Gottseligkeit bestätigte; und daß er selbst in den kleinsten Theilen des Gebäudes seiner Religion, deren

Hauptwerk ihm so unendlich wichtig war, keine Aenderung wollte gemacht wissen. Der bescheidene Gebrauch seiner Vernunft machte, daß er die Nachforschungen entweder nicht dahin zu treiben sich erlaubte, wo die Schwierigkeiten anfangen; oder daß er die einmal empfundene Gewißheit mehr bey sich gelten ließ, als alle nachfolgende Zweifel.

Was aber noch mehr werth ist, als der bloße Glaube an gewisse Lehren: Gellert machte aus der Religion die vornehmste Triebfeder seiner Thätigkeit. Seine Betrachtungen in der Einsamkeit, seine Gespräche in der Gesellschaft, sein Unterricht in seinen Lehrstunden, seine Schriften, seine Briefe, seine Arbeiten und seine Erholungen, alles war mit dem Geiste dieser Religion erfüllt, alles hatte die Absicht, ihre Kraft bey ihm selbst zu verstärken, oder ihren Einfluß bey andern auszubreiten. Nur in einer nicht gemeinen Seele kann irgend ein allgemeines Principium so herrschend werden, daß es auf alle Umstände und Zeiten des Lebens einen Einfluß habe; und nur bey

einem vortreflichen Herzen kann dieß Principium die Religion seyn.

Von Jugend auf scheinen die unangenehmen Empfindungen, nicht die, welche Zorn, sondern die, welche Traurigkeit erregen, bey Gellerten geherrscht zu haben. Sein körperliches Leiden fieng zeitig an, und seine dürftigen Umstände dauerten lange. Dieser Theil des Temperaments unterstüzte und bestimmte manche Tugend; und wenn er seinige Mängel hervorbrachte, so waren es solche, die nur ihm den Genuß seiner Verdienste raubten, nicht solche, die die Wirksamkeit derselben verhinderten.

Das beständige Gefühl von Schwachheit oder von Schmerz hat die natürliche Wirkung, daß es den Muth schwächt, das Gemüth mit der Idee von künftigen noch größern Uebeln erfüllt, und dem Menschen ein Mistrauen gegen seine Kräfte und gegen seinen Werth beybringt. Gellert hatte in der That eine Kraft in der Seele, die, wenn sie sich bey außerordentlichen Gelegenheiten auf eine kurze Zeit sammlete, ihn getrost und beherzt

machte. Er redete mit den Königen ohne Schüchternheit; er fürchtete den Tod weit mehr in seinen leichtern Zufällen, als in seiner lezten Krankheit. Aber in dem gewöhnlichen Laufe seines Lebens, wenn ihn nichts zu einer außerordentlichen Anstrengung aufforderte, beunruhigten ihn auch kleine Uebel; und er erschrak vor Schwierigkeiten, zu deren Ueberwindung er nur Entschließung gebraucht hätte.

Diese Furchtsamkeit entfernte ihn, auf der einen Seite, von allen Arten weitläuftiger Unternehmungen, tödtete seinen Ehrgeiz, führte ihn mehr auf sich selbst zurück, und vermehrte also seine persönliche Vollkommenheit, indem sie eine Menge andrer Bestrebungen, die ihn von seiner Besserung zerstreut haben würden, verhinderte; auf der andern ließ sie ihn nicht zu dem Grade der Heiterkeit der Seele und der Fröhlichkeit kommen, die die Belohnung der Tugend seyn soll.

Die Aufmerksamkeit auf sich selbst hat, sie mag auf den Körper oder auf die Seele gerichtet

seyn, bey beiden ähnliche Wirkungen; und gemeiniglich sind beide Arten der Aufmerksamkeit verbunden, weil sie beide aus einer gemeinschaftlichen Quelle entspringen. Im Körper entdecken wir durch eine solche Achtsamkeit immer kleine Unordnungen, und in der Seele kleine Fehler, die wir unter den Zerstreuungen der Lustbarkeiten oder der Geschäfte nicht würden bemerkt haben. Man genießt alsdann weder seiner Gesundheit, noch seiner Tugend, weil man durch das, was in Unordnung ist, weit mehr beunruhigt, als durch das, was gesund und untadelhaft ist, vergnügt wird. Gellert hatte diese doppelte Aufmerksamkeit; und er wurde auch wirklich auf diese Weise durch sie beunruhigt. Es fehlte ihm an dem Muthe, der vor einem Fehler eben so wenig, als vor der Anlage zu einer Krankheit erschrickt, die Besserungsmittel braucht, und den Ausgang erwartet. Wenn dieses ruhige Bestreben nach seiner Besserung zur gegenwärtigen Glückseligkeit des Menschen mehr beyträgt; so

ist vielleicht das ängstlichere mit einem größern Eifer verbunden.

Die Furchtsamkeit machte ihn zugleich sehr bescheiden. Kein Gelehrter, kein Schriftsteller ist wohl mehr geneigt gewesen, andern einen Vorzug vor sich zuzugestehen. Er schätzte die Vollkommenheiten beynahe am höchsten, die er nicht besaß; er zog die Gelehrsamkeit dem Genie vor: Er war niemals ein Nebenbuhler irgend eines Menschen gewesen. Auf der Laufbahn, in der er sich befand, und in welcher unglücklicher Weise Neid und Eifersucht so leicht entstehen, weil viele um einen gemeinschaftlichen Preiß streiten, hätte er gern jeden sich zuvorkommen gesehen; und nur durch einige Gewalt war er so weit hervorgezogen worden. Er wußte zwar, daß der Stand gegen persönliche Eigenschaften in keine Betrachtung kömmt; und wie wäre es möglich, daß ein Mann von seinem Geiste anders urtheilte? Aber demunerachtet waren ihm diese Verhältnisse in der bürgerlichen Gesellschaft, als Einrichtungen der göttlichen Vorsehung, so wichtig, und er war zu-

gleich so geneigt, jeden Anspruch eines andern, jedes Vorrecht gelten zu lassen, daß er auch dem bloßen Stande eine ausnehmende Ehrerbietung und Achtung bewies. Er war überhaupt weit mehr geneigt, sich allen einmal gemachten Einrichtungen der Welt, des Staates, oder seines Standes, zu unterwerfen, und von ihnen den besten Gebrauch zu machen, als sie, wo er sie auch für fehlerhaft erkannte, zu ändern. Die Personen, die über ihm waren, hielt er gemeiniglich auch für weiser und einsichtsvoller, als sich. Die Obrigkeit, die Gewalt über ihn hatte, sah er fast immer als eine gerechte und gütige Obrigkeit an. Vielleicht hatte er gegen solche Verbesserungen, die ohne große Aenderungen nicht geschehen können, allzuviel Mißtrauen, und von der Güte der Anordnungen, die schon vorhanden sind, einen zu vortheilhaften Begriff. Aber eben der Gehorsam gegen alles, was den Anschein von Gesetz und Pflicht hatte, eben die Unterwerfung seiner eignen Einsichten und Neigungen unter alle göttlichen und menschlichen Vorschriften, welche

auf seinen ganzen übrigen Charakter so viel Einfluß hatte, brachte auch diese vielleicht zu weit getriebne Behutsamkeit hervor.

Seine sinnlichen Begierden waren von Natur mäßig. Seine Krankheit hatte ihm eine strenge Enthaltsamkeit aufgelegt; und seine Gottesfurcht machte ihn geneigt, lieber eine unnöthige Verleugnung zu übernehmen, als sich der nothwendigen zu weigern. Er foderte zu den Bequemlichkeiten und zu den Zierrathen des Lebens nur wenig. Und in der That ist Eitelkeit gewiß die Leidenschaft, die ein großer Geist am ersten unter die Füße tritt. Denn es ist unmöglich, daß die Seele mit etwas Großem und Gutem sich abgeben, oder daß sie mit wichtigen Gedanken und Absichten erfüllt seyn kann, wenn ihr noch der Unterschied der Kleider und des Hausgeräthes wichtig scheint. Bey Gellerten konnte nur die Gewohnheit, nicht die sinnliche Begierde, eine Art neuer Bedürfnisse erzeugen. Er verlangte keine Sache prächtig oder sehr bequem; aber er verlangte sie so, wie er sie immer gehabt hatte.

Er veränderte daher in seinen Umständen und Einrichtungen wenig. Und so wie dieß in der That das Zeichen einer ruhigen und gesunden Seele ist, so ist es doch zuweilen eine Hinderniß der Verbesserung seiner Umstände.

Da er von den Vorzügen oder Vergnügungen, die man für Geld haben kann, einen so geringen Theil verlangte, so bedurfte er auch keiner großen Einkünfte. So mäßig die seinigen auch bis an sein Ende waren: so hatte er doch auch diese nicht gesucht; und sie reichten nicht bloß für ihn zu, sondern seine Mäßigkeit konnte noch einen guten Theil davon zu Wohlthaten bey Seite legen. Keine kräftigere Stütze kann die Tugend und Religion haben, als die Gleichgültigkeit gegen Rang und Vermögen. Diese Gegenstände, wenn sie einmal in der Seele Eindruck gemacht haben, verlangen eine viel zu anhaltende Geschäftigkeit, bringen viel zu viel andre Leidenschaften ins Spiel, als daß der Seele Kraft und Zeit sollte übrig bleiben, für die Rechtmäßigkeit jeder Handlung und für ihre innere Vollkommenheit zu sorgen. Ueber-

dieß müssen wir auf dem Wege zu diesen Absichten nothwendig eine Menge Menschen finden, die sich uns widersetzen, und die wir mit Gewalt oder List bey Seite schaffen müssen, wenn es uns durchaus darum zu thun ist, jene Absichten zu erreichen. Denjenigen können wir durchaus nicht lieben, der uns in der Erreichung unsrer Absichten verhindert. Haben wir nun solche Absichten, in denen wir gestört werden, und welche wir beynahe nur erreichen können, insofern wir andre darinn stören: so müssen wir über lang oder kurz hassen oder gehaßt werden. Die ganze Welt ist ein Schauspiel dieses Krieges.

Menschenliebe aber und Gütigkeit, die lezte Frucht der Tugend, und das Werkzeug, durch welche sie zum Besten der Welt wirksam wird, war eine der sichtbarsten Eigenschaften in Gellerts Charakter. Er that von einem geringen Vermögen viel Gutes: aber er leistete noch weit mehr persönliche Dienste; und persönliche Dienste sind immer die bessern Wohlthaten. Er war sehr geneigt, andre für gut anzunehmen, von denen er nichts

Böses wußte, und leicht geneigt, in denjenigen alles für vortreflich zu halten, in welchen er einige vortrefliche Eigenschaften gefunden hatte. Da er an sich die moralische Güte mehr als seine Gaben schäzte, so beurtheilte er auch andrer Werth mehr nach ihrer Tugend, als nach ihrem Verstande. Und freylich ist es, bey einem nicht beständigen Umgange, leichter, in der ersten, als in der andern Absicht hintergangen zu werden. Für seine ersten und ältesten Freunde hatte er wahre innere Zärtlichkeit; für die übrigen, die er in spätern Jahren bekommen hatte, Achtung und Diensteifer. Zu seinem Umgange gehörten nur wenige, und weil das Ungewohnte ihm immer einige Anstrengung kostete, nur dieselben Personen.

Sein Beyspiel und sein Rath hielten eine Menge junger Leute, die ihm näher bekannt worden waren, von Ausschweifungen zurück, und gewöhnten sie zur Arbeitsamkeit und Ordnung. Seine Briefe hatten den Einfluß seiner Wohlthätigkeit noch viel weiter ausgebreitet. Aus sehr entfernten Gegenden wendete sich der Nothleidende, der Betrübte,

der Zweifler, der Geängstete, oder der Unentschloßne an ihn; und er that, was er vermochte, einem jeden Beystand oder Beruhigung zu verschaffen. Diese Arbeiten füllten einen großen Theil seiner Zeit aus; und ob er gleich zuweilen darüber, als über eine Beschwerlichkeit klagte, so ist es doch gewiß, daß diese Beschäftigung, die dem jetzigen Grade seiner Kraft gerade angemessen war, und ihm dabey die angenehme Aussicht öfnete, wohlgethan zu haben, einen großen Theil seiner geheimen Glückseligkeit ausmachte, die jeder Mensch genießt, ohne sie selbst recht gewahr zu werden.

Er haßte gewiß niemanden; er verachtete niemanden: und wenn er in seinen lezten Jahren nicht mehr der Ergießungen einer lebhaften Zuneigung, oder einer innigen Zärtlichkeit fähig war: so kam dieses entweder daher, weil er von allen denen Freunden entfernt lebte, mit denen sein Herz in den Zeiten seiner vollen Empfindlichkeit sich vereinigt hatte; oder weil er überhaupt in allen seinen Neigungen gemäßigter und dem Anscheine nach kälter geworden war.

Sein Ansehen, mit der Liebe verbunden, die er einflößte, hat einen glücklichen Einfluß auf die Akademie gehabt, auf der er lehrte. Sein Lob und seine Freundschaft haben manchen jungen Kopf erweckt und muthig gemacht; sein Rath und seine Vorsorge das Glück vieler würdigen jungen Männer gegründet.

Seine persönlichen Eigenschaften hatten ihm diejenige Art von Ansehen und Einfluß gegeben, die die schäzbarste Oberherrschaft unter den Menschen ist. Er vermochte viel, weil er sehr geliebt wurde, und nur immer das foderte, was der, von welchem er es foderte, billigen mußte.

Ein Mann von solchen Gaben und von solchem Charakter ist immer ein Geschenk für seine Nation. Und wirklich hat die unsrige Gellerten vieles zu danken. Seine Schriften sind immer die ersten Schriften, und an vielen Orten noch die einzigen, welche gelesen werden. Seine Fabeln unterrichten unsre erste Kindheit, und ergötzen und erbauen unser männliches und hohes Alter. Seine meisten Schriften ziehen den Leser durch ihre

Schönheit an sich, und sie bessern ihn, indem er sich bloß zu vergnügen gedenkt. Seine geistlichen Lieder sind wirklich das erste Erbauungsbuch, welches zu dem Privat- oder öffentlichen Gottesdienste eines verständigen Mannes geschickt ist. Schon mancher Nothleidende hat sich mit demselben getröstet; schon mancher Sterbende sich den Tod erleichtert.

So lange die Deutschen ihre jetzige Sprache verstehen, werden sie die Gellertschen Schriften lesen; diese Epoche kann ihre Gränzen haben: aber den Gellertschen Charakter werden die Menschen verehren, so lange sie die Tugend kennen; und diese Zeit ist unbegränzt.

Einige Gedanken über das Intereſſirende.

Erſter Theil.

Aus dem zwölften Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte.

Unſre Aufmerkſamkeit, die gewöhnlicherweiſe unter mehrere Dinge vertheilt iſt, oder ſchnell von einem Dinge zum andern übergeht, kann zuweilen auf einen einzigen, oder eine Anzahl verbundner Gegenſtände ſo zuſammengebracht werden, daß wir des übrigen Theils der Dinge, die auf oder in uns wirken, vergeſſen; ſie kann zuweilen auf dieſen Gegenſtänden ſo feſtgehalten werden, daß wir eine beträchtliche Zeit lang mit keinen andern Gegenſtänden abwechſeln. Dieſes

Zusammenhalten und dieses Aufhalten unsrer Aufmerksamkeit bey Einem Gegenstande erfodert allemal eine außerordentliche Kraft, die dieses bewirke; entweder die Kraft des Menschen selbst, oder die Kraft der Dinge, von denen er gerührt wird. Im ersten Falle heißt seine Aufmerksamkeit Anstrengung; die Sache, worauf sie gerichtet ist, ein Geschäfte, und die Handlung Arbeit. In dem andern ist es entweder die bloße Stärke und Gewaltsamkeit des Eindrucks, oder es ist die bestimmte Art desselben, welche unsre Aufmerksamkeit fesselt. Jenes ist Zwang, und der Schmerz ist es nebst allem, was Schmerzen droht, der auf diese Weise die Seele wider ihren Willen auf sich aufmerksam macht. Dieses ist der sanfte Zug, mit welchem das Vergnügen, oder allgemeiner, alles, was mit unserm Zustande, unsern Gedanken und unsern Neigungen in einem besondern Zusammenhange steht, das Auge unsers Geistes von andern Gegenständen abwendet und auf sich richtet.

Alle die Gegenſtände, oder die Arten ſie vorzuſtellen, welche, ohne unſre freywillige Anſtrengung, vermöge des Wohlgefallens, das ſie in uns erregen, ſich unſrer Aufmerkſamkeit bemächtigen und dieſelbe ſtätig machen, dieſe, glauben wir, ſoll das Wort intereſſant von andern Arten der Gegenſtände unterſcheiden; — es ſoll die Dinge ausdrücken, welche auf eben die Weiſe und vermöge eben der Triebfedern uns nach ihren Vorſtellungen begierig machen, wie das uns aufmerkſam macht, was zur Befriedigung unſers Eigennutzes etwas beytragen kann.

Dieſer Unterſchied zwiſchen der Aufmerkſamkeit, deren Urheber wir ſelbſt ſind, und zwiſchen der, die das Werk der Gegenſtände iſt, fällt bey den gemeinſten Verrichtungen des Lebens in die Augen. Geſezt, man leſe ein Werk der Genealogie oder Diplomatik. Es kann ſeyn, daß wir mit unſrer ganzen Aufmerkſamkeit leſen: aber wir ſind uns auch dabey der Mühe bewußt, die es uns koſtet, der Zerſtreuungen, die wir alle Augenblicke abwehren, des Widerſtandes, den wir

andern mehr reizenden Ideen, die sich eindringen wollen, leisten müssen. Nicht die Sachen, die wir lesen, erhalten die Seele in ihrer Richtung auf dieselben, sondern unsre Begierde zu lernen, unsre Pflicht, oder die Absicht, wozu wir die Nachrichten brauchen; wir werden nicht angezogen, wir selbst stellen uns zu der Sache hin, und zwingen uns dabey zu bleiben. In diesem Falle werden wir nimmermehr sagen, daß das Buch interessant sey; wir werden nur sagen, daß wir fleißig arbeiten. Gesezt aber, ein ander Werk, das wir ebenfalls aus Pflicht oder Zwang zu lesen anfiengen, enthalte Geschichte, Schilderungen, Reden, die uns, indem wir fortfahren, unsrer ursprünglichen Absicht, warum wir lasen, nach und nach uneingedenk machen, und uns bloß mit den Sachen selbst beschäftigen, die wir in jedem Augenblicke erfahren; gesezt, die Begierde, die anfangs nur auf einen entfernten Endzweck, und auf das Lesen als auf ein Mittel gerichtet war, gehe nun auf den Inhalt des Buchs selbst, wir lesen nunmehro bloß, um zu wissen, was gesagt

und was folgen wird, ohne weiter an einen Gebrauch zu denken: ſo werden wir alsdann zwar auch noch höchſt aufmerkſam ſeyn, vielleicht aufmerkſamer als zuvor, aber wir werden uns keiner Bemühung mehr bewußt ſeyn, unſere Aufmerkſamkeit zu erhalten; die Kraft, die der natürlichen Beweglichkeit der Seele Einhalt thut, wird nicht mehr unſer Entſchluß, ſondern der Eindruck der Gegenſtände ſeyn. Das Buch, ſagen wir alsdann, fängt an uns zu intereſſiren. — Noch ein anderer Umſtand unterſcheidet dieſe beiden Arten der Aufmerkſamkeit; und gerade iſt der eine Umſtand das, was man ſich bey dem Worte Intereſſiren denkt. Nämlich, wenn ich bloß durch meinen Vorſatz in einer beſtimmten Reihe der Dinge mit meinen Gedanken bleibe: ſo ſtehe ich in jedem Augenblicke nur bey dem Gliede der Reihe ſtill, das jezt gegenwärtig iſt, und bekümmere mich um die künftigen nicht; ich ſchließe die Reihe, ſobald mein Vorſatz erreicht, oder die Zeit der Arbeit geendigt iſt, ohne mich im geringſten wegen deſſen, was folgen wird, zu beunruhigen. Wenn

ich hingegen, durch die anziehende Kraft der Gegenstände selbst, diese Reihe durchlaufe: so bin ich mit meiner Aufmerksamkeit immer schon ein wenig vor der gegenwärtigen Idee voraus; ich verlange nach den folgenden Gliedern, indem ich die gegenwärtigen betrachte: und ehe die Reihe nicht bis ans Ende, oder bis an einen Unterbrechungspunkt kommt, werde ich nicht ruhig aufhören können. — Ein Schauspiel oder ein Roman interessirt mich, und, ich bin nach dem Erfolge begierig, sind gleichbedeutende Redensarten; und es ist das sicherste Zeichen, daß ein dramatischer Dichter seinen Endzweck zu interessiren erreicht hat, wenn er den Zuschauer in ein Verlangen und eine unruhige Erwartung der Zukunft sezt. Der Grund dieser Verschiedenheit ist, dünkt uns, dieser. Die Begierde der Seele geht eigentlich immer auf etwas Künftiges. Geht sie nun nicht auf die Sache selbst, mit der man sich beschäftigt, sondern auf eine Absicht, die außerhalb derselben liegt, und bloß durch sie erreicht werden soll: so ist außer dem gegenwärtigen Theile

der Sache nichts, als dieſe Abſicht, uns in den Augen. — Hingegen, wo die Begierde auf die Dinge ſelbſt geht, mit denen wir unſere Aufmerkſamkeit beſchäftigen, da ſind es eigentlich die folgenden Theile der Dinge, auf die ſie gerichtet iſt, denn die gegenwärtigen werden ſchon genoſſen; und eben dieſe Befriedigung, die das Gegenwärtige der Seele gewährt, richtet ihren Blick gegen das Zukünftige, um neue Befriedigungen zu ſuchen.

Alſo alles das intereſſirt uns, was uns durch den Eindruck des Wohlgefallens, den es auf uns macht, ohne unſern Vorſatz aufmerkſam und nach der Fortſetzung und der Folge begierig erhält.

Alles Wohlgefallen entſpringt entweder aus dem, was unſere Kraft zu denken beſchäftiget, oder aus dem, was unſre Empfindungen erweckt. Alles, was mit uns auf gewiſſe Weiſe zuſammenhängen, und uns mit ſich vereinigen ſoll, muß entweder Gedanken, oder es muß Neigungen erregen, ſo wie ſie zu unſrer Natur und zu unſerm

Zustande passen. Wer uns interessiren will, muß uns viel zu denken geben, oder uns in Affekt bringen.

Zuerst also von dem Interesse, das die Dinge und ihre Schilderungen haben können, insofern sie Vorstellungen erregen.

Das Wohlgefallen, das wir an gewissen Gedanken finden, beruhet auf unserer Wißbegierde, oder auf dem Triebe, unsere Kräfte zu äußern. Unserer Wißbegierde gefallen alle die Reihen von Gedanken, die entweder überhaupt der Seele Wahrheit und Kenntniß, oder die ihr besonders solche Kenntnisse, solche Begriffe geben, welche eine besondere Beziehung auf ihren ehemaligen oder gegenwärtigen Zustand haben; und dieser lezte Reiz ist stärker, und bekömmt oft allein den Namen des Interessirenden. Unserm Triebe zur Geschäftigkeit gefallen alle die Vorstellungen, die reich und doch leicht zu fassen, neu und doch klar sind, stark und schnell und doch mit Ordnung abwechseln.

Wir wollen dieſe Triebfedern des Intereſſirenden ſtückweiſe durchgehen.

Wir haben geſagt, die Wißbegierde werde durch Wahrheit und Kenntniß gereizt. — Einige dieſer Wahrheiten und dieſer Kenntniſſe wirken vermöge ihrer innern Kraft, bloß als Theile von Wiſſenſchaft, entweder der allgemeinen, welche alle Menſchen ſuchen, oder der beſondern, auf welche ſich gewiſſe Menſchen legen. Andere wirken vermöge gewiſſer Beziehungen, die ſie auf den Menſchen durch ſeine beſondern Umſtände bekommen haben. Jene wenden ſich bloß an den Verſtand, dieſe ziehen auch ſchon gewiſſe kleine Leidenſchaften mit ins Spiel, die ſie befriedigen, oder denen ſie Nahrung verſchaffen. In der Beſchreibung einer Reiſe, die nach dem Nordpole unternommen worden, die Geſtalt der Erde zu unterſuchen, wird durch die Figuren und Rechnungen nur die Wißbegierde des Mathematikers gereizt; dieß iſt das Intereſſe einer beſondern Wiſſenſchaft. Aber das Reſultat dieſer Figuren und Rechnungen, ob die Erde oval oder ein-

gedrückt sey, dieß erregt die Neubegierde aller; dieß ist das Interesse der Wissenschaft überhaupt. Die Schilderung der Sitten und der Lebensart der Einwohner des Nordens, die in dieser Reisebeschreibung vorkommen könnte, würde von noch mehrern mit Theilnehmung und Begierde gelesen werden; nicht bloß, weil sie dadurch neue Einsichten bekämen, sondern noch mehr, weil sie dabey viele Vergleichungen mit ihren eigenen Umständen anstellen könnten, durch die schon vorher gefaßte Begriffe und schon daseyende Neigungen wieder erweckt und beschäftigt werden würden. Dieß ist das Interesse, welches aus allgemeinen Beziehungen der Dinge auf uns entsteht. Vielleicht liest diese Reise ein Mann, der von dem Nordlichte eine Theorie gemacht und ein Buch darüber geschrieben hat, und dem würde nichts wichtiger seyn, als was von besondern Beobachtungen dieses Phänomens, oder von neuen Erklärungen desselben gesagt würde, weil dieß durch die Begierde, seine Meynung bestätigt zu sehen, oder die Furcht, sich widerlegt zu finden

von wichtigen Folgen für ihn wäre. Dieß iſt das Intereſſe, das aus beſondern Beziehungen der Dinge entſteht. Endlich der Theil, der die Gefahren beſchriebe, welche die Reiſenden ausgeſtanden, die Mühſeligkeiten, welche ſie erduldet haben, würde ohne Zweifel die meiſten und die aufmerkſamſten, begierigſten Leſer finden. Dieß iſt das Intereſſe der Empfindung.

Von dem beſondern Reize, den jede Wiſſenſchaft für den hat, der ſie treibt, von dem allgemeinen Intereſſe, das jede wichtige und verſtändliche Wahrheit für den Menſchen überhaupt hat, wollen wir weiter nichts ſagen. Das Erſte gehört gar nicht zu unſerer Abſicht, und das Lezte iſt durch ſich ſelbſt verſtändlich. Nur von dem Intereſſe wollen wir reden, das ſich auf gewiſſe Beziehungen der Dinge, auf einen gewiſſen Einfluß ihrer Ideen auf unſern Zuſtand gründet, und welches das eigentliche Intereſſe iſt, das Dichter und Künſtler, zu denen wir hier reden, ihren Werken geben ſollen. Aber eine allgemeine Anmerkung müſſen wir vorausſchicken. — Man kann

es unsern Dichtern nicht oft genug wiederholen, daß es nicht bloß durch Leidenschaften möglich ist zu interessiren; daß sie durch diese nur selten, und immer nur Augenblicke lang interessiren; daß es nur allein der Reichthum der Vorstellung, die Wichtigkeit und die Menge dessen, was sie uns zu denken geben, seyn kann, was uns bey einem größern Werke vom Anfange bis zu Ende geschäftig, aufmerksam und befriedigt erhalte. Das rührendste Drama erregt bey dem empfindlichsten Zuschauer immer nur Blitze der Empfindung. Auf einen Augenblick, wo man getäuscht wird, folgt eine weit längere Zeit, wo man wieder sich und die Schauspieler für das erkennt, was sie sind. Für einen Vorfall, für eine Rede, die unmittelbar Leidenschaft erregt, giebt es hundert, die nur Vorstellungen erwecken. — Das Vergnügen, Mitleiden und Schrecken zu empfinden, genießt man also nur in einzelnen und kurzen Stellen eines Trauerspiels. Aber da Vergnügen, Menschen von einem unterscheidenden Charakter, einem gebildeten Geiste, feinen Sitten, ei-

ner edlen Sprache, über wichtige Vorfälle des Lebens reden zu hören; das können wir in allen Auftritten und ohne Unterbrechung genießen. Elend oder Glückſeligkeit ſehe ich nur am Ende des Stücks, aber denkende und handelnde Menſchen ſehe ich durch das Ganze. Iſt nun der Dichter um weiter nichts bekümmert geweſen, als bloß dieſen Fall ſeines Helden recht ſchrecklich zu machen, ſo wird auf viele lange Weile endlich ein ergötzender Augenblick folgen, der noch dazu durch den vorhergehenden Verdruß die Hälfte ſeiner Kraft ſchon verloren hat. Hat aber der Dichter durch das ganze Stück Nahrung für meinen Geiſt ausgeſtreuet, läßt er ſeine Perſonen ſo reden, daß ſie mich mannichfaltige und wichtige Sachen lehren, mich an vieles erinnern, viele dunkle Bemerkungen deutlich, viele Wahrheiten, die ich abſtrakt erkannte, anſchauend machen: dann wird er mich bey den unerheblichen wie bey den wichtigen Vorfällen, am Anfange wie bey der Kataſtrophe ſeines Stückes, ergötzen; die erwartende Begierde nach dem Zukünftigen wird durch das

süße Gefühl des Gegenwärtigen gemäßigt werden; und mein Herz wird für die leztern starken Eindrücke, die er für dasselbe bestimmt, nur desto mehr geöfnet seyn.

Wir kehren von dieser kleinen Ausschweifung wieder zurück. — Wir müssen also erst erklären, wie gewisse Ideen eine nähere Beziehung auf die Umstände des Menschen bekommen, und dann, auf wie vielerley Art solche Beziehungen formirt werden können.

Man erfährt dieß schon in dem Vortrage der abstrakten Wissenschaften. Wenn jemand einen Lehrer oder Schriftsteller über Materien hört oder liest, über welche er selbst noch niemals nachzudenken veranlaßt worden: so muß es bloß die Deutlichkeit und Evidenz der Sachen, die ihm vorgetragen werden, und seine eigne Lust zu der Wissenschaft seyn, die ihn für das, was er hört, einnehmen, und eine gewisse Theilnehmung an denen Untersuchungen, welche angestellt werden, bewirken kann. Und auch alsdann ist es doch beynahe gewiß, daß er vieles vorbeylassen wird, was ihm gleichgültig scheint, ob es gleich unmittelbar

zu der Abſicht des Redners und Schriftſtellers gehörte; vieles als einen Gewinn auffaſſen wird, was ohne Bedeutung iſt, und bloß zu Nebenbegriffen oder zu Ausfüllungen gehört. Denſelben Weg, den die Natur bey der Erfindung der Wahrheit nimmt, den will ſie auch bey der Erlernung derſelben genommen wiſſen, wenn die Wahrheit ihren Eindruck machen ſoll. — So wie man nun nicht eher Erklärungen der Phänomenen ſucht, als bis man von denſelben befremdet wird, und ſo wie beynahe alle unſre Unterſuchungen bloß zu Auflöſung von Schwierigkeiten angeſtellt werden, durch die man zuvor beunruhigt worden iſt; ſo muß man auch, damit man an dieſen Erklärungen und Auflöſungen, wenn ſie von andern erfunden worden, und uns nun vorgetragen werden, ein Intereſſe finde, eben dieſe Erfahrungen wenigſtens im Vorbeygehn gemacht, eben dieſe Schwierigkeiten wenigſtens dunkel wahrgenommen haben. — Jeder Gedanke in den Reden und Schriften anderer, deſſen Wahrheit wir zwar einſehen, deſſen Brauchbarkeit wir aber nicht empfinden, und deſſen Abzielung wir nicht gewahr werden,

rührt uns wenig. — Diese Brauchbarkeit aber, diese Abzielung kann in nichts anderm liegen, als entweder in dem Lichte und der Gewißheit, die dieser Gedanke über andere schon vorher gehabte, uns wichtig scheinende Gedanken ausbreitet, in welchen wir noch Dunkelheit oder Zweifel fanden; oder in den Regeln und Hülfsmitteln, die uns derselbe zu solchen Verrichtungen giebt, an deren Ausführung uns gelegen ist, und in denen wir nicht fortkommen konnten. — Diese andern Ideen muß man also nothwendig erst gehabt, und ihre Lücken oder ihre Undeutlichkeit empfunden haben; zu diesen Verrichtungen muß man erst veranlaßt, und durch Mangel dieser Kenntnisse gehindert worden seyn, wenn man das Interesse an dem Unterrichte finden soll, das sich auf die Aufklärung dieser Dunkelheiten und die Ersetzung dieses Mangels gründet.

Nicht das Gute, sagt Locke, erregt an und für sich Begierde, sondern nur das Gute, welches eben jezt zur Vollständigkeit unsers Zustandes fehlt, nur dasjenige, dessen Mangel in unserer

jetzigen Verfaſſung eine Lücke macht, über die wir unruhig ſind. Eben die Beziehung, die das Gute auf die Begierden hat, eben dieſelbe hat das Intereſſirende auf den Verſtand. Nicht jede wahre große ſchöne Idee macht uns aufmerkſam, ſondern nur diejenige, die in die Reihe der in uns ſchon vorhandenen und von uns bemerkten Ideen noch hineinfehlt, die, welche eine von uns wahrgenommene Lücke unſerer Kenntniſſe ausfüllt, eine gewiſſe Unruhe ſtillt, die wir über unſere Unwiſſenheit in dieſem Stücke empfanden.

Wir ſehen alſo, wie der vorhergehende Zuſtand des Menſchen, die Summe deſſen, was er bisher erfahren, empfunden und gedacht hat, einen Einfluß darauf haben kann, an welchen von den neuankommenden Ideen er den meiſten Geſchmack finden, welche er am geſchwindeſten ſich zueignen, bey welchen er mit ſeiner Aufmerkſamkeit ſtehen bleiben ſoll. Wenn die Natur zuerſt das Auge und das Ohr des neugeborenen Menſchen öfnet: ſo überläßt ſie denſelben eine Zeit-

lang ganz der Herrschaft äußerer Gegenstände: seine innere Wirksamkeit hat noch gar keine Richtung; alle Dinge, die sich sehen, hören oder fühlen lassen, befriedigen denselben auf gleiche Weise. Nur das hellere Licht, oder der stärkere Schall ist das einzige, was einem Dinge vor dem andern in seiner Aufmerksamkeit und in seiner Zuneigung einen Vorzug giebt. Er verlangt an keine andere Sache zu denken, als die sich ihm darstellt; er erwartet keine andere Vorstellung, als die er wirklich hat. Die Form jedes Gegenstandes ist der Seele gleichgültig, weil der Gegenstand selbst erst der Seele ihre Gestalt geben soll. — Der erste Unterschied, der sich zwischen den Dingen feststellt, ist der zwischen Lust und Schmerz; und die erste Triebfeder, die Aufmerksamkeit und Erwartung erregt, ist die Leidenschaft. Aber indem diese Begierden sich entwickeln, ihre Gegenstände öfter, und in neuen Verbindungen vorkommen, breiten sich die Ideen aus, und erzeugen aus sich neue; viele derselben fügen sich in gewisse Reihen zusammen, wovon jedes Glied die Voraussehung und

das Verlangen nach den übrigen erregt; viele vereinigen ſich zu gewiſſen Ganzen, die ſich der Seele auf einmal darſtellen, und in welchen ſie das Mangelnde aus dem, was vorhanden iſt, fühlen lernt. Der indeß immer fortgehende Fluß äußerer und innerer Gegenſtände und Vorfälle führet neue Begriffe dazu, verſtärket oder modifi-cirt die alten; bis endlich der Körper reif, die Or-ganiſation völlig befeſtiget, die Ideen der meiſten und wichtigſten Dinge erlangt, die vornehmſten Freuden und Schmerzen des Lebens empfunden, und der Menſch und die Dinge, die ihn umgeben, durch ihre gegenſeitige Operation gegen einander gleichſam abgeformt ſind. Alsdann können die neuankommenden Gegenſtände nicht mehr die Seele auf ganz neue Weiſen erſchüttern, ſie müſ-ſen gewiſſermaßen in die Fußſtapfen der alten tre-ten, wenn ſie Eindruck machen ſollen. Die Seele nimmt nicht mehr alles auf, was ſich ihr anbie-tet; ſie ſucht das, was ſich an die Reihen an-ſchließt, oder in die Ganzen hineinpaßt, die ſich in ihr formirt haben, und nach welchen ſie alles

ordnen muß, was ihr denkbar und empfindbar seyn soll. Die Aufmerksamkeit hat schon ihre gewissen Objekte, und an jedem Dinge ihre gewissen Theile, nach welchen sie sich allemal mit Vorbeygehung der übrigen hinkehrt; und wer also diese Aufmerksamkeit gewinnen will, der muß der Seele gerade diese Objekte, oder diese Theile jedes Objekts vorhalten.

Ueberdieß legt jede Begebenheit, die dem Menschen aufstößt, jeder Zustand, in den er geräth, einen gewissen Stoff in sein Gedächtniß nieder, der bearbeitet werden soll; jede Idee, die er bekömmt, bereitet ihn zu einer neuen vor, oder enthält den Samen zu derselben. — Was nun also aus diesen in ihm schon vorhandenen Materialien erbaut wird, was aus diesem in ihm liegenden Samen aufschießt und reift, ist ihm weit wichtiger, gehöret weit mehr zu ihm, bringt seinen Kopf in weit größere Thätigkeit, und seine Einbildungskraft in weit größere Wärme, als was aus ganz fremdem Stoffe zusammengesezt, und auf ausländischem Boden gezeugt ist.

Es wird alſo leicht ſeyn, zu finden, auf wie vielfache Weiſe Ideen und Schilderungen eine genauere Beziehung auf unſern Zuſtand bekommen. Einmal, wenn ſie das, was wir ſchon halb wiſſen, ergänzen, was wir dunkel empfunden haben, uns deutlich denken, oder was wir in abſtrakten Worten erlernt haben, in einem einzelnen Falle anſchauen lehren. Zweytens, wenn ſie uns an irgend etwas von dem, was wir ſelbſt mit größerer oder geringerer Rührung erfahren haben, lebhaft wieder erinnern, und uns in unſer eigenes voriges Leben einen Blick thun laſſen, der uns Aufſchlüſſe von dem giebt, was wir damals nicht verſtanden, oder uns bemerken läßt, was wir damals überſahen. Drittens, wenn ſie uns für gewiſſe Geſchäfte, an denen uns gelegen iſt, oder zu einem Betragen, nach welchem wir ſtreben, Muſter und Anweiſung geben. Viertens, wenn ſie uns zu irgend einer eignen Uebung unſrer denkenden Kraft veranlaſſen, indem wir ſie mit den uns bekannten Grundſätzen zuſammenhängen, und durch die uns wiederfahrnen Begebenheiten erläu-

tern, oder indem wir irgend eine Art von Verwandtschaft, es sey der Aehnlichkeit, es sey der Abhängigkeit zwischen ihnen und unsern alten Erfahrungen aufsuchen.

Man wird vielleicht noch mehr Arten eines solchen Zusammenhangs der Vorstellungen mit uns finden, oder diese noch in mehr Unterarten zergliedern können. Aber die, welche wir angeführt haben, sind hinlänglich, den Begriff selbst zu erläutern, und die Folgerungen verständlich zu machen, die wir aus ihm in Absicht auf die Werke der Dichter ziehen wollen.

Dieß nämlich fragt sich jezt: was für Gegenstände muß denn also der Dichter wählen, wie muß er sie bearbeiten, wenn er die meisten, wenigstens die aufgeklärten, die gesitteten Menschen durch die Vorstellungen, die er in ihnen erweckt, interessiren will?

Er muß, werden wir überhaupt antworten, diejenigen Gegenstände wählen, von welchen er erwarten kann, daß sie in aller dieser Menschen Seelen correspondirende Begriffe finden, und daß

sie mit den alten Empfindungen derselben zusammenhängen; er muß diese Gegenstände so bearbeiten, daß sie die Züge dieser Bilder, die Spuren dieser Empfindungen getreu wieder darstellen, aber in denselben mehr, und dieses deutlicher oder anschauender zeigen, als die Seele selbst in ihnen entdeckte.

Nach dem ersten Grundsatze also werden 1) die Dinge, welche ein wahres Interesse haben sollen, natürliche Gegenstände und deren ihre natürliche Veränderungen seyn müssen, Dinge, deren Gattung wir durch unsere eigne Erfahrung kennen. Die wirkliche vor uns liegende Welt ist es, aus der alle unsre Ideen geschöpft, auf die alle unsre Neigungen gerichtet sind. Sie ist der Inbegriff alles dessen, was uns verständlich oder wichtig oder angenehm seyn kann. Ihr Reichthum füllt den ganzen Umfang unsrer denkenden Kraft, und erschöpft das ganze Maaß unsrer Empfindsamkeit. Wer ungesehene Gestalten und unerhörte Veränderungen uns vorstellt, der führt uns in fremde Welten, wo wir andere Organen

nöthig hätten, um zu sehen, und ein ander Herz, um zu fühlen, was uns gezeigt wird. Das Schlimmste ist, daß derjenige selbst diese Organen und dieses Herz nicht hat, der uns diese Dinge zeigen will. Diese neue Welten sind bloß aus einigen Trümmern der gegenwärtigen erbauet, die größtentheils übel zusammengefügt, und dadurch weit unkenntlicher, weit unkräftiger geworden sind, als sie in ihrer alten Anordnung waren. Einige Kunstrichter, die, wie uns dünkt, mehr nach alten Mustern und alten Regeln, als nach der Natur und nach ihrer eigenen Empfindung philosophiren, haben der sogenannten Imagination in der Dichtkunst, ich meyne der Imagination, welche ganz neue in der Natur nicht vorhandene Wesen und Begebenheiten erfindet, einen viel zu hohen Rang unter den dichterischen Fähigkeiten, und ihren Werken einen viel zu großen Werth beygelegt. Vom Longin oben an bis herunter zu dem Engländer Dufft *) wollen uns diese Herren durch-

*) In seinem Versuch über das Originalgenie.

aus überreden, daß den Homer nichts größer mache, als ſein Jupiter, wenn er mit ſeinem Haupte den Olymp erſchüttert, und die Pferde des Mars, wenn ſie mit einem Schritte ſo weit ausgreifen, als man von einem hohen Berge ſehen kann; daß Shakeſpears Genie nirgends mehr hervorleuchte, als wo er ſeine Hexen und Ungeheuer reden läßt; und daß Pope bloß ein feiner Verſifikateur ſeyn würde, wenn er nicht zum Glücke den Gabalis geleſen, und in ſeinen Lockenraub Sylphen und Gnomen gebracht hätte. Wenn dieſe Kunſtrichter nach ihrem wirklichen Gefühle reden, ſo iſt es freylich ein ſicherer Beweis, daß das unſrige kein allgemeines Gefühl ſey. Denn dieß geht ganz darauf, daß es ein größer Genie erfodere, das Wirkliche und das Natürliche, als das Erdichtete und das Uebernatürliche zu ſchildern, (wir reden hier bloß von den redenden Künſten,) oder daß, wenn auch das lezte mehr Bewunderung erregen ſollte, doch das erſte nur intereſſiren könne. — Die wirkliche Natur iſt weit reicher in dem Stoffe, aus dem ſie jedes Ding

zusammengesezt, weit mannichfaltiger in den Arten, durch welche sie dasselbe abgeändert hat. Jedes Ding in der Natur ist ein Gewebe von unzähligen Theilen; eine Mischung von unendlich viel Beschaffenheiten, und diese alle wieder auf alle mögliche Weise bestimmt: jedes Ding der bloßen Imagination hingegen ist fast immer nur eine Zusammensetzung aus zwo, drey allgemeinen Eigenschaften, die man in einem Uebermaße nimmt, in welchem sie keine besondern Bestimmungen, keine Einschränkungen leiden. Alle diese Geschöpfe der mythologischen und Feyen-Welt sind im Grunde wirklich nur abstrakte Begriffe. Es ist Macht, oder Grösse, oder Geschwindigkeit, oder irgend eine andere solche Eigenschaft allein, im höchsten Grade gedacht, die den Namen Jupiter oder Oberon bekömmt. Ferner sind die Verschiedenheiten der natürlichen Gegenstände in derselben Gattung unzählich. Unter der Menge von Beschaffenheiten, die ihre Individualität ausmachen, darf nur eine einzige abgeändert werden, so stimmt sich das ganze System um, und das Gemeinschaftliche

der Gattung bleibt doch: Ueberdieß giebt es in dem, was ſeine beſtimmten Gränzen hat, unzählige Grade des Mehr und des Weniger. Hingegen eine ſolche fremde Geſtalt, deren ganze Exiſtenz an zwey bis drey einmal ausgemachte Züge gebunden iſt, würde gar nicht wieder erkannt werden, wenn man nicht gerade eben dieſelben Züge vorbrächte: und weil man zugleich die ganze Gattung dieſer Dinge ſelbſt aus lauter Eigenſchaften im höchſten Grade genommen zuſammengeſezt hat, ſo kann es zwiſchen den Individuen keine merkliche Verſchiedenheit mehr geben, wenn ſie noch zu der Gattung gehören ſollen. — Man hat es tauſendmal wiederholt, daß die Natur eingeſchränkt, aber das Feld der Imagination unendlich ſey. Uns dünkt, die imaginative Welt iſt gegen die wirkliche ein enges armſeliges Gehege, wo man immer daſſelbe Wild unter neuen Namen haſcht, und weil man ſich lange im Kreiſe herumbewegt hat, glaubt, daß man ſehr weit fortgekommen ſeyn müſſe. Aber geſezt, wir wären ſo gute Schöpfer, daß wir wirklich neue in-

dividuelle Naturen hervorbringen, und sie hinlänglich abwechseln könnten: was können uns alle diese Wesen angehen, die wir niemals um uns herum gesehen, mit denen wir niemals in irgend einem Verhältnisse gestanden haben, und von denen wir wissen, daß wir nichts weder zu hoffen noch zu fürchten haben? — Wenn uns diese Götter- Zauberer- Feyen- und Ritterwelt jetzo noch gefallen soll: so muß es entweder dadurch geschehen, daß unter diesen fremden Namen wirkliche Menschen aufgeführt werden, oder daß sie doch zuweilen wie die uns bekannten Dinge wirken und leiden; oder es müssen Anspielungen, es muß Scherz, Satyre, mit einem Worte eine Art von verborgenem Sinne seyn, der unter diesen Bildern hervorleuchtet. Diese Dinge und ihre Begebenheiten müssen nur als das Mittel gebraucht werden, durch welches andere, die uns eigentlich interessiren, ins Auge fallen sollen.

Aus dieser Regel folgt, 2) daß uns nichts mehr interessiren kann, als Schilderungen des Menschen, seiner Sitten und seiner Vorfälle. —

Denn mit dem Menſchen haben wir doch von dem erſten Augenblicke unſers Bewußtſeyns an am meiſten zu thun, mit ihm verbinden uns unſere Bedürfniſſe am genaueſten, auf ihn macht uns unſere Natur am öfterſten aufmerkſam. Geſchäfte und Vergnügungen, alles, wodurch wir Begriffe bekommen oder gewiſſe Neigungen annehmen, beziehen ſich nur auf Menſchen, oder werden mit ihnen gemeinſchaftlich unternommen und genoſſen. Alſo müſſen von keiner Sache in der Natur ſo viele Elemente von Ideen bey uns vorhanden, auf keine muß unſre Neugierde ſo ſehr gerichtet ſeyn, zu keiner Erkenntniß muß ſo viel Anlage und ſo viel Bedürfniß in uns liegen, als zu der Kenntniß des Menſchen. — Man weiſe uns den Menſchen, den geringen wie den hohen, in auſſerordentlichen oder in alltäglichen Vorfällen; aber man weiſe ihn uns ſo, wie wir ihn eigentlich kennen wollen, als einen denkenden, empfindenden Menſchen; man finde die wahren Worte, die ihm ſeine Situation eingeben, die eigentlichen Handlungen, zu denen ihn ſein Charakter treiben muß:

und unsere ganze Seele wird bey dem Anblicke in eine Geschäftigkeit kommen, die sie an nichts weiter denken läßt; der ganze Vorrath ihrer Ideen wird sich, so zu sagen, in Bewegung setzen, und das ganze System ihrer Empfindungen wird erschüttert werden. Mit dieser Saite ist unsere ganze Seele harmonisch gestimmt. Alles, was wir wissen, alles, was wir wollen, hat irgend eine augenscheinliche oder geheime Beziehung auf eine solche Schilderung. — Wenn die Erscheinung nicht so gewöhnlich wäre, so würde es uns wunderbar vorkommen müssen, daß der gemeinste elendeste Kopf unter den Zuschauern einer Minna, der, wenn er einen Wirth, einen Major Tellheim, einen Wachtmeister wie Paul Werner, selbst reden lassen sollte, nicht ein Wort würde zu finden wissen, wodurch sich diese Stände oder diese Charaktere unterschieden, doch, wenn diese Sprache von dem Manne von Genie gefunden ist, sie sogleich für die rechte eigentliche erkennt, und ihre Richtigkeit gleichsam durch seine eignen Erinnerungen bestätigt. — Wie ist dieß anders möglich, als

daß auch der gemeinſte Mann Leute von dieſen verſchiedenen Ständen und Sitten im wirklichen Leben geſehen, daß er die Unterſchiede ihrer Sprache und ihres Betragens damals empfunden, und ſeit der Zeit in ſeinem Gedächtniſſe aufbehalten hat, aber ſo verworren unter einem Haufen ſtärkerer Ideen, die zugleich in die Seele kamen, ſo verdeckt von der Reihe derer, die darauf folgten, daß ſeine eigne Kraft nun nicht mehr zureicht, ſie wieder ans Licht zu ziehen? Aber dieſe Gegenſtände dürfen ihm nur wieder vorkommen, beſonders ſo rein, ſo von heterogenen Dingen abgeſondert, ſo zuſammengedrängt, wie ſie ihm ein guter Dichter zeigt: dann finden ſich die Abdrücke, die davon in ſeiner Seele vorhanden ſind, augenblicklich herzu; er drückt, ſo zu ſagen, den alten Stempel wieder darauf, er findet ihn genau paſſend, und eben dieſe Operation, die ſeinem eignen Geiſte zugehöret, iſt das, was ihn bey einer ſolchen Scene thätig und aufmerkſam erhält, mit einem Worte, was ihn intereſſirt.

Unter diesen Gemälden von Menschen nun wird uns 3) das Gemälde solcher Menschen am stärksten interessiren, die am meisten unsers gleichen sind, die eine Denkungsart, eine Sprache und Sitten wie die unsrige haben, und deren Begebenheiten und Handlungen denen gleichkommen, aus denen der Lauf unsers eignen Lebens besteht, mit einem Worte, das Gemälde unsrer Zeit und unsrer Nation. — Jeder Mensch hat um sich herum ein kleines System. Er selbst ist der Mittelpunkt desselben; die Glieder seiner Familie, die Einwohner seiner Stadt, die Leute, mit denen er alle Tage umgeht, ziehen die nächsten Kreise um diesen Mittelpunkt; Reisen, Geschäfte, die verschiedenen Veränderungen seines Zustandes, erweitern dieselbe. Innerhalb dieses Systems sieht der Mensch alles mit seinen eignen Augen, jeder Punkt der Peripherie hängt durch irgend einen Strahl mit dem Mittelpunkte zusammen. Geschichte und Reisebeschreibungen können ihm noch tausend andre Systeme außer dem seinigen bekannt machen; aber diese alle sieht er nur im

Profil, berührt ſie gleichſam nur durch einige wenige Tangenten. Und ſo wie auch dieſe weiter von ſeinem Standorte wegkommen, ſo wird ihr Anblick immer einſeitiger, mangelhafter, dunkler. — In der That, wir kennen nur diejenige Lebensart, diejenige Verfaſſung der Menſchen recht, die auch zugleich unſere eigne iſt. Alle übrigen Zuſtände des menſchlichen Geſchlechts erklären wir uns immer nur durch die Vergleichungen, die wir zwiſchen denſelben und dem gegenwärtigen anſtellen. Wo dieſe Aehnlichkeiten uns verlaſſen oder betrügen, da ſind unſre Vorſtellungen von dieſen Zuſtänden dunkel oder falſch. Wo die menſchliche Geſtalt anfängt ſehr von der unſrigen abzugehen, da ſehen wir die Menſchen für eine Art von Ungeheuern an, und endlich ſtreiten wir wohl gar darüber, ob es Menſchen oder Affen ſind. Und wo der menſchliche Geiſt, ſeine Ideen, Geſinnungen, Handlungen, gar keine Gleichförmigkeit mehr mit den unſrigen haben, da verliert ſich das Bewußtſeyn von dem, was ein ſolcher Geiſt ſeyn mag, und das ſympathetiſche Gefühl

von dem, was in demselben vorgeht. — Ueberdieß, die Nachrichten, die uns alte oder entfernte Menschen bekannt machen sollen, wie weit können diese wohl reichen? Die Griechen und Römer sind gewiß die beiden Nationen, die wir aus dem Alterthume am besten kennen. Und doch, wie weit ist der Begriff, den wir von der Verfassung und der Lebensart der Einwohner zu Rom und zu Athen haben, von einem sinnlichen Anschauen unterschieden? Wie viele Lücken sind nicht in den vollständigsten Nachrichten, wie viel Umstände, die kaum unsre Vernunft mit einander vereinigen kann, und aus denen noch weniger unsre Einbildungskraft ein Ganzes zu machen weiß? Es sind immer nur einige wenige Bestandtheile aus der unendlichen Zusammensetzung der damaligen Natur, nur einige zerrißne Glieder aus der Kette ihrer Veränderungen. Wir zwingen diese Theile zusammen, wir hängen diese Glieder, so gut wir können, an einander; aber wir fühlen doch, daß wir nicht die wahre Gestalt, nicht den ganzen Körper der Natur wieder herausbringen. — Wie

viel unmöglicher alſo muß es nicht ſeyn, ein richtiges Gemälde von dem geſammten Zuſtande eines Volks oder eines Zeitalters auf einzelne Stellen von Schriftſtellern zu gründen, die davon im Vorbeygehen geredet haben.

Es ſind ſeit einiger Zeit unter uns die Barden- und Skaldengeſänge aufgekommen. Wenn man damit nichts weiter zur Abſicht hat, als was Kleiſt bey ſeinem Liede eines Lappländers, und Gray bey ſeiner Herabkunft des Odins zur Abſicht hatte, uns auf eine lebhaftere Art, als durch die bloße Erzählung geſchehen kann, das Eigenthümliche und Sonderbare der Lebensart, der Sitten und der Dichtkunſt eines merkwürdigen Volks zu zeigen: ſo iſt die Wahl unſrer Bardenſänger die glücklichſte, weil uns dieſes Volkes Eigenthümlichkeiten am erheblichſten vorkommen müſſen, da wir uns für deſſelben Nachkommen halten können. Aber wollte man ſo weit gehen, daß man die wahre deutſche Poeſie dadurch erſt wieder aufzuwecken glaubte, daß man dieß als die einzigen Originalgedichte, und alles Uebrige als franzö-

sische oder englische Nachahmungen ansähe: so gestehen wir aufrichtig, daß es uns um unser Jahrhundert leid wäre. So viel Mühe also hätten wir uns um Kultur und Sitten und Wissenschaften gegeben, damit wir uns in denjenigen Werken, die der Nation vor allen übrigen eigen seyn sollten, wieder in ein rauhes, barbarisches, unwissendes Jahrhundert zurücksezten, unsere in etwas gebildete Sprache wieder regellos machten, unsere kaum gebändigte Phantasie wieder ihrem wilden Laufe überließen? Und wenn wir uns noch in dieses Jahrhundert zurücksetzen könnten; wenn uns noch der Dichter diese wilde Natur und diese rauhen Menschen so zeigen könnte, wie sie wirklich gewesen sind! — Aber dazu weiß er selbst lange nicht genug von ihnen. Einige wenige, hier und da aufgesammlete, halb wahre und halb falsche Nachrichten, größtentheils aus römischen Schriftstellern, und einige Fragmente aus Gedichten benachbarter barbarischer Nationen, sind die ganzen Quellen, woraus wir unsre Kenntniß von diesen unsern Vorfahren schöpfen.

Einige Namen ihrer Gottheiten und Geiſter, einige Gebräuche ihrer Religion, einige wenige von ihren politiſchen und häuslichen Einrichtungen, ihre Tapferkeit, ihr Haß gegen die Römer, machen den ganzen Stoff aus, der zu der Schilderung ihrer Sitten und ihres Zuſtandes verbraucht wird. Daher kömmt es dann auch, daß der Grund des Gemäldes modern oder eine bloße Phantaſie iſt, und daß nur hin und wieder die etlichen wenigen Farben des Alterthums reichlich aufgetragen werden, uns zu erinnern, was der Dichter hat vorſtellen wollen — Durch ſolche Schilderungen aber, die der Dichter bloß nach ſeinen Einbildungen machen muß, kömmt er von ſeinem eigentlichen Hauptgeſchäfte, der Beobachtung der wirklichen Welt und der gegenwärtigen Menſchen, ab. Die Empfindungen und Leidenſchaften, die ſolche Gedichte ausdrücken, ſind doch niemals des Dichters eigne. Es iſt eine Maske, die er trägt, bey der er in der That einiges Verdienſt hat, wenn er die Rolle gut zu ſpielen weiß, zu der er ſich durch ſeine Maske anheiſchig macht, aber es iſt doch

nur eine Maske, und wer immer vermummt geht, muß wahrhaftig ein häßliches Gesicht haben. — Wir kennen allerdings einige sehr schätzbare Stücke dieser Art. Wir verlangen auch nicht dem Genie irgend eines Dichters Schranken zu setzen. Aber wir wünschten doch unsre besten Genies mit dem beschäftigt zu sehen, was unserm Zeitalter und unserer Nation am wichtigsten und am vortheilhaftesten seyn muß.

Aus eben demselbigen Grunde können wir es nicht begreifen, wie es immer ein Kunstrichter dem andern hat nachsprechen können, daß Könige und Fürsten zur Tragödie nothwendig sind, weil nur deren ihre Schicksale uns recht stark interessiren könnten. Auch Hurd, der einsichtsvolle Hurd, klagt bitterlich darüber *), daß die edelste Gattung des Drama unter den Neuern beynahe verloren sey, weil sie sich auch durch das Unglück von Privatpersonen wollen rühren lassen. Aber wenn nur seine Gründe eben so stark wären, als seine

*) In der Abhandlung von dem Gebiete der verschiedenen Gattungen des Drama.

Klagen ernſtlich ſind! Es ſind dieſe beide: 1) Die Schickſale der Fürſten haben in der Wirklichkeit oder in unſerer Einbildung einen Einfluß über ganze Nationen; alſo müſſen ſie uns ſtärker rühren. 2) Die Perſonen der Fürſten haben in unſrer Idee eine größere Würde; alſo muß uns ihr Unglück mehr in Erſtaunen ſetzen. — Wenn uns recht iſt, ſo haben wir dieſe Gründe ſchon oft gehört, und wohl noch ſtärkere, als dieſe. Aber ſo oft wir es verſuchten, uns dadurch zu überzeugen, ſo oft ſchien uns unſere Empfindung zu ſagen: Es iſt falſch, daß wir an das Volk denken, wenn wir einen König auf der Bühne ſehen. Nur ſelten geht die Täuſchung ſo weit, daß wir wirklich einen Fürſten zu ſehen glauben, und niemals ſo weit, daß wir auch das Volk für wirklich hielten, welches in ſeinem Titel ſteht. Es iſt genug gefodert, wenn wir über das Unglück des Schauſpielers, der den König macht, als über ein wirkliches gerührt werden ſollten: aber es iſt eine Chimäre, wenn man ſich einbildet, daß wir auch noch mit ſeinen unſichtbaren Unterthanen Mitleiden ha-

ben sollen, von welchen wir gar zu gewiß wissen, daß sie nirgends vorhanden sind. — Es giebt viele ähnliche Philosophie über das Theater, und im Vorbeygehn gesagt, über den Menschen überhaupt, die als eine Reihe von Begriffen ganz richtig ist; nur daß sich die Gegenstände zu diesen Begriffen gar nicht in der Natur finden. — Uebrdieß wie viel sind nicht im Leben der Königs Privathandlungen; Begebenheiten, die in einem Bürgerhause wie in einem Palaste vorgehen können; und sind nicht die meisten Subjekte unsrer und der alten heroischen Trauerspiele von der Art? Was soll also hier der Name des Fürsten thun, wenn er nur als Mensch handelt oder leidet? Aber, die größre Würde der Könige und ihre Handlungen? — In der That, bey dem aufgeklärten edlern Theile der Zuschauer existirt diese Idee von Würde gar nicht; und diesen Theil wird doch wohl der Dichter am meisten interessiren wollen. — Und gesezt, wir hätten wirklich einen so eingeschränkten Kopf, oder eine so niedrige Seele, daß uns der Name Fürst, König, auch auf der Bühne

unsrer natürlichen Gleichheit vergessen ließe: wo-
zu würde dieß anders dienen, als uns gegen das Schicksal dieser höhern Wesen gleichgültiger zu machen? Ja eben dieß, daß der Dichter sich verbunden hält, Könige und Fürsten die höchste Sprache der Poesie reden zu lassen, eine Sprache, die sehr einförmig ist, und die meisten Verschiedenheiten der Charaktere und der Denkungsarten unter einem immer gleichen Pompe verbirgt; eben dieß, daß man den höhern Stand nicht anders als durch ein gewisses Gepränge kenntlich zu machen weiß, welches oft dem natürlichen Ausdrucke der Leidenschaft schadet: eben dieß ist eine Ursache mehr, warum uns das heroische Trauerspiel weniger interessant seyn muß, als das bürgerliche. Auch die Könige müssen erst wieder Menschen werden, wie wir, wenn sie uns durch ihre Schicksale rühren sollen.

Weil also, wenn die Menschen, die uns vorgestellt werden, nur kenntliche, nur in ihrer Art merkwürdige Menschen sind, es nicht der Hoheit des Standes und der politischen Wichtigkeit der

Begebenheiten braucht, um uns zu interessiren: so werden wir natürlicher Weise darauf geleitet, daß an der Bearbeitung der Charaktere und der Vorfälle am meisten gelegen ist.

Diejenige Bearbeitung, haben wir gesagt, macht uns die dichterischen Vorstellungen einer Sache interessant, durch welche unsre eignen dunkeln Ideen von derselben getreu wieder erweckt, aber zugleich aufgeklärt oder erweitert werden. Aufgeklärt werden sie, 1) indem wir das, was wir bloß in besondern Fällen zu empfinden wußten, allgemein denken lernen, und die Wahrheit, die in unsern Erfahrungen unter vielem nicht dazu gehörigen Stoffe verborgen lag, rein und abgesondert unserm Verstande dargestellt sehen; dieß macht das Interesse, welches Sentenzen, und was man überhaupt Philosophie in einem Gedichte nennt, am rechten Orte und auf die rechte Weise gebraucht, wirken können; 2) indem das, was wir bloß mit Wörtern und in einem abstrakten Satze gefaßt hatten, in einem einzelnen Falle

auf einmal anſchauend gemacht wird; dieß iſt das Intereſſe der poetiſchen Schilderung ſelbſt.

Erweitert werden unſre Begriffe, indem uns entweder von den Dingen ſolche Theile und Eigenſchaften gezeigt werden, die wir ſelbſt gar nicht bemerkt hatten, die wir aber, ſogleich als ſie uns bekannt werden, der Sache gemäß und mit allen ihren übrigen Theilen und Eigenſchaften übereinſtimmend finden; oder indem uns die feinern Züge, die einfachern Elemente, die innern Kräfte der Dinge, die in unſerm eignen Begriffe zwar lagen, aber von uns nicht unterſchieden, nicht aus einander gebracht werden konnten, entdeckt und kenntlich gemacht werden. Wenn wir uns unſre Begriffe von den Dingen von der wirklichen Welt abſtrahiren wollen, ſo müſſen wir ſehr aufmerkſam ſeyn, um die Sache, die wir beobachten, nicht unter der Menge der andern, die mit ihr zugleich da ſind, zu verlieren; um uns nicht durch den ſchnellen Fluß der äußern Veränderungen und unſrer eignen Begierden von ihr eher wegtreiben zu laſſen, ehe wir noch ihre Geſtalt gefaßt haben.

Ueberdieß sind es nur immer Stücke von Begriffen, die wir auf diese Weise jedesmal erhalten. Die Augenblicke, wo wir aus den Gesprächen oder den Handlungen der Menschen, mit welchen wir umgehen, etwas Erhebliches von dem Menschen überhaupt lernen könnten, sind selten. Wir müssen unser Bischen Weisheit darüber mühsam zusammensparen, und bekommen doch oft nichts Brauchbares, nichts recht Ganzes. — Vom Dichter erwarten wir aber, daß er diese Beobachtungen besser und vollständiger zu machen Gelegenheit gehabt habe; von ihm fodern wir, daß er sie uns auf einmal und in ganzen Haufen überliefern soll: nicht bloß, indem er seinen Personen die Reflexionen selbst in den Mund legt, die er bey dieser, bey jener Gelegenheit mag angestellt haben, und woraus seine Kenntniß nach und nach erwachsen ist; sondern vielmehr, indem er seine Personen so handeln, so reden läßt, daß es uns leicht wird, aus ihnen selbst diese Wahrheiten zu abstrahiren. Er hält uns, so wie die Natur, nur den Stoff zu unsern Kenntnissen vor; aber die Natur einen rohen,

er einen zugearbeiteten Stoff; bey ihm kömmt das Individuelle schon dem Allgemeinen etwas näher; der Verstand findet nicht mehr so viel wegzulassen, so viel zusammen zu suchen. Im Bildnisse lassen sich die Umrisse, die die Gestalt bestimmen, leichter als in dem Gesichte der Person selbst unterscheiden.

Was die Sentenzen betrift, so sind dieselben in der neuern Kritik ausnehmend verschrieen, und man hat Recht gehabt sie zu verschreyen, wenn man darunter entweder alltägliche und so zu sagen schon in gewisse Formulare gebrachte Wahrheiten versteht; oder wenn überhaupt da allgemeine abstrakte Urtheile sind, wo lauter partikuläre Ideen, solche, die sich bloß auf die Umstände und das Geschäffte des Redenden beziehen, erfodert wurden. Aber, wie es in der Kritik und in der Moral oft gegangen ist, man hat diesen Fehler eben mit desto mehr Hitze verfolgt, je länger man ihn für schön gehalten hatte. Nichts ist in der That unerträglicher, als wenn in einem Gedichte, besonders in einem dramatischen Gedichte, (denn aus dieser

Gattung, als der interessantesten unter allen, lassen sich die Regeln und Fehler in dieser Art am leichtesten abstrahiren) der Dichter lehret, anstatt daß die Personen sprechen sollen. Nichts störet die Täuschung mehr, als wenn wir anstatt solcher Gedanken, die bloß aus der Situation und dem Charakter des Redenden erwachsen konnten, diejenigen Betrachtungen hören, die einem wohlbelesenen Menschen bey Gelegenheit dieser Situation und dieses Charakters einfallen können. — Aber nichts ist ergötzender und anziehender, als einen denkenden Mann in wichtigen Umständen seines Lebens seine Begriffe sowohl als seine Empfindungen entwickeln zu sehen; nichts ist interessanter, als diesen Streit der Vernunft mit den Leidenschaften zu sehen, ich meyne zu sehen, wie durch die allgemeinen Begriffe, Grundsätze, Maximen, die eine Person in ihre gegenwärtige Lage mitbringt, die besondern Eindrücke, welche dieselbe von den Vorfällen erhält, eingeschränkt werden, und wie hinwiederum die neuen Erfahrungen, die sie jezt macht, auf diese alten Ideen zurückwirken,

ſie beſtätigen, zweifelhaft machen, oder abändern; nichts iſt lehrreicher, als mitten in dem Laufe der Begebenheit und der Leidenſchaft, die ununterbrochen fortgeht, doch zugleich diejenige ſtille unmerkliche Arbeit des Verſtandes zu ſehen, durch welche jeder etwas vollkommnere Menſch auch aus den unruhigſten Scenen ſeines Lebens Nahrung von Wahrheit und Kenntniß herauszieht.

Man ſieht wohl, daß, was man eigentlich Sentenzen heißt, nur ein Theil der Sache iſt, wovon ich rede. Dieſe eigentliche Sentenzen mußten freylich zu der Zeit ein gröſſer Intereſſe haben, als die Zahl allgemein gedachter, allgemein ausgedrückter Wahrheiten noch geringer, als die Sprache noch nicht an den Ausdruck ſolcher Wahrheiten gewöhnt, und das Gedächtniß der Menſchen weniger mit ſolchen Grundſätzen und Maximen angefüllt war. Man weiß, daß im Anfange der Philoſophie einige ſolche Sentenzen dem Erfinder den Namen eines Weiſen erwerben konnten. In den Trauerſpielen der Griechen, beſonders des Euripides, finden wir ſie häufiger, als wir ſie in

unsern neuern Stücken würden vertragen können. An ihre Stelle ist eine gewisse Metaphysik, eine Zergliederung der Empfindungen und Leidenschaften getreten. Unsre Dichter lassen ihre Personen über ihr eigen Gefühl weit mehr räsonniren, als die Alten gethan haben. — Unstreitig ist es für unsre Wißbegierde eines der empfindlichsten Vergnügen, wenn man uns unsre Erfahrungen generalisiren lehrt, wenn man unserm Gefühle Worte verschafft, und der Idee so zu sagen aus ihrer Hülse heraushilft. Es wird also fast niemals fehlen, daß bey Leuten, deren Kopf nicht schon sehr bereichert und deren Geschmack nicht sehr fein ist, eine jede Sentenz, wenn sie auch noch so sehr am unrechten Orte steht, nicht eine Art von Bewunderung erregen sollte. Ein Stück, das wohl versificirt und mit solchen Sentenzen angefüllt ist, wird, bey aller kunstrichterlichen Einsicht des französischen Parterre, doch gemeiniglich bey der ersten Aufführung von ihm beklatscht. Nur den Mann wird ein solches Stück beleidigen, bey dem auf der einen Seite das Vergnügen neuerworbener Kennt-

niſſe wegfällt, weil ihm die meiſten ſolcher Wahrheiten ſchon etwas Bekanntes und Geläufiges ſind, und der auf der andern das Mißvergnügen geſtörter Empfindungen fühlet, weil er die Unſchicklichkeit dieſer Lehrſprüche, bey den Umſtänden deſſen, der ſie ſagt, bemerkt.

Wenn alſo der Dichter dieſes Intereſſe mit dem weſentlichern richtig geſchilderter Charaktere und Handlungen vereinigen will: ſo muß er ſolche Charaktere, ſolche Situationen ſuchen, deren Entwickelung es mit ſich bringt, daß die Perſonen mehr als andre über ihre Begebenheiten denken, und dieſe Gedanken freyer als andre ausdrücken. Dieß iſt eben der Vortheil der wahren launichten Charaktere.

Das Wort Laune ſoll theils diejenige Anlage des Kopfs anzeigen, durch die ein Menſch alle Sachen von einer etwas ſonderbaren Seite anſieht, von allen auf eine etwas ungewöhnliche Art gerührt wird; theils diejenige Gemüthsart, in der er das, was er denkt, oder wozu er Luſt hat, und was andre weder ſagen noch thun wür-

den, weil sie sich von der Meynung der übrigen oder von der Gewohnheit einschränken lassen, ohne Zurückhaltung sagt und thut. — Andre Charaktere verschließen ihre Betrachtungen in sich, oder richten sie bloß nach den Absichten ein, die sie bey ihrer Rede haben, oder nach den Gesinnungen der Personen, mit denen sie reden. Der launichte Charakter öfnet so zu sagen die Seele; er treibt jeden Keim von Gedanken gleich so weit heraus, daß er gesagt werden muß; und läßt uns also mehr von der geheimen Philosophie des Menschen erfahren, als irgend ein andrer. Wenn diese Laune bey Leuten von gemeiner Seele vorkömmt, die eben nichts als etwas Alltägliches, Niedriges, Abgeschmacktes bey den Sachen denken, so ist sie unerträglich. Für solche Menschen ist die Politesse und der Zwang der Gewohnheit ganz durchaus nothwendig, wenn wir sie nicht verachten oder hassen sollen, so wie häßliche Körper nothwendig bekleidet seyn müssen. — Aber ist es ein fähiger Kopf und ein edles empfindendes Herz, das sich so-ganz seinen eignen Eingebungen über-

läßt: so ist uns in der That sein Umgang lehrreicher und interessanter, als wenn ein eben solcher Kopf und ein solches Herz die Maske des gemeinen Wohlstandes trägt, und, um andern Menschen ähnlicher zu scheinen, den freyen Ausbruch seiner Gedanken und Gesinnungen hindert.

Von derjenigen Aufklärung, welche geschieht, wenn allgemeine Begriffe anschauend gemacht werden, dürfen wir nichts mehr hinzusetzen, da dieß eigentlich das Hauptgeschäfte des Dichters ist. — Das Individuelle, das Besondre, ist an und für sich, wenn das Uebrige gleich ist, allemal interessanter als das Allgemeine. Denn eben weil jenes durch die Sinne und die Einbildungskraft, bey denen wir uns leidend verhalten, dieses durch den Verstand erkannt wird, bey welchem wir selbst thätig seyn müssen: so ist die Aufmerksamkeit bey jenem immer weniger vorsezlich und weniger mühsam als bey diesem, und dieß war eben das Kennzeichen des Interessirenden.

Man weiß, was wohlgewählte Beyspiele auch tiefsinnigen Untersuchungen für ein Interesse ge-

ben können: weil sie so zu sagen alle die von einander gerißnen Theile der Sache, die uns das Räsonnement einzeln und nach und nach gewiesen hatte, wieder zusammensetzen, und uns den ganzen Körper auf einmal übersehen lassen. Solche Beyspiele nun, für die meisten, für die brauchbarsten unsrer allgemeinen Begriffe, soll uns der Dichter durch seine Nachahmungen geben; und eben dadurch werden dieselben einer moralischen Absicht fähig, weil sie alle die Grundsätze der Tugend und alle die Regeln der Klugheit, die in unserm Gedächtnisse todt liegen, gerade auf diejenige Art uns eingedenk machen können, auf welche allein sie einen Einfluß auf unser Verhalten haben. Eine Poesie, die diesen Endzweck nicht hat, die keiner wichtigen Lehre, keinem nüzlichen Begriffe Leben und anschauende Klarheit verschafft, ist nicht nur ein bloßes Spiel, und ein sehr kostbares zeitverderbendes Spiel, sondern es ist auch größtentheils ein mattes langweiliges Vergnügen.

Nur davon müssen wir noch einige Worte sagen, daß die Schilderungen des Dichters unsere

Begriffe von den Dingen auch erweitern müssen, wenn sie interessiren sollen. Nicht was jeder, auch bey einem flüchtigen zerstreuten Anschauen der Sache, an ihr findet, sondern was nur der tiefsehende Beobachter bey einer langen aufmerksamen Betrachtung derselben entdecken konnte, das wollen wir in dem Gemälde des Dichters finden. Jeder Charakter hat gewisse Züge, die so auf der Oberfläche liegen, daß sie jedermann und beym ersten Anblicke in die Augen fallen. Dem ersten Dichter konnten diese Züge genug seyn; und er hatte immer Ruhm davon, nicht eben daß er sie entdeckte, aber daß er sie auszudrücken wußte. Aber nun, nachdem der Geizige, der Eifersüchtige, der Verliebte, von Dichtern und Rednern vielleicht einige hundertmal sind geschildert, und jene Züge von den meisten mit den dazu einmal gewidmeten Ausdrücken wiederholt worden; nachdem fast jedem nicht ganz unwissenden Menschen eine Menge solcher Züge aus seiner Lektüre von Romanen und Komödien in Gedanken schwebt: so kann es wohl kein großes Verdienst mehr für den Dichter, kein

großes Vergnügen für den Leser seyn, wenn nur diese alten Bilder und Redensarten auf eine neue Art wieder zusammengesezt werden. Und doch ist in der That manches unsrer neuen Gedichte von dieser Art. Wir wollen freylich die Dinge, die Menschen sehen, die wir sehen können, aber wir wollen nicht das Gemeine, das Alltägliche an ihnen sehen.

Dieses Gemeine in den Charaktern und Leidenschaften zu vermeiden, hat man zween Wege: entweder sie stark, oder sie fein zu schildern. Entweder den höchsten Grad der Leidenschaft, die gewaltsamsten Ausbrüche eines Charakters, die heftigsten Wirkungen einer Situation zu zeigen, und zwar die bekannten gewöhnlichen Züge der Sache, aber in einem ungewöhnlichen Grade vorzustellen; dieß ist am meisten das Werk des Trauerspiels, besonders des Trauerspiels in Versen bisher gewesen: oder die Sache durch gemäßigte, aber unbemerktere geheimere Züge zu schildern; die unmerklichern Spiele und Uebergänge der Leidenschaft aus dem Grunde der Seele hervorzuheben:

die feinern Miſchungen zu zeigen, durch welche derſelbe Hauptcharakter in verſchiedenen Menſchen mannichfaltig abwechſeln kann; die Situation nach ihren kleinſten Wirkungen auf die Perſon, die ſich darinnen befindet, vorzuſtellen; dieß ſollte das Werk des bürgerlichen Trauerſpiels, der hohen Komödie und aller der dramatiſchen Stücke ſeyn, wo die Proſe dem Dichter mehr Freyheit und eine genauere Aehnlichkeit mit dem natürlichen Ausdrucke erlaubt. — Obgleich beide Arten, die dichteriſche Vorſtellung der Sache über die gemeinen Vorſtellungen zu erheben, ihren Werth haben; obgleich zu jeder vorzügliche Fähigkeiten des Geiſtes nöthig ſind: ſo geſtehen wir doch, daß wir die leztere Art für die ſchwerere und für die intereſſantere halten; daß es nach unſerer Meynung mehr Kunſt koſtet, alle Schattirungen einer ruhigen Zuneigung, als einige wenige ſtarke Farben einer raſenden Liebe zu treffen; daß es mehr Vergnügen macht, den ganzen Zuſtand der Seele bey einem Hausvater zu ſehen, der von einer übereilten Liebe ſeines Sohns, der Herrſchſucht ſeines

Bruders und der Zurückhaltung seiner Tochter beunruhigt wird, als die etlichen gewaltsamen Erschütterungen in der Seele eines Königs, der seinen Vater ermordet und seine Mutter geheurathet hat.

Durch die bloßen Ideen, haben wir gesagt, kann uns ein Werk interessiren, entweder insofern es unsere Wißbegierde befriedigt; und zu dem Ende wird es uns begreifliche, für uns wichtige, von uns schon gewünschte Kenntnisse verschaffen müssen; davon haben wir bisher geredet: oder insofern es unsere denkende Kraft in Thätigkeit sezt; und zu dem Ende wird es eine Reihe schnell fortgehender, richtig zusammenhängender, hell und kräftig ausgedrückter Ideen enthalten müssen.

Auch ein Gespräch von ganz unerheblichem Inhalte, aber ein feuriges muntres Gespräch, wo das an Lebhaftigkeit ersezt wird, was am innern Werthe des Gesagten abgeht, kann doch immer noch sehr unterhaltend für die seyn, welche es führen, und sogar angenehm für die, welche es an-

hören. Um deswillen macht das Streiten allemal das Geſpräch intereſſanter; und durch Zänkereyen iſt man immer ſicher, die Aufmerkſamkeit der Umſtehenden zu erregen. Bey jedem Streite entwickeln ſich, durch Hülfe der Leidenſchaft, welche ſich darein miſcht, die Begriffe ſchneller, die Worte rollen leichter fort, Gedanken und Ausdrücke ſind ungeſuchter und kräftiger. Ueberdieß wird der Zuhörer durch den ſchnellen und wiederholten Uebergang von der einen Partey zur entgegengeſezten, durch den Kontraſt der beiderſeitigen Meynungen und Geſinnungen, durch die immer vom neuen erregte und immer befriedigte Erwartung der Antworten und Gegenantworten, noch mehr beſchäftigt.

Dieſe Gattung des Intereſſe iſt in vielen Arten der kleinern Gedichte die einzige, deren ſie fähig ſind, und ſie iſt allen Arten nothwendig. — Der Lehrdichter mag noch ſo große und noch ſo neue Wahrheiten, der dramatiſche Schriftſteller mag noch ſo rührende Situationen und noch ſo einnehmende Charaktere gefunden haben; wenn

nicht beide das, was sie uns zu sagen haben, mit einer gewissen Geschwindigkeit und in einer ununterbrochenen Reihe in unsre Seele bringen, wenn sie nicht Stoß auf Stoß folgen lassen, und die meisten Ideen in der kürzesten Zeit erwecken können, so werden sie uns doch nicht interessiren.

Man sieht, daß es hierbey vornehmlich auf den Styl ankömmt, obgleich Gedanke und Ausdruck mit einander so zusammenhängen, daß es unmöglich ist, anders sich kornicht, mit Wärme oder Genauigkeit auszudrücken, als wenn man auch eben so denkt. Aber so viel ist doch gewiß, daß diejenige Ausbildung der Ideen, durch welche sie zusammengedrängt, vollkommen gemacht, und zu einem geschwinden und doch immer richtigen Fortgange geschickt gemacht werden, mit der Arbeit sie gut auszudrücken einerley, oder doch für uns nicht zu unterscheiden sey. Die Erfahrung lehret, wie sehr unähnlich die Urtheile der Nationalen und der Ausländer über ein Werk, das jene im Original und diese in der Uebersetzung kennen, ausfallen; daß Schönaich dem Engländer ganz

erträglich, und Geßner ihm ſtuff ſcheinen könne. So ſehr hängt der Eindruck der Sachen von dem Eindrucke der Schreibart ab, in der ſie geſagt werden. In ihr liegen die Fehler, die uns am erſten und am meiſten beleidigen, und von ihr kommen die Schönheiten, die uns allenthalben durchs ganze Werk reizen. Ein vernachläßigter Ausdruck zieht über das beſte Werk einen Flor, der die Schönheiten deſſelben einem gemeinen Auge ganz unſichtbar, und auch einem ſcharfen und geübten unkenntlich macht. Dürfen wir uns nun wohl noch wundern, warum der große Haufe unſrer Nation ſich ſo wenig für unſre guten Köpfe und Schriften intereſſirt, da unter dieſen guten Köpfen ſo viele ſind, die ihre Gedanken nur halb auszudrücken wiſſen; da die Kunſt zu ſchreiben, die bey den Franzoſen und Engländern auch mancher mittelmäßiger und ſchlechter Schriftſteller beſizt, bey uns nicht einmal allen unſern guten Schriftſtellern eigen iſt; da die meiſten unſrer Leute von Genie entweder dieſſeits der Vollkommenheit in Abſicht der Schreibart ſtehen bleiben,

oder schon über dieselbe hinaus sind, entweder die in unsrer Sprache liegende Schönheit und Kraft des Ausdrucks vernachläßigen, oder in dieselbe fremde Schönheiten und eine ihr unnatürliche Stärke bringen wollen?

So viel von dem Interesse, das aus Vorstellungen entspringt: in dem folgenden Theile werden wir von dem Interesse reden, das aus Empfindung und Leidenschaft entsteht.

Einige Gedanken über das Intereſſirende.

Zweyter Theil.

Aus dem zwölften Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte.

Ohnerachtet das Intereſſe, welches aus Leidenſchaften entſteht, (der Gegenſtand unſrer noch übrigen Arbeit) von dem Intereſſe, welches aus Vorſtellungen entſpringt, nicht vollkommen getrennt werden kann, weil dieſe leztern nur inſofern wichtig und reizend für die Aufmerkſamkeit werden, als ſie etwas in ſich enthalten, was die Leidenſchaften aufbringt, oder ihnen ſchmeichelt: ſo ſcheint doch dieſe Abtheilung, welche wir zum Grunde unſers Plans gelegt haben,

so richtig zu seyn, als irgend eine Theilung zwischen den Veränderungen der menschlichen Seele seyn kann. Denn wenn es erlaubt ist, überhaupt Verstand und Herz von einander zu unterscheiden, obgleich weder Vernunft noch Einbildungskraft lange geschäftig seyn kann, ohne das Herz daran Theil nehmen zu lassen, so ist es auch erlaubt, den Antheil, den wir an den Aeußerungen des Verstandes eines andern, von dem, den wir an den Ausbrüchen seines Herzens nehmen, abzusondern; oder mit andern Worten, das Interesse, welches Räsonnements oder Schilderungen, und das, welches Gemüthsbewegungen oder Schicksale erregen, zu unterscheiden.

Vielleicht würden wir die Wahrheit, die wir bey unsrer Eintheilung im Sinne hatten, noch besser ausgedrückt haben, wenn wir so gesagt hätten: Der Zustand eines Menschen, der von etwas interessirt wird, ist ein vollkommneres Wachen, ein höherer Grad von Leben. Er wird also darinnen bestehen, daß wir uns selbst lebhafter empfinden, daß wir mehr Begierden und Erwar-

tungen haben, als gewöhnlich. Aber was für Begierden; und wornach? Entweder nach gewissen Veränderungen der Umstände, die uns in der Wirklichkeit oder in der Vorstellung gegenwärtig sind; oder nach gewissen Veränderungen unsrer Gedanken selbst. Eine Sache interessirt uns, entweder weil sie zu unsrer eignen Vollkommenheit etwas beyträgt; dieß war das Interesse, welches die Deutlichkeit, die Menge der Vorstellungen hervorbringt; oder weil sie etwas in unsern Umständen verbessert. Von dieser leztern Art des Interesse wollen wir jezt reden.

Zuerst bemerken wir, daß das Interessirende in den Begebenheiten immer etwas künftiges ist: eine Gefahr, die uns nahe kömmt, eine Freude, die wir erwarten. Wenn der Vater, der seinen Sohn an einem fremden Orte aufzusuchen gereist war, ihn todt findet, so ist er aufs lebhafte gerührt; er ist insofern beschäftigt, aber er ist nicht interessirt. Wenn eben dieser Vater, bey der Ankunft in die fremde Stadt, von einem Jünglinge, der seinem Sohn ähnlich ist, und der eben begra-

ben werden soll, reden hört: dann wird er im höchsten Grade interessirt.

Zweytens: in dieser Zukunft muß noch einige Dunkelheit seyn. Es ist eine ungewisse Erwartung, mit Begierde oder Abscheu verbunden. Sobald ein guter oder schlimmer Ausgang gewiß ist, sobald ist die Beschäftigung der Seele, die Unruhe nicht mehr so groß. Man sage dem Spieler voraus, daß er gewinnen wird, so mag er sich mehr freuen, aber seine Seele wird weniger thätig seyn. Und warum dies? Die Thätigkeit der Seele besteht in der Begierde, und die Begierde hört auf, wenn die Sache erreicht ist. Erreicht ist aber auch die Zukunft, sobald sie gewiß wird.

Drittens: So viel es also in unsern Umständen Veränderungen zum Bessern oder zum Schlechtern geben kann, große oder kleine: auf so vielfache Weise können wir interessirt werden. In dem Laufe jedes Tages kommen auch dem eingezogensten, ruhigsten Menschen tausend kleine angenehme Vorfälle vor, deren Erwartung zu ge-

wissen Stunden und Augenblicken ihm mehr Lebhaftigkeit giebt. Bey jedem Menschen giebt es solche kleine Dunkelheiten der nächsten Zukunft, durch welche er in einige Unruhe und in eine stärkere Bewegung gesezt wird.

Auf diese Weise also interessirt uns nun unser eigen Leben. Aber wie kann diese Hofnung und Furcht entstehen, ohne daß in unsern Umständen sich etwas ändert?

Uns dünkt, es giebt eine dreyfache Art, die Leidenschaften hervorzubringen, ohne die Umstände des Menschen zu ändern: die eine würde ich gern die musikalische, die andere die malerische, die dritte die dichterische Art heißen, nicht, als wenn nicht eine jede Kunst mehr als ein Mittel hätte zu rühren, sondern weil sich bey jeder Eine Art besonders merklich zeigt.

Entweder wird die Leidenschaft in der Seele hervorgebracht, indem der Körper auf den Ton dieser Leidenschaft gestimmt wird. Das geschieht durch die Musik. Wenn man sagt, sie ahmt die Leidenschaften nach, so will man oft weiter nichts

als so viel sagen: von einer gewissen Spannung der Nerven wird jede Leidenschaft begleitet; ist diese Spannung da, so entsteht diese Leidenschaft, oder die Seele braucht nur noch eine kleine Veranlassung dazu. Töne, die eigentlich nur eine Erschütterung des Gehörnervens wirken, haben doch einen unstreitigen Einfluß auf den ganzen Körper. Die Erfahrung hat uns gelehrt, welche Töne die Nerven schlaff und dadurch die Seele schwermüthig machen, oder welche sie anspannen und dadurch die Seele erheben. Der Komponist sezt diese Töne zusammen, und erweckt diese Leidenschaften. So viel ist wenigstens ausgemacht, daß die meiste Instrumentalmusik, außer dem Vergnügen an Wohlklang und Rhythmus, weiter keine Wirkung auf die Seele thut, als durch die Verfassung, in die sie den Körper sezt.

Oder die Leidenschaft wird erregt durch das Anschauen einer Begebenheit, die einen andern in Leidenschaft sezt, und an der wir durch Sympathie Theil nehmen. Diese Art, Leidenschaf-

ten zu erwecken, hat die Malerey mit der Poeſie gemein, aber die Malerey hat gar keine andere.

Die Poeſie hat noch eine zweyte. Nämlich, es entſtehen Leidenſchaften, wenn uns die Empfindungen oder die Ideen eines andern lebhafter an unſre Umſtände und Empfindungen ähnlicher Art erinnern, und alſo, ſo zu ſagen, ein vergangnes Intereſſe wieder aufwecken.

Wir werden uns bloß auf die beiden leztern Arten, die Leidenſchaften zu erregen, einſchränken. Für die Dichter und die Schriftſteller überhaupt iſt dieſe Unterſuchung beſtimmt. Gemälde und Muſik können uns ergötzen, können uns rühren; aber im eigentlichen Verſtande intereſſiren können uns nur die redenden Künſte.

Noch einmal alſo, dieſe Künſte erwecken Leidenſchaften, 1) indem ſie Begebenheiten uns darſtellen, an denen wir Antheil nehmen, 2) indem ſie Empfindungen uns vorlegen, die uns unſrer eigenen eingedenk machen. Man ſieht leicht, daß das Drama, die Epopee, alle die Theile der Dicht-

kunst, welche Begebenheiten erzählen oder nachahmen, Leidenschaften auf die erste Art erwecken; die Ode, die Elegie hingegen, alle die Gattungen, welche bloß den Gemüthszustand des Dichters schildern, auf die zweyte.

Diese Materie ist von unendlichem Umfange; wir müssen sie in engere Gränzen einschließen, wenn wir ihrer mächtig werden wollen.

An welchen Leidenschaften nehmen wir vornehmlich Theil? Auf welche Weise müssen sie geschildert werden, damit diese Theilnehmung befördert werde? und welches ist die nüzlichste Art der Leidenschaften, die der Dichter erwecken kann?

Um zu wissen, welche Leidenschaften und Empfindungen am meisten interessiren, haben wir zween Wege; entweder die menschliche Natur zu fragen, oder die Praxin der Dichter.

Die Natur sagt uns: Wir nehmen an den Leidenschaften, von welchen wir andre bewegt sehen, Theil, entweder wenn wir uns genau in ihre Umstände zu versetzen, und die Wirkung der-

ſelben auf die Seele uns vorzuſtellen wiſſen; oder wenn wir zwiſchen dieſen Umſtänden und unſern eignen eine gewiſſe Verbindung ſehen.

Wir glauben, es giebt eine dreyfache Sympathie. Eine, die bloß im Körper ihren Grund hat; unſre Werkzeuge gerathen bey gewaltſamen Bewegungen ähnlicher Werkzeuge in eine ähnliche Bewegung; ſo fühlen wir das Geſchrey eines Menſchen, der auf der Tortur liegt. Eine zwote, die in den Vorſtellungen der Seele ihren Grund hat; unſre Einbildungskraft giebt uns die Rolle der leidenden Perſon, und wir bilden alſo auch alle ihre Empfindungen nach. Eine dritte, die in den moraliſchen Empfindungen ihren Grund hat; wir erzürnen uns über ein augenſcheinliches Unrecht, das Jemanden geſchieht, mehr, als wir mit dem ihm zugefügten Uebel Mitleiden haben würden, wenn es ein bloßer Zufall wäre.

Die erſte Art der Sympathie findet nur bey dem Schmerze, nicht bey dem Vergnügen ſtatt. Denn die Erſchütterungen müſſen gewaltſam ſeyn,

die eine harmonische Erschütterung unsrer Nerven hervorbringen sollen; und die Erschütterungen des Vergnügens sind sanft. Um deswillen also ist körperlicher Schmerz kein schicklicher Stoff für den Dichter. Um deswillen soll Medea ihre Kinder nicht auf dem Theater umbringen, und Atreus nicht seines Bruders Kinder vor den Augen der Zuschauer auftragen. Die Leidenschaften, die uns von andern durch unsern Körper mitgetheilt werden; auch die, wo sich nur unsere körperliche Sympathie sehr mit hineinmischt, sind immer unangenehme verdrüßliche Leidenschaften; sie erlauben selten eine Mischung von Vergnügen, und sie erregen keinen Wohlgefallen über uns selbst und unsre Empfindlichkeit.

Die zwote Art der Sympathie, die, welche aus der Einbildungskraft und dem Versetzen in des andern Umstände entspringt, muß ebenfalls bey dem Leiden merklicher, als bey jeder andern Art der Empfindungen seyn. Denn, warum hätte man fast in allen Sprachen alle andre Arten von Sympathie unbenannt gelassen,

und dem Mitleiden allein einen Namen gegeben?

Wir ſehen demunerachtet augenſcheinlich, daß wir an der Fröhlichkeit eben ſowohl Theil nehmen können, als an der Betrübniß.

Alle Leidenſchaften laſſen ſich in ſolche theilen, die aus dem Widerſtande gegen das Uebel und den Schmerz, und in ſolche, die aus der Neigung gegen das Gute und das Vergnügen entſtehen. Jede Gattung theilt ſich wieder, nach dem die Leidenſchaft die Seele erhebt oder niederſchlägt. Es giebt einen Widerwillen gegen das Uebel, der zum Widerſtande führt, der mit einer Art von Aufwallung der Lebensgeiſter verbunden iſt, der muthig und beynahe verwegen macht, das iſt die zornartige Unluſt. Es giebt einen andern, der zur Muthloſigkeit führt, der mit einer Unterdrückung der Lebensgeiſter verbunden iſt, der ſchwermüthig und verzweifelnd macht, das iſt die Betrübniß. Eben ſo giebt es eine Freude, die ſtolz macht, die Zuverſicht und weit ausſehende Entwürfe einflößt; und eine andre,

die weichlich macht, die in dem Schatten der Ruhe und bey dem Genusse einschläfert.

Noch ist der Charakter der Leidenschaften anders, wenn bloß das Gute oder Böse erwartet wird, und anders wenn es nun kömmt.

Allgemeine Regeln zu geben, welche Leidenschaften sich am leichtesten mittheilen lassen, mag vielleicht sehr mißlich seyn; aber jeder darf seine Erfahrungen anführen, und der Leser hat immer Vortheil, wenn er sie mit seinen eignen vergleicht.

Uns also scheint es 1) daß, insofern die Sympathie von den Vorstellungen der Seele herkömmt, körperlicher Schmerz und Lust am wenigsten Theilnehmung veranlassen. Vorstellen können wir sie uns wenig, wenn nicht der Körper hilft. Daher diejenigen, die von einem so festen Baue des Körper und so abgehärteten Fibern sind, daß von hieraus der Zugang zur Seele verschlossen ist, gesezt auch, daß sie das fühlbarste Herz haben, doch bey den körperlichen Leiden andrer, wenn nicht moralische dazu kommen, wenig empfinden. Das Unglück, woran wir

durch die Imagination Theil nehmen sollen, muß auch von der Imagination herkommen; die Vorstellungen, welche sich der Leidende von den Dingen macht, nicht die Bewegungen des Körpers, welche er fühlt, müssen die Quelle seines Unglücks seyn.

2) Am Leiden können wir überhaupt mehr Theil nehmen, als am Vergnügen; es sey nun, weil der Schmerz immer die heftigste Empfindung ist, und also auch mit mehr Gewalt auf den Zuschauer wirkt, oder weil wir dem Fröhlichen und Glücklichen nichts helfen können, da hingegen die Noth andrer unsern Beystand und also unsre Thätigkeit auffordert. Daher kömmt es also auch, daß nur das Trauerspiel eigentliche Leidenschaft erregt, die Komödie aber mehr bloß durch die Vorstellungen interessirt.

3) An dem weichlichen Vergnügen, das in dem bloßen Genusse besteht, bey dem die Kräfte des Geistes mehr hinsinken, als empor streben, können wir am wenigsten Theil nehmen, wenn wir nicht selbst in einem ähnlichen Zustande sind,

oder uns deſſelben erinnern. Aber davon iſt jezt die Rede nicht. Dieſe Maler der Wolluſt alſo, auch der feinern geſitteten Wolluſt, erreichen doch ihren Zweck, geſezt er wäre auch der edelſte, am wenigſten. Es iſt umſonſt, ſeine Seele in einen Zuſtand, der ganz leidend iſt, worinn ſie nichts wirkt, ſondern bloß Eindrücke andrer Dinge empfängt, freywillig zu verſetzen. Nur die Freude, die geſchäftig, behende, mit Unternehmungen ſchwanger, voll großer Hofnungen iſt; dieſe nur können wir bey uns ſelbſt, ohne ſie zu fühlen, nachmachen: denn unſre Kräfte zu Handlungen zu erwecken, haben wir die Gewalt; aber Eindrücke hervorzubringen, wenn die Gegenſtände nicht da ſind, haben wir keine. Was die verſchiedene Arten der Unluſt anbetrifft, ſo kömmt viel auf den Charakter des Zuſchauers an. Ein männlicher Geiſt wird mehr Antheil an dem Zorne, und ein weiblicher mehr Antheil an der Betrübniß nehmen. Jenes ſcheint der Fall bey den Alten geweſen zu ſeyn: deswegen konnten ſie auch ſo ſchreckliche Ge-

ſchichte, ſo gräßliche Ausbrüche der Wuth vertragen, ſie ſahen lieber eine Medea, die, wenn gleich durch Grauſamkeiten, ſich über ihr Unglück erhebt, als eine Niobe, die weinend unter demſelben zu Boden ſinkt. Dieſes ſcheint der Fall bey uns zu ſeyn; wir wollen mehr wehmüthige als ſtarke Empfindungen ſehen; ein Feiger, der aber ſonſt ein guter Mann und unglücklich iſt, findet mehr Mitleiden, als ein Tapferer, der durch das Unglück wild und unbändig worden. Dieß kömmt alſo daher, weil der männliche Geiſt die muthige Widerſetzung des Zornigen billiget, und die Ohnmacht des Niedergeſchlagenen verachtet; der weibliche Charakter hingegen den Ungeſtüm des Zorns ſcheuet, und hingegen das Sanfte der Betrübniß gut heißt. Dieß hängt alſo mit der Sympathie der moraliſchen Empfindungen zuſammen, und davon werden wir gleich reden.

4) An allen glücklichen und unglücklichen Vorfällen andrer Menſchen können wir mehr Antheil nehmen, wann ſie erwartet werden, als

wenn sie gegenwärtig sind. Um deswillen schließt sich das Trauerspiel, sobald der unglückliche Streich vollbracht ist. Den Hofnungen zweyer Liebenden, die sich durch allerhand Schwierigkeiten aufgehalten sehen, können wir mit Vergnügen zusehen; aber wann sie nun verlobt sind, so gehen wir davon. Die Ursache liegt in dem, was wir schon gesagt haben. Nur an der Begierde oder dem Abscheue nehmen wir eigentlich Theil, nicht an dem Genusse und dem Leiden; jenes sind Handlungen, dieß sind Empfindungen; dort wirken wir selbst, hier die Dinge. Wo sich nun bey den Personen, welche es eigentlich gilt, Hofnung in Lust verwandelt, da hört ihr Bestreben und also unsre Mitwirkung auf. Bey dem Schmerze ist es etwas anders; weil kein Schmerz ohne Furcht, obgleich Lust ohne Hofnung seyn kann. Bey dem Genusse verliert sich die Begierde, und also auch die Theilnehmung. Bey dem Schmerze verliert sich nicht die Verabscheuung; die Bestrebung das Uebel wegzuschaffen bleibt, und dieses Bestreben theilen wir mit dem Leidenden.

Was die moralische Sympathie betrift, so richtet sich diese nach zwo Sachen; nach dem Charakter der Person, und nach dem Charakter der Leidenschaft, an welcher wir Theil nehmen sollen. Die Person müssen wir lieben oder hochachten; die Leidenschaft müssen wir in gewissem Grade billigen. 1) Liebe und Hochachtung gründen sich auf moralische Vollkommenheit, die wir einem Menschen zuschreiben. Aber Hochachtung geht auf die moralische Vollkommenheit bloß an sich betrachtet, Liebe auf dieselbe als eine Quelle des Vergnügens oder des Nutzens für uns. Alle Umstände einer Person, gegen welche wir eine dieser beyden Gesinnungen haben, rühren uns mehr, alle ihre Empfindungen nehmen wir leichter an; einmal, weil wir diese Umstände mehr mit den unsrigen verbinden, zum andern, weil wir diese Empfindungen für etwas vollkommners und nachahmungswürdigers halten.

2. Besonders müssen wir die Leidenschaft, welche Sympathie erregen soll, für erlaubt oder

für löblich, und den Grad derselben für billig und der Ursache gemäß ansehen. Die Stoiker sagten, unsre eigne Leidenschaften bekämen dadurch ihre größte Stärke, weil wir aus Irrthum es für recht hielten, sie zu haben. Wir wollen jezt nicht untersuchen, wie weit dieses wahr sey; aber so viel ist gewiß, daß jede Leidenschaft geschwinder entsteht, und auf eine größere Höhe steigt, wenn wir durch den Gedanken von Unrechtmäßigkeit oder von Thorheit nicht zurück gehalten werden. Der freywillige Entschluß der Seele gesellt sich bey Leidenschaften, die wir billigen, zu dem unfreywilligen Eindrucke der Gegenstände; und diese vereinigte Kraft unsrer selbst und des Dinges macht also die Wirkung größer.

So wie in den Begriffen von der Moralität etwas Festes und Unwandelbares, und etwas Veränderliches und Willkührliches ist; so werden auch die Leidenschaften, welche man billiget, zum Theil bey allen Menschen dieselben, zum Theil durch die Verschiedenheit der Sitten und der Gesetze verschieden seyn.

Allgemein wird es ſeyn, daß eine Leidenſchaft, die auf Wohlwollen gegründet iſt, mehr Theilnehmung erregt, als eine, welche aus Haß entſteht; die Elektra flößt uns bey weitem nicht ſo ſehr ihren Haß gegen ihre Mutter ein, als ſie uns ihre Liebe zu ihrem Bruder einflößt. Allgemein wird es ſeyn, daß eine Leidenſchaft, die ein Menſch bloß wegen ſeiner eignen glücklichen oder unglücklichen Veränderungen empfindet, weniger Theilnehmung erregt, als die, welche er über das Schickſal andrer, die unter ihm ſtehen, oder für welche er zu ſorgen hat, empfindet. Ein Vater, der ſeine unglücklichen Kinder, ein Bürger, der ſein Land beweint, fodert mehr Mitleid, als ein Menſch, der ſeine eigne Armuth oder ſeine Krankheit beklagt. Allgemein wird es ſeyn, daß Zorn nur bey einem durch Ungerechtigkeit erlittnen Unglücke gebilliget und mit empfunden wird.

Aber verſchieden werden die Meynungen über die Größe der Beleidigungen ſeyn, und über die Härte der Ahndung, die bey jeder Belei-

digung erlaubt ist. Eine empfangne Ohrfeige erregt den ganzen Tumult in dem Eid, und dieser Tumult scheint den Zuschauern nicht übertrieben. Die Rache der Elektra ist grausam; aber die Ermordung eines Vaters schien sie den Griechen zu rechtfertigen. Verschieden werden sie seyn über den Werth der Tugenden, die sich in den verschiedenen Leidenschaften äußern. Jede Art der Fähigkeiten und Tugenden, die Tapferkeit, die Mäßigkeit, die Menschenliebe, hat ihre Epoche in der menschlichen Gesellschaft; vielleicht hat es noch keinen Zeitpunkt gegeben, wo alle Tugenden auf gleiche Art wären geschäzt worden. Zu der einen Zeit wird man geneigt seyn, auch Handlungen der Ungerechtigkeit und Grausamkeit zu entschuldigen, wenn sie nur mit Entschlossenheit unternommen und mit Muth ausgeführt worden; zu einer andern wird man auch weibisches tändelndes Wesen vertragen können, wenn es nur mit Feinheit der Sitten und Gutherzigkeit verbunden ist.

So viel sagte uns die Natur des Menschen; was sagt uns nun die Praxis der Dichter?

Wenn man die alten und neuen Trauerſpiele in ſeinen Gedanken durchläuft, ſo wird man, glauben wir, zwo Leidenſchaften am öfterſten in ihnen vorkommen ſehen: Rachſucht und Liebe. Rache, oder die Ahndung einer empfangnen Beleidigung, iſt oft der Stoff des heroiſchen Trauerſpiels, und iſt den Dichtern am meiſten eigen, welche nach Erhabenheit ſtreben; Liebe iſt gemeiniglich der Stoff des wehmüthigen Trauerſpiels, und iſt die Lieblingsmaterie der Dichter, welche mehr Empfindlichkeit des Herzens haben.

Dieſe Einförmigkeit wird uns weniger befremden, wenn wir bedenken, daß es nur zwo Leidenſchaften zu ſchildern geben kann, ſolche, die aus der Freude und dem Wohlgefallen, und ſolche, welche aus dem Mißfallen entſtehen. Rührt nun dieſe Freude oder dieſer Verdruß von den menſchlichen Handlungen her, ſind es die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, durch welche dieſe Leidenſchaften erregt werden, ſo werden ſie faſt allemal in Liebe oder in Zorn ausſchlagen.

Aber warum ist unter allen Arten der Zuneigung, die Liebe der Geschlechter vorgezogen worden?

Deswegen, weil 1) diese Leidenschaft allgemeiner ist; sie gründet sich auf einen Naturtrieb, sie erinnert an eines der stärksten sinnlichen Vergnügungen; die Sympathie kann also allgemein seyn. Die väterliche, die freundschaftliche, die Vaterlandsliebe hingegen, sind nur gewissen Personen eigen, sie sind mehr Tugenden, als wirkliche Leidenschaften; nur derjenige kann stark daran Theil nehmen, der selbst fähig ist sie zu fühlen. 2) Weil diese Leidenschaft am meisten Verwickelungen und Abentheuer hervorbringt, und also der beste Stoff zu einer Fabel ist. Da sie sich mit dem Interesse der Familien durchkreuzt, so findet sie mehr Schwierigkeiten und Widerstand zu überwinden; da sie ausschließend ist, so hat sie mit Nebenbuhlern zu kämpfen; da sie, durch die Unauflößlichkeit der Ehe, den lebenslangen Zustand zwoer Menschen bestimmt, so macht sie auf gewisse Weise die Entscheidung

ihres Schickſals aus; da ſie endlich geſchwinder auf ihre Befriedigung dringt als jede andre Leidenſchaft, ſo bringt ſie in der kürzeſten Zeit die wichtigſte Begebenheit des menſchlichen Lebens zu Stande, wodurch ſie einer dramatiſchen Behandlung am meiſten fähig wird. 3) Weil ſie die am meiſten poetiſche Leidenſchaft iſt: ſie belebt die Einbildungskraft, weil ſie zum Theil körperlich iſt, und den Lauf der Säfte beſchleunigt; ſie iſt in ihrer vollen Stärke zu der Zeit des Lebens, wo die Seele am meiſten wach, und die Nerven am gefühlvollſten ſind; ſie vermiſcht ſich mit vielen andern Empfindungen, weckt jede ſchlafende Leidenſchaft auf, und färbt jede Idee, jede Handlung mit ihrer eignen Farbe. Die Liebe hat die Poeſie hervorgebracht, und es iſt nicht bloße Nachahmung, ſondern es iſt Natur, daß die Liebe und ihre Abentheuer öfter als jeder andre Umſtand des menſchlichen Lebens von der Dichtkunſt ſind beſungen worden.

Aber warum haben die Alten ſo wenig Liebe in ihren Stücken? Man irret ſich. Liebe iſt in

ihren Stücken genug, aber nur nicht die Geschichte des Verliebens. Wenn wir die tragischen Begebenheiten der griechischen Bühne betrachten, so finden wir, daß die Liebe viele derselben veranlaßt und sich fast in alle gemischt hat. Was stürzt den Agamemnon, was zerrüttet die Häuser des Atreus, des Jasons, des Theseus, als die Liebe? Was ist es dann, das uns die griechischen Dichter in der Klytämnestra, in der Medea, in der Phädra schildern, als die Wirkungen der Liebe? Freylich der ausschweifenden, der ehebrecherischen, der schändlichen Liebe. Aber sie haben auch in der Alcestis das Gemälde ehelicher Treue aufgestellt. Die Neuern haben also nicht die Liebe zuerst aufs Theater gebracht; aber sie haben sie auf eine neue Weise behandelt, einen andern Zeitpunkt derselben, so zu sagen, gewählt. Die Griechen schildern mehr die eheliche Liebe, es sey in ihrer Ausschweifung und Verderbniß, oder in ihrer Vollkommenheit und Reinigkeit; die Eifersucht einer beleidigten Frau, oder die Wuth einer Ehebrecherinn ist der

Stoff ihres Gemäldes: unſre Dichter hingegen ſchildern mehr den Roman vor der Ehe, die Zärtlichkeit des Liebhabers, oder die Eiferſucht der Braut.

Und ſo bringen es die Sitten der Griecheu und die unſrigen mit ſich. Bey den Griechen gab es keinen ſolchen Roman. Ihre Töchter blieben in dem innerſten Theile des Hauſes, den Augen aller Mannsperſonen, ſelbſt ihres Liebhabers verborgen, bis er ihnen als Gemahl zugeführt wurde. Eher trat das weibliche Geſchlecht nicht auf dem Theater der Welt auf, als bis es verheurathet war; und auch dann waren die Beſten, die Tugendhafteſten, am wenigſten ſichtbar.

Was alſo in der menſchlichen Natur liegt, daß die Liebe eine allgemeine und poetiſche Leidenſchaft iſt, daß ſie am Elende und Glückſeligkeit der Menſchen und der Familien ſehr vielen Theil hat: das hat Griechen und Franzoſen und Deutſche auf gleiche Weiſe dahin gebracht, die Liebe in ihre Stücke zu bringen, es ſey als eine un-

sichtbare Triebfeder der Handlung, oder als das sichtbare Original des Gemäldes. Was aber bloß in den Sitten unsrer Zeit liegt, daß beyde Geschlechter auch vor der Ehe freyer mit einander umgehen können; daß der Jüngling und die Braut auf gleiche Weise ihre Neigung gestehen dürfen; daß es einen so häufigen Kampf der Leidenschaft der jungen Personen mit dem Interesse der Alten und ihrer Familien giebt; daß dieser Streit von beyden Seiten durch gegenseitig gemachte Entwürfe geführt wird, woraus eigentlich die Intrigue entsteht: dieß hat auch unserm Theater und unsern Romanen eine besondre Art von Liebeshändeln gegeben, von denen die Alten wenig wußten.

Eine Leidenschaft giebt es, in welcher sich diese beiden, Liebe uud Zorn, mit einander vereinigen; keine ist auch deswegen öfter geschildert worden, in keiner haben die Dichter ein größer Feld gefunden, ihre Einsicht in die Führung der Leidenschaften zu zeigen. Diese Leidenschaft ist die Eifersucht. Die Medea, der Othello und

die Zaire, drey Hauptſtücke dreyer berühmten Nationen, haben die Eiferſucht zum Stoff.

In der That wird kaum irgend eine Leidenſchaft ſo viel andre Leidenſchaften in ſich ſchlieſſen, kaum eine ſo mannichfaltige Bewegung des Gemüths erregen. Wer den Eiferſüchtigen ſchildern will, der muß die Liebe und den Haß, die Freude und die Traurigkeit, die Hoffnung und die Furcht ſchildern. Ueberdieß kann man der Entſtehung dieſer Leidenſchaft mehr als irgend einer andern nachſpüren. Andre Leidenſchaften entſtehen entweder zu langſam oder zu ſchnell, um aus ihrem Urſprunge ihre Natur kennen zu lernen. Eine einzige Beleidigung kann das Gemüth in Zorn bringen; die Vorſtellungen folgen hier mit ſolcher Geſchwindigkeit auf einander, das Blut und die Lebensgeiſter brauſen ſo ſchnell auf, daß es dem Menſchen ſelbſt nicht möglich iſt, den Gang der Leidenſchaften zu entwickeln. Die Liebe, wenn ſie ganz ſinnlich iſt, entſteht eben ſo ſchnell und oft bey dem erſten Anblicke. Iſt ſie hingegen moraliſch, ſo wächſt

sie unmerklich; es ist unmöglich, den Zeitpunkt zu bestimmen, wo Gleichgültigkeit in Neigung, und Neigung in Zärtlichkeit übergiengen. Bey der Eifersucht hingegen ist der Zustand, aus welchem die Leidenschaft gleichsam ausgeht, schon ein an sich merklicher Zustand, dessen Abänderungen sich wohl wahrnehmen lassen. Wenn ein Mensch, welcher liebt, und heftig liebt, anfangen soll zu hassen: so muß der Uebergang deutlich seyn. Die Ideen, welche seine erste Leidenschaft bestritten und besiegt haben, müssen öftere Anfälle auf dieselbe gethan haben; es muß ein Kampf vorgegangen seyn, mit einem Worte, der Mensch, der eifersüchtig wird, ist selbst geschäftig, seinen Argwohn zu stärken oder zu besiegen, er weiß also und kann angeben, was in ihm vorgeht.

Und dieß bringt uns auf eine andre Bemerkung, die man bey der Lesung der Dichter machen kann, daß nichts so sehr interessirt, als der Streit mehrerer Leidenschaften.

Wir haben schon angemerkt, daß nicht sowohl die Empfindung, die leidende Veränderung des

Geiſtes, die bey der Leidenſchaft zum Grunde liegt, als die Thätigkeit, die wirkſamen Beſtrebungen der Seele, durch welche ſich die Leidenſchaft äußert, dasjenige ſey, woran wir Theil nehmen. Iſt nun nur Eine unbeſtrittene Leidenſchaft in der Seele, ſo kehrt ſie ihre ganze Wirkſamkeit nach außen, ſie geht bloß mit der Unternehmung, mit der äußern Handlung um, die zu ihrer Befriedigung abzielt; die innere Wirkſamkeit des Geiſtes ſelbſt, die, welche eigentlich durch die Rede geſchildert werden kann, iſt nur geringe. Wenn aber mehrere Begierden vorhanden ſind: ſo arbeitet die Seele innerlich, eine Entſcheidung des Streits, oder ein Gleichgewicht zu finden; und dieſe Arbeit iſt es, welche eigentlich Worte malen können.

Ein Menſch, der einen andern vollkommen und durchaus haßt, iſt auf gewiſſe Weiſe ruhig, weil er einmal entſchloſſen iſt, und einen einfachen Entwurf verfolgt; die Ideen, die zu jeder Leidenſchaft gehören, ſo wie ſie ſich mehr feſtſetzen, werden dunkler. Wenn er aber eben die Perſon

liebt, über deren Beleidigung er ergrimmt: dann ist das Gemüth im Aufruhr; die Ideen des Hasses sind neu, und also lebhaft und deutlich, die Ideen der Liebe sind im Besitze der Seele, und leisten also muthigen Widerstand, der sie hinwiederum klärer und lebendiger macht. Mit einem Worte, der Widerspruch der Ideen und der Begierden, das ist der Zustand, wo der Mensch seiner selbst am besten bewußt ist, und wo er am meisten seine Vorstellungen und Neigungen ausdrücken kann.

Ueberdieß ist die Erwartung, die zum Interessirenden nothwendig ist, bey dem Streite zweyer Leidenschaften größer als bey Einer. Was der Mensch thun wird, der bloß liebt oder bloß haßt, das ist ausgemacht; die Wahl kann nur zwischen den Arten der Befriedigung seyn, und dieß erregt die Neubegierde nicht so stark, weil es nichts ist, was die Natur des Menschen selbst so sehr angienge. Aber wozu sich der Sohn noch entschliessen wird, der seinen eignen Vater an dem Vater einer Geliebten rächen soll; was die mütterliche

Liebe einer heftigen und gegen ihren Gemahl wütenden Frau thun wird; das ſind wir höchſt begierig zu wiſſen, und ſind ſehr zweifelhaft, es voraus zu ſagen.

Dieſer Streit der Leidenſchaften iſt auf mehr als eine Art möglich.

Der erſte iſt zwiſchen einer alten eingewurzelten Neigung, und einer neuentſtehenden Leidenſchaft, durch welche ſie beſiegt werden ſoll. Dieß iſt der Fall bey der Eiferſucht. Dieſe Art des Streites iſt zu einer Schilderung, zu einer Entwickelung der Leidenſchaft am vortheilhafteſten. Die Entſtehung iſt es, welche uns die Natur der Leidenſchaft am beſten erklärt. Und wo können wir dieſer Entſtehung zuſehen, als wo der Zeitpunkt, wo ſie anfängt, merklich iſt; und wo kann er merklich ſeyn, als wo er von dem vorhergehenden Zuſtande der Seele ſehr abſticht? Ueberdieß findet ſich der Vortheil, den der Streit der Leidenſchaften dem Dichter leiſtet, daß er die ſtummen beredt macht, bey keinem Streite mehr, als wo eine einmal feſte Ueberzeugung beſtritten, und eine

schon zur Gewohnheit gewordene Zuneigung angegriffen wird.

Eine andre Art des Streits, der viel Unruhe und Erwartung erregt, aber weniger den Charakter entwickelt, ist der, wenn eine neue und zufällig entstandne Begierde, einer alten Leidenschaft, bey der Wiedererkennung des Gegenstandes, oder bey einer bessern Belehrung, Platz macht. Dieß ist der Fall bey der Iphigenia von Tauris und bey der Merope. Hier ist es nicht sowohl ein Streit, als eine plözliche Umkehrung der Gesinnungen. Das Interesse entspringt nicht sowohl, weil man in den Zustand der Person tief eindringt, und sich also dadurch die Gesinnungen sehr zu eigen machen kann; sondern weil man selbst durch den Widerspruch unruhig wird, der sich zwischen der jetzigen Bewegung der Person und ihren wirklichen Gesinnungen und Verhältnissen findet. Geschieht nun die Entdeckung; so ist bey der Person selbst zwar kein eigentlicher Streit, die alte Leidenschaft nimmt ungehindert Platz: aber sie äußert ihre Gewalt weit stärker; sie ist mit ei-

nem Grade von Schrecken verbunden, und hat also noch eine Miſchung von der Leidenſchaft, aus welcher ſie entſtanden war. Fälle dieſer Art werden auf dem Theater öfter als im menſchlichen Leben vorkommen, denn ſie fordern immer eine wunderbare Verwickelung, um dem Menſchen den wahren Gegenſtand ſeiner Liebe oder ſeines Haſſes zu verbergen, oder um ihn auf eine Zeitlang wider ſeine wirklichen Geſinnungen handeln zu laſſen.

Ein dritter Streit iſt zwiſchen zwo Leidenſchaften, welche ſich zwar einander nicht aufheben, welche nicht einander entgegenſtehen, aber die doch entgegenſtehende Maaßregeln und eine doppelte Aufführung brauchen.

Wenn ein Menſch zwo Perſonen liebt, welche einander haſſen; wenn er die Gunſt zwoer Perſonen ſucht, die entgegenſtehende Unternehmungen haben, an welchen ſie ihn wollen Theil nehmen laſſen, wenn er in zweyfachen Verbindungen iſt, die ihm beide theuer ſind, und ihm alſo entgegenſtehende Pflichten auflegen: dann

ist er in einer wichtigen Situation. Das ist der Fall bey Germeuil im Hausvater, so ist Neoptolem im Philoktet, der gern den kranken Helden retten, und doch seinem gegebenen Worte treu seyn wollte. Man sieht leicht, warum man sich für einen solchen Menschen interessirt. Die Unruhe ist vielleicht unter allen Bewegungen der Seele diejenige, welche sich am leichtesten mittheilt; und eine solche Lage der Umstände bringt Unruhe hervor. Ueberdieß ist man begierig, die Entscheidung zu wissen; man findet die Aufgabe verwickelt, und man wünschet sie aufgelöst zu sehen.

Eine solche Situation kann aber eben sowohl lächerlich als rührend werden, nach dem Charakter der Person, welche sich in derselben befindet. Bey einem schwachen Geiste, oder wenn die Parteyen, unter welchen zu wählen ist, nicht erheblich sind; so artet diese Unruhe in eine kindische Unentschlossenheit und Verlegenheit aus, die allemal lächerlich ist. Man wird sich erinnern, in sehr viel Komödien solche Scenen gesehen zu ha-

ben, wo ein alberner Menſch durch ſeine Verlegenheit die Zuſchauer erluſtiget. Bey einem edlen und großen Charakter hingegen, und wenn die Vorfälle wichtig ſind, und die Wahl einen groſſen Ausſchlag giebt: dann wird dieſe Unruhe rührend.

Wir könnten hier den Streit zwiſchen Leidenſchaft und Vernunft, als eine beſondre Gattung hinzufügen, wenn er ſich nicht auf gewiſſe Weiſe über alle die vorigen Arten erſtreckte.

Nämlich, was wir eigentlich Leidenſchaft nennen, iſt eine ſinnliche Begierde, die vom Körper herrührt, die durch den Lauf der Säfte und die Bewegung der Lebensgeiſter unterſtüzt wird. Vernunft iſt der Geiſt, inſofern er aus ſich ſelbſt und abgezogen vom Körper wirkt und handelt. Sobald alſo nur der Menſch ſelbſt thätig iſt, und ſo weit er es iſt, da und ſo weit wirkt ſeine Vernunft. Aber jeder Streit der Leidenſchaften macht den Menſchen ſelbſt thätig; alſo erweckt jeder Streit der Leidenſchaft die Vernunft.

Im Grunde war dieß eben der Vortheil, den wir von diesem Streite ziehen konnten. Eine einfache sinnliche Leidenschaft kann thierisch seyn, und ist es immer mehr oder weniger; eine zwiefache entgegengesezte muß auf gewisse Weise vernünftig werden, (oder der Mensch ist verloren,) durch die Arbeit, die die Seele selbst dabey anwenden muß, sie aus einander oder in Vereinigung zu bringen. In dem ersten Falle denkt der Mensch wenig. Es ist bloßes dunkles Gefühl bey ihm: und wer will dieses dunkle Gefühl schildern? wer will sich darein versezen? In dem andern denkt er nothwendig Etwas, seine Empfindungen, die bloße Eindrücke waren, welche auf die Seele geschahen, müssen nun von ihr bearbeitet, geändert, und so zu sagen in die Form gebracht werden, daß sie bey einander Platz haben. Diese Ideen zu beschreiben, dazu ist die Sprache gemacht, das kann allein der Vorsatz des Dichters oder Redners seyn.

Es giebt demungeachtet noch eine reinere oder höhere Vernunft, als die, welche bloß aus

dem Zuſammenſtoße der Leidenſchaften zum Vorſchein kömmt. Wir wollen ſagen, es giebt auch Begierden, die ihren erſten Urſprung in dem Geiſte und ſeinen eignen Vollkommenheiten haben. Dieſe Begierden machen den Grund der Tugend aus. Sie ſind gleichförmig und ruhig, und geben alſo zu keinen gewaltſamen Aeußerungen, aber wohl zu einer lebhaften Thätigkeit Anlaß, wenn die Seele dieſe ihre eigenthümlichen Begriffe, dieſe ihr am meiſten zugehörenden Neigungen bey dem Sturme der körperlichen Begierden und der gewaltſamen Bewegung der Lebensgeiſter zu erhalten ſucht. Dieß iſt, glauben wir, ein äußerſt intereſſanter Anblick, der vielleicht nicht ſo oft recht geſchildert worden iſt, weil nur die beſten und vortreflichſten Männer in ſich ſelbſt das Original zu einer ſolchen Schilderung finden können. Dieß iſt der Kampf des weiſen Mannes mit dem Unglücke, und oft auch mit dem Glücke, welchen die Götter ſelbſt, wie Seneka ſagt, mit Vergnügen anſchauen.

Mit diesem Streite der Leidenschaften, von welchem bisher geredet worden ist, haben zween Fälle etwas ähnliches, die nach Theorie und Erfahrung vorzüglich interessant sind. Des ersten gedenkt schon Aristoteles in seiner Rhetorik. Das Mitleiden, sagt er, wird stärker rege, wenn nach Vollbringung des Streichs, der das Schicksal des Helden entscheidet, nun ein Umstand sich ereignet oder bekannt wird, der ihn würde gerettet haben, wenn er nicht schon das äußerste erlitten hätte. Was macht Clarissens Tod trauriger, als die Ankunft der Norton, die ihr die Vergebung von ihren Eltern bringt? Was ist schrecklicher als die Situation des Romeo, der seine Geliebte wieder aufleben sieht, da er das Gift schon getrunken hat? Diese Beyspiele zeigen zugleich die Verschiedenheit, die hierbey noch statt findet. Ist die Person selbst, wie Romeo, noch am Leben und gegenwärtig, sieht sie selbst den glücklichen alles ändernden Vorfall, und ist doch verloren: so ist die Situation schrecklich. Ist die Person, wie Clarisse, schon todt, und ist es

nur der Leser, der das Unglück, welches sie erlitten hat, mit dem Glücke, was ihr bevorstund vergleicht: so ist die Situation wehmüthig.

Im ersten Falle wird das Leiden des Helden selbst vergrößert; im zweyten wird nur die Vorstellung dieses Leidens bey dem Zuschauer lebhafter.

Ein zweyter Fall, wo nicht ein eigentlicher Streit der Leidenschaften, aber doch ein gewisser Widerspruch in den Begebenheiten und Gemüthsbewegungen das Interesse vermehrt, ist der Fall des Oedips, der gerade durch die Mittel, welche er anwendet, sich zu retten, sein Unglück beschleunigt, gerade durch die Nachrichten, welche ihm einen Zuwachs von Glückseligkeit versprechen, seines Unglücks gewiß wird. Derselbe Bote, welcher ihm die Krone von Korinth anbietet, beweist es ihm, daß er Lajus und Jokastens Sohn sey. Aber woher entsteht hier das größere Interesse? Aus der nämlichen Ursache, als im vorigen Falle, aus dem größern Aufruhre in dem Gemüthe des Leidenden. Dort war es

das nahe Bild der Glückseligkeit, welches das Gemälde des Unglücks noch schwärzer machte; die Begierden entbrannten zu eben der Zeit heftiger, da sie ihren Gegenstand unwiederbringlich verloren sahen: hier giebt die Gewalt, mit welcher der Mensch seinem Unglück entgegengearbeitet hat, und die gegen ihn selbst gekehrt wird, auch dem darauf folgenden Schmerz eine größre Heftigkeit. Ein lange zuvorgesehenes Unglück, zu dessen Abwendung man nichts gethan hat und nichts hat thun können, kann sehr schmerzlich seyn, aber zu gewaltsamen Entschlüssen wird es selten bringen; das Gemüth bleibt in seiner Lage, obgleich diese Lage traurig ist. Aber wann der Mensch schon vorher, und mit einiger Hoffnung, nach einem Ziele gerungen, wann er Vorkehrungen gegen das Unglück gemacht, Helfer herbeygerufen, alle seine Einsichten und seine Kräfte aufgeboten hat: dann ist schon ohnedieß die Seele in einer lebhaften Bewegung; und wann also mitten in diesem Sturme ein unglücklicher Streich seine Bemühungen vernichtet, dann

kehrt sich eben die Kraft der Seele, welche schon in Thätigkeit war, gegen sich selbst; er wird unwillig und aufgebracht über sein Schicksal.

Man sieht leicht, daß auch Fabeln von dieser Art künstlich seyn müssen. Und ohne das System eines blinden Schicksals, welches in der alten Tragödie so sehr herrscht, wird es kaum möglich seyn, viele derselben zu Stande zu bringen. In der That mischt sich dieses Schicksal in die meisten ihrer Stücke. Oedip wird durch einen Orakelspruch zum Vatermörder, Phädra wird von der Venus in ihren Stiefsohn verliebt gemacht, und Orest bringt seine Mutter auf den Befehl des Apollo um, der ihn doch dafür durch die Furien strafen läßt.

Dieses System ist das System der meisten noch rohen unerleuchteten Völker. Und darum sind auch nur in den ältesten Epochen die Geschichten häufig, wo ein Mensch alles thut, einem geweissagtem Schicksale zu entgehen, und gerade dadurch sich in dieses Schicksal verwickelt. Für uns, die wir diese Ideen nicht annehmen,

können solche Verwickelungen nicht anders als unwahrscheinlich und unnatürlich scheinen; und wenn sie auch dieß nicht wären, so würden sie das grösste Interesse für einen feinern und gesitteten Zuschauer, die Theilnehmung an der Moralität der Handlungen, aufheben.

Noch zu einer Erklärung müssen wir diese Anmerkungen über den Streit der Leidenschaften anwenden.

Was ist wohl das, was die Kunstrichter eine Situation nennen? Es ist eine Zusammenkunft solcher Umstände uud Begebenheiten, durch welche die Empfindungen oder Leidenschaften der handelnden Person, in Wirksamkeit gesezt und genöthigt werden, in Entschlüssen und Handlungen auszubrechen. Aber wodurch werden sie in diese Wirksamkeit gesezt? Gemeiniglich durch einen solchen Streit, als wir bisher betrachtet haben.

So wie wir in der Körperwelt die Kräfte nur nach dem Widerstande messen, den sie überwinden, so müssen wir in der moralischen Welt,

die Stärke der Neigungen oder Empfindungen, nur nach den gegenſeitigen Eindrücken oder Begierden, über welche ſie die Oberhand behalten. Der Hausvater konnte ſeinen Sohn und ſeine Tochter lieben, ſo ſtark er immer wollte; daß er ihn liebte, das konnte bekannt ſeyn, aber wie innigſt ſeine Zärtlichkeit ſey, wie weit er andre Väter darinn übertreffe, das konnte man erſt ſehen, da ſein Sohn ausſchweifend und ſeine Tochter zurückhaltend wurde.

Diderot redet von nichts anders, als einem ſolchen Streite, wann er den Kontraſt zwiſchen dem Charakter und den Umſtänden ſo ſehr empfiehlt. Was iſt denn der Charakter? Es ſind diejenigen Neigungen und Abneigungen, die ebenfalls bey gewiſſen Vorfällen und Gelegenheiten entſtanden ſind, aber die ſich nun einmal feſtgeſezt haben, die fortdauernd ſind. Was ſind die Umſtände? Es ſind die jezt vorfallenden Begebenheiten, welche Gelegenheit zu neuen Empfindungen und Geſinnungen geben. Was wird alſo der Mann ſeyn, deſſen Charakter mit ſeinen

Umständen im Streite stehn? Es wird ein Mann seyn, welcher die Gewohnheit hat eine Person zu lieben, und welcher jezt eben Veranlassung bekömmt sie zu hassen; es wird einer seyn, der für beständig eine Person sehr verehrt, und für jezt veranlaßt ist, sie zu beschimpfen. Also ist im Grunde dieser Streit zwischen Charakter und Umständen, immer ein Streit zwischen Neigungen und Neigungen; zwischen einer Leidenschaft und der andern. Nur daß die eine Neigung schon längst ist erregt worden, und seit der Zeit fortgedauert hat; die andre erst jezt erregt wird und grösstentheils vorübergehend ist.

Wir empfinden demungeachtet noch hierbey eine Verschiedenheit. Eine Leidenschaft kann einer andern auf eine doppelte Art zuwider seyn: einmal, wie sich Haß und Liebe gegen dieselbe Person zuwider ist, so ist es bey der Eifersucht; das andremal, wie der Geitz und die Liebe zu einem armen Mädchen, so ist es beym Harpagon. Man sieht nämlich, im ersten Falle ist der Streit eigentlich zwischen den Begierden selbst, man

muß durchaus eine Wahl treffen; eine Neigung muß aufgeopfert werden. Im andern Falle können beide Leidenſchaften bey einander beſtehen, und dauern auch zugleich fort; aber der Streit iſt zwiſchen den Grundſäzen, Meynungen und Arten zu handeln, zu welchen dieſe Leidenſchaften Anlaß geben. Als Geitzhals muß er eine Heirath ohne Mitgift für unvernünftig halten: und als Verliebter muß er ſie jezt billigen. Vielleicht iſt die Entſcheidung zu gewagt: aber uns dünkt, daß nur der erſte Streit eigentlich rührend ſey, und für die Tragödie und das Intereſſe durch Empfindung gehöre; der andre hingegen leichter komiſch werde, und mehr bloß durch die Entwickelung des Charakters intereßire. Das erſte bringt Unruhe, plözliche Uebergänge, gewaltſame Entſchlüſſe und zulezt Reue hervor; das andre hingegen faſt immer nur Verlegenheit, und gewiſſe Widerſprüche im Betragen und Reden, die lächerlich werden.

Noch müſſen wir einer Leidenſchaft gedenken, die eine Art des Zorns zu ſeyn ſcheint, und die

von den Dichtern vorzüglich oft ist gebraucht worden, das Schrecken oder Mitleiden zu vermehren: das ist der Unwille wider sich selbst; die Reue. Warum ist es rührend, wenn Drosmann befiehlt, daß Zaire, die er umgebracht hat, vor ihn soll gebracht werden; warum ist es so schrecklich, wenn die Mörderin des Königs in Makbeth, ihre blutigen Hände wäscht, und die Flecken nicht wegnehmen kann? Deswegen glaube ich, weil sich alsdann zwo der unangenehmsten Leidenschaften, die sonst fast immer getrennt sind, mit einander vereinigen, Traurigkeit und Zorn; weil die Reue gemeiniglich den Menschen veranlaßt, sich mitten im Elende den glücklichen Zustand lebhaft vorzustellen, in welchem er ohne seine Vergehung seyn werde, und diese Vorstellung das Rührendste des Elends ist; weil endlich unter allen Schmerzen dieser am meisten aus dem moralischen Theile des Menschen, aus dem Innersten seines Geistes selbst entspringt. Jeder andrer Verdruß, jede andre Betrübniß kömmt vom Körper, oder von Dingen außer uns

her; die Reue ist der Unmuth eines Geistes über sich selbst. Und so wie in der wirklichen Welt, dieser Unmuth der bitterste Schmerz, und der Stachel beynahe aller andrer Leiden ist, in welche er sich so oft mischt; so ist er auch in der poetischen Welt das Hülfsmittel, unsre Theilnehmung an fremden Leiden stärker und tiefer zu machen.

Was wollen wir denn nun mit allen diesem? wollen wir den Dichter einschränken? wollen wir ihn nöthigen, gerade nur diese und keine andre Begebenheiten zu bearbeiten?

Nein, wir wollen ihn freyer machen; wir wollen ihm sagen, daß jede Begebenheit mannichfaltige Eindrücke machen, mannichfaltige Neigungen erregen könne, nach dem Charakter der Person, die er in die Begebenheit setzet; und daß es also immer in seiner Gewalt stehe, Charakter und Begebenheit so gegen einander abzumessen, daß daraus wichtige und interessante Empfindungen und Leidenschaften entspringen. Wir wollen ihn lehren, daß wir nicht an den

Vorfällen und Veränderungen selbst, sondern nur an den Gesinnungen oder den Begierden unsrer Nebenmenschen Theil nehmen, die durch solche Vorfälle erregt oder aufgebracht werden; und daß es also mehr von seinen Personen, daß heißt im Grunde mehr von ihm selbst, von seiner eignen Art zu denken und zu empfinden, als von dem Stoff abhänge, ob er interessant seyn soll oder nicht.

Es giebt eine Verschiedenheit der Leidenschaft, nach dem sie aus diesem oder jenem Vorfalle entspringt, und nur unter gewissen Umständen möglich ist: so hat jeder Stand, jede Lebensart, jede Verfassung des Menschen ihre eigne Leidenschaften. Es giebt eine andre Verschiedenheit, die bey den nämlichen Vorfällen statt findet, nach der verschiednen Seite, von welcher dieselben betrachtet und empfunden werden; so kann dasjenige bey dem einen Zorn erregen, was den andern niederschlägt. Die erste Verschiedenheit ist lange Zeit her, und zum Theil noch, für die wichtigste gehalten, wenigstens

ſind die meiſten Regeln darüber gegeben worden; man hat nur einem gewiſſen Stande, einer gewiſſen Art von Umſtänden und Vorfällen, in Griechenland ſogar nur gewiſſen Familien und Geſchichten, erlaubet zu rühren; und das ganze übrige menſchliche Leben iſt bloß dem Lächerlichen Preis gegeben worden. Dieſe Schranken müſſen wir jezt niederreiſſen, da wir anfangen, die Menſchheit ſelbſt zu ſchätzen, was ſie werth iſt. Aber die andre Verſchiedenheit, die Verſchiedenheit der Eindrücke, welche dieſelbe Begebenheit auf verſchiedne Gemüther macht; und welche Eiudrücke es eigentlich ſind, an welchen der Zuſchauer Theil nimmt, und an welchen er am meiſten Theil nimmt: das iſt zwar von guten Dichtern nicht aus der Acht gelaſſen, aber von den Kunſtrichtern weniger bearbeitet worden. Und hier nun, glauben wir, können wir, zu folge der obigen Erfahrungen und Schlüſſe, folgende Regeln feſtſezen.

1) Alle moraliſche Vergnügungen und Leiden laſſen ſich leichter mittheilen, und werden

stärker mit empfunden, als die physischen. Unter den physischen verstehen wir diejenigen, welche aus Veränderungen der äußern Umstände der Person entstehen; die, welche sich auf die Begierde nach Leben, Gesundheit, Rang, Vermögen und körperlichem Vergnügen gründen. Moralisch aber nennen wir denjenigen Theil der Glückseligkeit oder des Elends, welcher aus Veränderungen des innern Zustandes der Seele selbst entspringt; denjenigen, welcher sich auf die Liebe des Menschen zu seiner eignen Vollkommenheit, oder auf seine Zuneigung zu andern moralischen Wesen gründet. Es ist ein Glück zu lieben, oder geliebt zu werden, es ist ein Elend, zu hassen oder gehaßt zu seyn; es ist ein Glück bey sich selbst ruhig und mit sich zufrieden, es ist ein Unglück über sich mißvergnügt und mit seinen Handlungen unzufrieden zu seyn. Der Mensch also, welcher einen Freund verliert; der, welchen seine Mitbürger anfangen zu hassen; der das hassen muß, was er zuvor geliebt hat; der nicht mehr das hochachten kann, was er noch

jezt liebt; der Menſch, welcher gezwungen wird, von ſich ſelbſt ein nachtheiliges Urtheil zu fällen; der Beſchäftigungen, an denen er ſonſt Vergnügungen fand, weil er ſie billigte, aufgeben muß, weil er ſie jezt mißbilligt und verwirft: dieſer Menſch iſt auf eine moraliſche Weiſe unglücklich. Man ſieht leicht, daß hier nicht von einer beſondern Art der Unglücksfälle, ſondern von einer beſondern Art der Eindrücke die Rede ſey, welche jeder Unglücksfall machen kann. Alle merkliche Veränderungen des Glücks werden zugleich unſre Geſinnungen gegen gewiſſe Perſonen, oder dieſer ihre gegen uns ändern; bey allen Vorfällen wird unſer moraliſcher Zuſtand mit berührt werden. Es kömmt nur darauf an, daß der Dichter dieſen Geſichtspunkt faſſe, daß er ihn für den wichtigſten halte, daß er ſelbſt in ſeiner Perſon mehr von Freundſchaft und Ruhe des Geiſtes, als von Reichthum und Wohlſtand gerührt werde.

2) Der Dichter zeige uns mehr die Theilnehmung der andern Perſonen an dem Schickſale

der Hauptperson, als dieser ihr Unglück selbst. Mit nichts können wir besser sympathisiren, als mit der Sympathie selbst; keine Leidenschaft pflanzt sich leichter fort, als die man selbst durch Mittheilung bekommen hatte. Einen Menschen ermordet zu sehen, ist ein mehr gräßlicher als rührender Anblick: aber eine trostlose Wittwe über die Leiche hingebückt, verwaiste Kinder um dieselbe herumstehen zu sehen, das ist rührend. Einen Mann können wir vielleicht ruhig ins Gefängniß schleppen sehen; aber wir werden bewegt, wenn seine Familie hinter ihm her folgt, und den Kerkermeister um Mitleiden und Gelindigkeit anfleht. So ist es in der wirklichen Welt; so finden wir es auch auf der Bühne. Nicht der Fall des Helden, sondern die vielfachen Bewegungen, die dieser Fall bey den Umstehenden erregt, das ist es, woran wir Theil nehmen. So rührt auch der Maler oft mehr durch Affekten, die er auf den Gesichtern der Umstehenden ausdrückt, als durch die Haupthandlung selbst.

Die Geschichte des Geschmacks bestätigt diese Anmerkung. Vor rohen Zuschauern bringt man alles, was auf dem Theater ist, um; das heißt, man will, daß alle Personen durch ihr eigen Unglück, keine bloß durch ihre Theilnehmung an einem fremden Unglück, die Zuschauer rühre. Aber was ist der Erfolg? Die Zurüstungen der Exekution vergnügen diese rohen Zuschauer mehr, als die Todesfälle selbst sie rühren. In einem aufgeklärten und geschmackvollen Jahrhunderte läßt der Dichter nur Einen sterben, nur Einer wird wirklich und persönlich unglücklich. Aber dieser Eine ist ein Vater, er ist ein Gemahl, ein Hausherr, ein König, eine Stütze verlassener Armen. Aller dieser ihre Empfindungen sind so viel reflektirte Stralen, die ein gemäßigteres, aber ein lieblicheres Licht geben, als die Stralen, welche unmittelbar von dem Gegenstande selbst auslaufen.

3) Das Leiden des Verlustes ist rührender als das Leiden des Schmerzens. Nämlich daran liegt alles, daß der Zuschauer von dem Zustande,

an dem er Theil nehmen soll, sich ein vollständiges Bild machen könne; daß ihm Ideen genug gegeben werden, um seine Einbildungskraft selbst in Wirksamkeit zu setzen, sich diesen Zustand vorzustellen. Aber von welcher Art des Leidens lassen sich die meisten Ideen geben? oder vielmehr, auf welche Art bricht jeder Schmerz, der an und für sich ein stummes unerklärliches Gefühl ist, in Gedanken und Worte aus? Fast immer durch eine Vergleichung seines jetzigen Zustandes mit dem vergangnen. Der Kranke denkt an die Tage der Gesundheit, der Arme stellt sich den Wohlstand eines andern, oder seinen ehemaligen Wohlstand vor; der, welcher den Tod eines Freundes betrauert, erinnert sich seines Umgangs. Was rührt im Kaufmann von London am meisten? daß er hingerichtet wird? Nein; daß er alle die Anstalten erfährt, die zu seiner Glückseligkeit waren gemacht worden, und die nun vergeblich sind.

Auch darauf, finden wir, werden die Dichter von selbst geleitet, sobald der Geschmack einer

Nation wächst. Was sind in Zeiten der Barbarey die Gedichte und Erzählungen, durch welche man rühren will, was sind jezt noch die Gedichte und Erzählungen, die man für den Pöbel macht? Bloße simple Mordgeschichte. Man häuft Unglücksfälle auf Unglücksfälle: und wenn man den Eindruck noch durch etwas verstärken will; so ist es durch das Wunderbare der Vorfälle. In unsern besten Tragödien und Romanen hingegen, wenn der Held unglücklich werden soll, sehen wir doch das Gemälde seiner Glückseligkeit einen wesentlichen und wichtigen Theil ausmachen. Soll eine Familie zerrüttet werden: man führt uns erst in dieselbe ein, da sie noch einig und glücklich ist; oder man macht uns doch mit diesem Zustande bekannt. Sollen einem Vater seine Kinder ungehorsam, soll einem Liebhaber seine Geliebte untreu werden: man lehrt uns erst, was es heisse, ein Vater guter Kinder, und der Treue seiner Geliebten versichert zu seyn.

4) Alle Leidenschaften, oder vielmehr diejenige Art jeder Leidenschaft, bey welcher eine Thä-

tigkeit der Seele, entweder zu Hervorbringung von Gedanken, oder zu gewissen Bestrebungen und Entwürfen vorkömmt, sind geschickter nachgeahmt und mitgetheilt zu werden, als die, welche der Seele alle Kraft nehmen. Was ist je in der Poesie schwerer gewesen, als bloße reine Traurigkeit? Man schließt deswegen so bald als möglich, wenn man sieht, daß die Personen nichts mehr übrig haben, als zu klagen. Die Liebe selbst, diese so poetische Leidenschaft, hört auf es zu seyn, wenn sie am meisten bloß Liebe ist; und eine Scene, wo Liebhaber und Geliebte, ihrer gegenseitigen Zuneigung schon gewiß, und von der Einwilligung ihrer Verwandten versichert, doch noch mit einander heftig verliebt und interessant reden sollen, ist eine erschreckliche schwere Scene. Warum das? Weil, wie wir schon gesagt haben, wir uns mehr mit den Wirkungen und Handlungen eines durch Leidenschaften aufgebrachten Gemüths, als mit seinen Empfindungen vereinigen. Wo Eifer etwas durchzutreiben, oder Behutsamkeit etwas zu vermeiden vorkömmt; wo Schwie-

rigkeiten zu überwinden, Anſtalten zu machen, Unternehmungen und Erwartungen ſind: da wird es erſt dem Dichter ſelbſt, und dann auch dem Zuſchauer leichter, an die Stelle der Perſon zu treten. Aber wo nun die Leidenſchaft ruhig bloß ihrer ſelbſt genießt; wo ſie nichts mehr zu wünſchen noch zu fürchten hat: da ſinkt der Flug des Dichters; ſeine Begeiſterung wird matt, und mit ihm erkaltet der Leſer.

Auf eine doppelte Art aber können Leidenſchaften wirkſam ſeyn, entweder indem ſie zu Gedanken Anlaß geben, oder indem ſie Unternehmungen und neue Begierden erzeugen. Iſt die Leidenſchaft von der Art der ſtummen, ſo muß ſie unternehmend ſeyn; iſt ſie gelaſſen, ſo muß ſie beredt ſeyn: der Schmerz auf dem Theater iſt entweder Wehmuth oder Verzweiflung.

Aus dieſer Regel haben einige neuere Kunſtrichter geſchloſſen, daß die ganz vollkommnen Charaktere in der Dichtkunſt nicht intereſſant ſeyn können, weil ſie nicht thätig genug ſind. Aber iſt dieſe Entſcheidung wohl richtig?

Erstlich muß man unter dem vollkommnen Manne nicht den Menschen verstehen, der alle Geschicklichkeiten und Wissenschaften besizt, so wie Grandison zuweilen beschrieben wird. Eine solche Schilderung kann frostig werden. Einmal, weil sie falsch und unnatürlich ist: denn einen ganz tugendhaften Menschen kann es wohl geben, wenigstens ist das Ideal der moralischen Vollkommenheit kein Hirngespinst, es ist vielleicht die reinste, die unverfälschteste Natur; aber einen Menschen, der bey der größten Gelehrsamkeit, dem feinsten Witze, auch der artigste Hofmann, der tapferste Soldat, ein guter Fechter, Reiter und Tänzer sey, den kann es nicht geben, weil diese Geschicklichkeiten Uebungen erfordern, wovon die eine die andre aufhebt. Zweytens, weil in einer solchen Schilderung immer Kleinigkeiten zu viel Werth gegeben wird, auch wenn es der Dichter nicht will.

Zweytens muß man unter dem vollkommnen Charakter nicht nothwendig einen Catonschen Charakter verstehen; wenn man den Cato so an-

nimmt, wie Addison und die meisten ihn schildern. Seine Tugend ist zu einseitig; Muth und Entschlossenheit schimmert unter den übrigen zu sehr hervor; sein Wohlwollen ist zu allgemein und zu kalt: überdieß thut er alles, was er thut, mit einem gewissen Prunk. Der Charakter des Sokrates ist nicht weniger vollkommen: aber seine Schilderung würde weit interessanter seyn. Er war auch standhaft und beherzt, wenn es irgend einer war: aber er trozte nicht der Gefahr oder den Schwierigkeiten; er überwand sie, indem er sich unter ihnen zu beugen schien. Seine Menschenliebe ist eben so rein, und von eben so großem Umfange: aber sie kann sich bey einzelnen Personen bis zur Zärtlichkeit erwärmen; er wird wechselsweise der Vater, der Bruder, der Freund, der Gespiele der Alten und der Kinder, mit denen er spricht. Endlich ist er in seinem Thun und Reden einfältig und gemein; in dem Innersten seines Geistes ist der große und der außerordentliche Mensch, auf der Oberfläche sieht man nur den gewöhnlichen guten Mann.

Dieß also abgesondert: sollte wirklich der unvollkommne Mensch in seinem Bildnisse uns gefallen und an sich ziehen; und der vollkommenste beste Mensch sollte uns langweilig seyn? Einzelne Stralen der Tugend sollten einen Charakter erwärmen, und das volle Feuer derselben sollte ihn kalt machen?

Wir fürchten uns vor einer Entscheidung; aber wir wünschten nur einige Data dazu zu sammlen, damit andre besser als wir entscheiden könnten.

Von der einen Seite scheint es wahr, was Diderot sagt, daß der Lorber des Apollo durch Blut befruchtet werden müsse; daß fast alle beträchtliche Unglücksfälle durch Verbrechen geschehen; und daß in einer Welt voll tugendhafter Menschen keine tragische Begebenheiten mehr möglich wären. Es scheint wahr, daß das Unglück nicht eher recht rührend wird, als wenn es sich ein sonst guter und von uns geliebter Mann durch irgend einen Fehler selbst zugezogen hat; es scheint endlich wahr, daß eine gewisse Ausschweifung und

Schwärmerey jeder Leidenschaft, die ohne moralische Unordnung nicht möglich ist, der beste poetische Stoff sey.

Und doch sehen wir auf der andern Seite, daß wir den Mann, an dessen Begebenheiten wir Theil nehmen sollen, lieben oder achten müssen, und daß sich diese Liebe oder Achtung auf irgend eine in seinem Charakter hervorleuchtende Tugend gründet; wir sehen, daß verwickelte Unglücksfälle bloß dadurch interessiren, weil wir eines weisen Mannes Entschlüsse dabey sehen wollen; wir sehen, daß nicht die Begebenheit interessirt, sondern der Charakter, und zwar gewisse Vollkommenheiten des Charakters, die durch die Begebenheit so zu sagen aufgefodert und in volle Wirksamkeit gesezt worden: auch bey der Bosheit ist es der Muth, bey dem Betruge die Klugheit, welche uns die Unterhaltung gewähret.

Des Dichters Geschäfte ist freylich, die Natur in aller ihrer Mannichfaltigkeit zu schildern; und wenn die Natur mehr mittelmäßig gute als vollkommene Menschen hervorbringt; so würde

sein Gemälde nicht treu und also auch nicht lehrreich seyn, wenn er uns sehr oft fehlerlose Menschen vorstellen wollte. Ueberdieß wird er, wenn er vollkommne Menschen schildert, oft bloß nach seiner Einbildungskraft, und nach seiner Idee von Tugend schildern müssen; und diese Idee kann falsch oder mangelhaft seyn, dieser Imagination kann es an Uebereinstimmung der Theile und richtiger Zusammensetzung fehlen; wenn er aber fehlerhafte Menschen schildert, so kann er nach der Natur kopiren; und diese wird ihn weniger irre führen, oder er wird seine Irrthümer leichter einsehen lernen. Eben deswegen mögen vielleicht vollkommne Charaktere weniger abwechselnd seyn. Nicht, als wenn es nicht in der Vollkommenheit eine Mannichfaltigkeit geben könnte: sondern weil uns diese Mannichfaltigkeit weniger bekannt ist; da wir hingegen die Abwechselungen der Laster oder der Thorheiten vor uns sehen. Das Bild von Vollkommenheit, auch des Einzelnen, hat immer einen Hang zu einem bloß allgemeinen generischen Begriffe; wir wissen nicht, daß

jeder Menſch einer höchſten Vollkommenheit fähig iſt, die nur ſeine Vollkommenheit ſeyn würde; ſondern wir wiſſen nur von einer höchſten Vollkommenheit der ganzen Gattung. Unſre Moral ſelbſt leidet noch von dieſer Unzulänglichkeit unſrer Einſicht, weil ſie ſich ebenfalls die gemeinſchaftliche Natur als das Muſter aller einzelnen Naturen vorſtellen, und es alſo jedem Menſchen überlaſſen muß, die beſtimmtere Art der ihm eignen Vollkommenheit beſſer zu empfinden, als ſie ſie ihm erklären kann.

Es iſt alſo allerdings wahr, daß der Dichter weniger darauf arbeiten muß, ſeinen Charakteren die höchſte moraliſche Größe, als vielmehr ihnen moraliſche Richtigkeit und Verhältniß zu geben; iſt er ſelbſt nicht ein ſehr großer Mann, ſo wird er zu der Bildung eines ſolchen Charakters ſeinen Geiſt auf eine gewaltſame Weiſe anſtrengen müſſen, und er wird nicht einen großen Mann, ſondern einen großen Rieſen hervorbringen. Es iſt wahr, daß der Dichter uns öfter das Spiel von Eitelkeit und Verſtand, die Miſchung von Thorheit und

Weisheit, als die einförmige ungehinderte Wirksamkeit der Tugend wird vorstellen müssen; denn daran ist uns am meisten gelegen, die Geschichte der wirklichen Welt aus ihm, in ihren innern und feinern Theilen, zu lernen.

Aber dann sehen wir doch auch nicht, warum es dem wahrhaftig großen Geiste, der sich selbst der Vollkommenheit nähert, der das Auge gehabt hat, sie bey andern stückweise aufzusammeln, oder das Glück, sie im Ganzen in einem größern Beyspiele vor sich zu sehen; dem Manne, dessen Imagination weit genug ist, die Züge der moralischen Bildung zu vergrößern, ohne sie zu verstellen, und welcher Einsicht genug hat, die allgemeine Idee von Vollkommenheit mit den Eigenthümlichkeiten eines besondern Charakters zu vergesellschaften: wir sehen nicht ein, warum es ihm nicht erlaubt seyn sollte, dieses Ideal von Vollkommenheit, für welches sein Herz am meisten erwärmt ist, zu schildern; oder warum diese Schilderung

kalt werden sollte? Giebt es denn keine lebhafte Aeußerung des Geistes, als die Leidenschaft? Giebt es keine muthige Widersetzung, als den Zorn, keine innige Zuneigung, als eine weibische Zärtlichkeit? Oder muß der große Mann allemal mit Pomp und einer gewissen Zurüstung reden und handeln; und giebt es nicht bey dem höchsten Verstande eine Leichtigkeit und Gemeinheit des Ausdrucks, die allen verständlich ist, und bey der höchsten Tugend ein einfaches und ungekünsteltes Betragen, welches alle einnimmt?

Der Dichter schöpfe nur die Ideen der Vollkommenheit in sich selbst, er schildere sie nur nicht nach angenommenen Begriffen oder Mustern; er suche nicht diese Hoheit in den Worten und in der Pracht der Rede; er nehme sich nicht vor, einen Cato, einen Römer, sondern einen großen Mann zu schildern; er folge nicht den Meynungen der Geschichtschreiber und der Kunstrichter, sondern seinen

Empfindungen von Vollkommenheit: und dann wird er, wenn wirklich in seiner Imagination dieses Bild liegt, wenn er schon dem Ziele nahe genug ist, um es im Gesichte zu haben, uns gewiß das interessanteste Gemälde geben, das aus der Feder eines Dichters fließen kann.

Anhang.

Geschrieben im Jahre 1779. *)

Ohne Zweifel ist die Schwierigkeit, einen fehlerhaften Plan auszuführen, die Ursache gewesen, warum diese Abhandlung damals unvollendet blieb, als ich sie zuerst schrieb. Diese Schwierigkeit ist jezt noch grösser geworden, da die Länge der Zeit, und die Entfernung von Untersuchungen dieser Art, alle die Begriffe bey mir ausgelöscht habey, mit denen ich die noch fehlenden Theile auszuführen gedachte. Ich hatte nämlich drey Punkte über das Interesse, das aus Leidenschaften entsteht, auszuführen übernom-

*) Ohnerachtet ich im Anfange entschlossen war, diese Abhandlung ohne Zusätze und ohne Verbesserungen herauszugeben, so habe ich es doch meiner Achtung für das Publikum gemäß gehalten, einen Versuch zu machen, in wie weit ich mich wegen des unausgeführten Plans der gegenwärtigen Abhandlung rechtfertigen, oder denselben ergänzen könne.

men: 1) Welches sind die Leidenschaften, an welchen wir in der poetischen Schilderung am meisten Theil nehmen? Diese Frage ist in dem zweyten Stücke der alten Abhandlung beantwortet. 2) Auf welche Art müssen sie geschildert werden, wenn sie interessiren sollen? 3) Für welche Leidenschaften ist es am nüzlichsten, die Menschen zu interessiren? Diese beiden Fragen sind noch zu beantworten übrig. Aber die leztere gehöret zur Untersuchung der Natur des Interessirenden gar nicht, und die erste hat größtentheils schon die Beantwortung erhalten, deren sie fähig ist.

Denn, indem gesagt worden: daß die Leidenschaften des Schmerzes mehr als die Leidenschaften des Vergnügens; die aus moralischen Ursachen entstehenden mehr als die aus körperlichen; die thätigen mehr als die bloß duldenden; die durch Sympathie mehr als die durch eigene Eindrücke empfundnen interessiren: indem gesagt worden, daß die Unruhe der Erwartung mehr Eindruck mache, als der Schmerz der Entscheidung; daß die Liebe gegen die Person, eine gewisse Billi-

gung der Leidenschaft, unsre Sympathie verstärke; daß der Streit der Leidenschaften am lebhaftesten rühre: sind nicht eben dadurch die Mittel angegeben worden, wie Leidenschaften geschildert werden müssen, wenn sie den Leser oder Zuschauer zur Theilnehmung bewegen sollen?

Nämlich jede Leidenschaft ist ein Zusammengesetztes aus vielen; jede hat vielerley Seiten und Aussichten. Jeder Schlag, der auf die Seele geschieht, zerrüttet nicht bloß den Ort, wo er hintrift, sondern erschüttert zugleich alle andre empfindliche Stellen ihres Systems. Die Leidenschaft ist ein Feuer, dessen Glanz und Wärme, von hundert Seiten gebrochen und zurückprallend, sich mit der Hauptflamme vereiniget. Was kann man also anders thun, um die Frage zu beantworten: wie sind Leidenschaften zu schildern? als daß man die Zergliederung derselben anstellt; daß man die mittelbaren Wirkungen derselben aufsucht; und daß man anzeigt, welche Elemente der Leidenschaft, welche Art ihrer Wirkungen sich in der Nachahmung durch Worte am besten aus-

nehmen, am klärsten dargestellt werden können, und am kräftigsten wirken?

So sind z. B. körperliche und geistige Vergnügen und Schmerzen mit einander vermischt. Die Aussicht auf Wohlstand und Ehre mischt sich in die Unternehmungen unsrer reinsten Menschenliebe. Das zärtlichste Bedauren geliebter Freunde hat zugleich den Schmerz über entstandene äußere Unbequemlichkeiten oder verlorne Vortheile zum Grunde. Aber auch keine Begierde ist so körperlich, daß nicht moralische Freuden und Schmerzen, Liebe und Haß, Reue oder Wohlgefallen mit uns selbst, Scham oder Stolz sich darein mischen. Wenn der Dichter also angewiesen wird, in jeder Leidenschaft die moralische Seite aufzusuchen; uns in den Schicksalen seiner Personen vornehmlich die Wirkungen zu zeigen, die dieselben auf ihr Herz, ihre Gesinnungen, ihre Denkungsart thun: so ist die Methode der Schilderung so weit bestimmt, als es durch Regeln geschehen kann. Ferner: Einerley Begebenheit kann entweder auf viele Personen durch Sympa-

thie Einfluß haben, oder ſie kann nur eine einzige Perſon betreffen. Dieſelbe Art von Affekt kann aus verſchiedenen Bewegungsgründen entſtehn, und bald Billigung oder Verzeihung, bald Mißbilligung oder Abſcheu erhalten. Endlich, ſo wie wenige Leidenſchaften in der Seele mächtig werden, ohne durch andre verſtärkt worden zu ſeyn, ſo werden auch wenige eine Zeit lang in der Seele fortdauern, ohne von entgegenſtehenden beſtritten zu werden. Indem man alſo ſagt: der Dichter muß die Begebenheiten ſo anlegen, die Charaktere der Perſonen ſo beſtimmen, daß die Entſtehung der Leidenſchaften die er ihnen beylegt, dem Leſer begreiflich ſey, und eben deswegen von ihm in gewiſſem Grade genehm gehalten werde: indem man ſagt, der Dichter muß in jeder Leidenſchaft vornemlich den Streit ſchildern, den ſie erregt: ſo hat man zugleich angegeben, wie er Leidenſchaften intereſſant machen müſſe.

Alles übrige, was ſich unter der Frage Wie? begreifen läßt, iſt das Werk des Genies,

nicht der Regeln. Es enthält freylich weit mehr, als darüber gesagt worden ist, weit mehr als darüber gesagt werden kann. Und eben deßwegen sind alle Untersuchungen dieser Art für den Dichter unnütz; und nur eigentlich dem Leser derselben brauchbar, der seinen Geschmack bilden, oder dem Moralisten, der aus dem Bilde den Menschen selbst kennen lernen will. Denn, derjenige, dessen Geisteskräfte zur Erfindung der besondersten Methode zureichen, die der Stoff und das Werk erfodern, welches er vorhat, der, dessen Einbildungskraft ihm die einzelnen Worte der Leidenschaft, ihren Gang, ihre Ausbrüche, gerade in der einzigen Begebenheit weisen, die er bearbeitet: der wird auch durch eben diese Stärke seines Geistes die allgemeinen Regeln finden, oder sie, ohne sie zu wissen, beobachten, die der Philosoph ihm vorschreiben kann. Diese Betrachtung sollte die aesthetischen Schriftsteller vor gewissen allzu speciellen und ins Kleine gehenden Untersuchungen bewahren, dieweil sie dem Dichter entbehrlich und zur Erkenntniß der Natur

nicht erheblich genug ſind, eigentlich keiner Art von Leſern nutzen, und nur zu einem leeren Gepränge des Scharfſinns dienen. Ein Fehler, vor dem ich mich ſelbſt vielleicht in dieſer Abhandlung nicht genügſam gehütet habe.

Alles was man, außer der genauern Beſtimmung der Wahl der einzelnen Theile oder der verſchiedenen Anſichten und Aeußerungen der Leidenſchaften, von der Art ihrer Schilderung ſagen kann, läßt ſich in die zwey Wörter zuſammenfaſſen: **Wahr** und **natürlich**. **Wahr** bezieht ſich auf die Züge des Gemäldes, es muß ähnlich ſeyn: **Natürlich** bezieht ſich auf die Stärke des Kolorits: es muß nicht übertrieben ſeyn. Jenes iſt das Werk des Genies: es muß ſich zu einem ſo hellen Anſchauen der Sache erheben können, daß es die wahre Geſtalt derſelben trift; dieß iſt das Werk des Geſchmacks; er muß in dem Ausmalen des geiſtigen Bildes eine gewiſſe Mäßigung beobachten.

Wenn der Sprachgebrauch den Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Wörtern nicht vollkom-

men rechtfertigt: so erkennt wenigstens die gesunde Vernunft den Unterschied, den wir zwischen den beiden Begriffen gemacht haben. Es ist gewiß, dgß der Zeitpunkt, in welchem der Dichter erfindet, und seinen Gegenstand geistig anschaut, nicht derjenige ist, wo er sich hinsezt und seine Verse ausarbeitet. Es ist gewiß, daß jener Aktus in aller seiner Vollkommenheit vorgegangen seyn, und daß dieser zweyte jene Vollkommenheit wieder verdunkeln oder zerstören kann; daß der Dichter, indem er sich zur äußern Darstellung seines innern Bilders wendet, wenn er die Wörter, den Reim, das Sylbenmaaß sucht, das Wahre entweder zu kalt oder zu kühn, zu flüchtig oder zu umständlich sagen könne.

Das Wahre ist allen Epochen der Dichtkunst gemein. Zu jeder Zeit hat es große Geister gegeben, die die Natur kennen und fühlen. Das Natürliche unterscheidet sie. In den ältesten Zeiten bleibt in der Schilderung der Leidenschaften der Ausdruck etwas zurück. Er ist matt, kurz, vorübereilend. In den Zeiten der blü-

henden Wiſſenſchaften und der verfeinerten Sit-
ten bekömmt er mehr Leben, mehr Umſtändlich-
keit: aber er bleibt noch beſcheiden, und concis;
in dem dritten Zeitraum wird er kühn und über-
trieben. Die Erſcheinungen der Leidenſchaft
werden zu weitläuftig ausgemahlt, werden mit
zu hellen Farben erleuchtet. Homer, Virgil,
Lukan, können die drey Muſter von dieſen Zeit-
altern ſeyn. Es iſt der Erfahrung gemäß, daß
das ſtärkſte Intereſſe nur da ſtatt findet, wo
Wahrheit und Mäßigung ſich mit einander verei-
nigen. Die dunkle Dämmerung des Morgens,
oder eines trüben Tages, kann die Gegenſtände
richtig zeigen, aber es erhellt und belebt ſie nicht
genug, das Gemüth bleibt träge, indem es ſie
anſieht, und bekömmt alſo weder klare Vorſtel-
lungen, noch merkliches Vergnügen. Das helle
Licht des Mittags im Sommer macht die Ge-
genſtände glänzend: aber es blendet, es ermattet;
es macht, daß wir die Augen von den Dingen
abkehren. Aber das ſanfte Licht des Abends
oder eines ſchönen Herbſttages macht eigentlich

die Gegend interessant. Das Auge wird erquickt, gestärkt, indem es zugleich auf die Gegenstände hingezogen wird; das Gemüth bekömmt lebhafte Ideen, und bleibt doch in seiner Ruhe; wir sehen die Natur am meisten natürlich, weil weder Theile derselben uns entwischen, noch ein fremder Schimmer sie entstellt.

Dichter haben zu allen Zeiten noch besondre Methoden gewählt, die Leidenschaften ihrer Personen interessanter zu machen, indem sie sie entweder mit einem besonders schwärmerischen und fantasiereichen Charakter verbunden, oder sie zu einem so hohen Grade getrieben haben, daß sie den Gebrauch der Vernunft völlig aufheben. Die Heftigkeit der Leidenschaften durch Wahnwitz oder Raserey zu schildern, in welche sie bey schwachen oder bey ungestümen Temperamenten ausarten, ist mit dem Ursprunge der tragischen Muse gleich alt. Die Griechen hatten ihren Ajax, ihre Hekuba, ihren Orestes; Schakespear und Garrick sind beide durch den König Lear berühmt worden. Die schönsten Scenen im Mak-

beth ſind die, wo Gewiſſensbiſſe und Furcht ihm und ſeiner am Königsmorde mitſchuldigen Frau die Schreckenbilder ihrer Einbildungskraft als wirkliche Geſtalten aufdringen. Die ſchwärmende Clementine im Grandiſon, die ſchwärmende Julie im Romeo machen, jene den Roman, dieſe das Trauerſpiel intereſſant. Dieſe ſo glücklichen Beyſpiele haben viele Nachahmer gefunden.

Es iſt wahr, die Heftigkeit der Leidenſchaften fällt nie mehr in die Augen als wenn ſie das Gemüth verrücken. Die Unordnung der Begriffe, der ſchnelle Uebergang von einem Gegenſtande zum andern; die beſtändige Rückkehr ſelbſt von den entfernteſten oder gleichgültigſten Dingen auf die Urſache der Leidenſchaft; die Erhöhung der Imagination, die alle Begriffe in ſinnliche Geſtalten kleidet, und dieſe kühn und mit einer gewiſſen reiſſenden Geſchwindigkeit ſchildert; alle die Symptome, die die Leidenſchaften zu einem poetiſchen Stoffe machen, ſind in dem Zuſtande des Wahnwitzes noch in einem höhern Grade vorhanden. Zweytens. Dieſer Zuſtand

ist an und für sich einer der traurigsten, die der Menschheit wiederfahren können. Wenn er wahr ist, oder bis zu einer Art von Täuschung nachgeahmt werden kann: so findet er bey jedem nicht ganz rohen oder verworfnen Menschen Mitleiden; und wenn er eine Person trift, die wegen ihres vorzüglichen Verstandes schäzbar, und wegen ihrer anständigen Aufführung liebenswürdig war, so zerreißt er die Seele.

Ferner, so wie im Weine, so auch im Wahnwitz ist oft die Wahrheit. Was der Mensch sonst verbirgt, das entdeckt er alsdann. Er handelt nicht mehr nach Absichten, sondern nach Eingebungen. Eine edle Seele zeigt sich alsdann noch gut, und erweckt noch mehr Mitleiden. Was Plato von den Träumen sagt, das gilt auch von diesem unglücklichen Zustande, wo der Mensch wachend träumt. Die Einbildungen des Verrückten richten sich nach dem Charakter, den er bey gesundem Verstande gehabt hat, und schildern denselben.

Unterdessen, so wie alle Kunstgriffe, die nicht in der Natur der Sache selbst liegen, nur

wenigemale gebraucht werden müſſen, wenn ſie nicht ihre Kraft verlieren ſollen: ſo iſt es auch mit dieſer Art von poetiſchem Kunſtgriffe beſchaffen. Wohl gebraucht verführt er die Seele das erſtemal ganz; er entzückt, er bezaubert. So iſt es mir mit der Clementine, mit der Julie gegangen. Oefterer wiederholt, wird er, wenn er auch in aller Vollkommenheit angewandt wird, ſtumpf und unkräftig. Beſonders aber kann nichts leichter übertrieben werden, als ein ſolches Gemälde; nichts leichter verfehlt, als die Abſicht deſſelben.

Zuerſt iſt es ausgemacht, daß es immer am leichteſten iſt, die Extremen zu ſchildern. Man braucht keine Wahl mehr, wenn man alles aufs äußerſte treiben darf. So iſt es ſchon bey der größten Hitze der Leidenſchaften, auch wenn ſie den Menſchen noch bey dem Gebrauche ſeiner Vernunft läßt. Es gehört zu eben der Mäßigung, von der ich oben geredet habe, daß die poetiſche Schilderung innerhalb der mittlern Grade der Leidenſchaften ſtehen bleibe, wo die größte Mannichfaltigkeit, die meiſten feinen

Schattirungen, die größte Vermischung mit verwandten, der meiste Streit mit entgegenstehenden Begierden statt findet. Nichts gränzt näher an Schwulst, oder kann leichter dazu verführen, als die Sprache der alleräußersten Leidenschaft; und nichts ist kälter und weniger interessant als Schwulst. Eben der Mangel der Urtheilskraft und des Geschmacks, der die römischen Dichter des schlechtern Zeitalters verleitet hat, erhabne Gedanken durch den Ausdruck schwülstig, oder feine spitzfündig zu machen: eben der hat sie auch dazu gebracht, jeden Zorn in Wuth, jede Liebe in schmelzende Zärtlichkeit oder tobende Begierde, den Stolz in unmenschliches Aufblähen, und den Muth der Tugend in Göttergröße zu verwandeln.

Aber noch weit weniger genaue Richtigkeit, weniger bestimmte Wahrheit ist da nöthig, wo Personen auftreten, die ihres Verstandes beraubt sind. Der Abwege von der Vernunft sind unzählige; der Weg der Vernunft, oder einer der Vernunft untergeordneten Leidenschaft ist jedes-

mal nur ein einziger. Alles was nur nicht richtig, nicht zusammenhängend, nicht zur Sache gehörig ist, ist hinlänglich den Zustand des Wahnwitzes zu schildern. Aber das Gemälde einer von Leidenschaften bestrittnen Vernunft erfodert Züge, die mit dem Charakter, den Fähigkeiten, der Lage der Person genau übereinstimmen. Es ist für den Dichter weit leichter, seine Einbildungskraft schwärmen zu lassen, als sie zu gleicher Zeit zu erhöhen und zu fixiren. Und obgleich auch das verwirrte Gemüth seine Geseze hat, wornach es handelt und denkt, so sind doch diese Geseze weit weniger ausgemacht, weit weniger bekannt. Der Dichter arbeitet nach einem unbestimmtern Modell, der Zuhörer urtheilt nach einer unsichern Regel.

Ueberdieses kann dieser Gemüthszustand nur unter viel Einschränkungen den Zuhörer rühren. 1) Soll die Abwesenheit der Vernunft nur Mitleiden uud Jammer erwecken: so muß bey der Gegenwart derselben uns die Person Hochachtung eingeflößt haben. In einem ganz neuen

Stücke *) wird eine der Hauptpersonen gleich vom Anfange an als melankolisch, und bey heftigen Anfällen als rasend vorgestellt. 2) Die Ursache muß nicht nur wichtig genug seyn, um eine solche gänzliche Zerrüttung der Werkzeuge des Gemüths hervorzubringen, sondern sie muß auch von der Art seyn, aus welcher, nach der Erfahrung, eine solche Veränderung zu entstehen pflegt. Es giebt sehr große Unglücksfälle, heftige Leidenschaften, tiefer Gemüthskummer, die doch niemals die Vernunft angreifen, oder die Werkzeuge derselben in Unordnung bringen. Andre Leidenschaften hingegen, dem Anscheine nach weniger stark, haben oft diese unglückliche Wirkung gethan. Die Liebe steht in dieser Liste der Zerstörerinnen der menschlichen Vernunft oben an. Ihre äußerste Heftigkeit, oder ihre fehlgeschlagnen Erwartungen, haben mehr Wahnwitzige gemacht, als alle andre Affekten zusammengenommen. Die Reue über einen Königsmord, und die Furcht vor den Folgen, kann

*) Die unglückliche Verschwiegenheit.

machen, daß die Hände dem Mörder blutig erſcheinen. Aber es ſcheint mir weniger natürlich, daß ein alter Mann, ein König, durch die Undankbarkeit ſeiner Töchter könne raſend gemacht werden. 3) Es muß mehr Schwärmerey als Wahnwitz ſeyn. Raſerey oder Narrheit ſind nach meinem Gefühl immer, jene ſchrecklich, dieſe lächerlich, und können niemals anders als beleidigen oder Verachtung erregen anſtatt zu rühren. 4) Die Anfälle müſſen nur kurz und abwechſelnd ſeyn. Scenen dieſer Art mögen noch ſo gut gearbeitet ſeyn, wenn ſie lange dauren, ſo werden ſie eckelhaft. In dem vorgedachten Stücke, erſcheint eine Mutter gleich vom Anfange an melankoliſch, hat wiederholte Anfälle von Raſerey, und ſtirbt an den Folgen derſelben. Die Tochter wird nach dem Tode der Mutter ebenfalls unſinnig, ſpielt die nämliche Rolle zum zweytenmale, und ſtirbt auf eine ähnliche Art. Ich habe nie ein Stück geſehn, wo, bey ſo vielen Anlagen zur Rührung, ich ſo viel gelitten, ich ſo ängſtlich gewünſcht hätte, von der Quaal des

Zuschauens solcher Auftritte befreyt zu werden. So leicht ist es in die äußersten Fehler zu fallen, wenn man das Rührende durch außerwesentliche Mittel verstärken will.

Das wahrhaft große und männliche Genie zeigt sich am meisten, wenn es die Natur in ihrer Reinigkeit und Gesundheit schildert. Die Leidenschaft ist in dem Gemälde der Seele, was die Bewegung in der Schilderung der Körper. Ohne sie können wir nicht die Kräfte gewahr werden, die in beiden verborgen liegen. Aber sie werden dazu unnütz, wenn sie bis zur völligen Zerstörung derjenigen Charaktere und Gestalten anwachsen, die wir eben durch sie genauer und lebhafter sehen wollen.

Anstatt Vorschriften und Grundsätze dieser Art noch mehr zu häufen, wollen wir einen der berühmtesten leidenschaftlichen Auftritte, den Tod der Dido im vierten Buche der Aeneis, untersuchen, und diejenigen Umstände bemerken, die in demselben vorzüglich interessant scheinen.

Wenn Virgil, uns für die Liebe der Dido intereſſiren wollte, ſo mußte er machen, daß wir dieſelbe in einem gewiſſen Grade billigen: wenn er wollte, daß wir an ihrem Unglücke Theil nähmen, ſo mußte er machen, daß wir ſie ſelbſt hochachten.

Eine ſo heftige Leidenſchaft, ſo plözlich entſtanden, und bis auf die Höhe getrieben, wo ſie zur Verzweiflung führt, iſt allemal ein Fleck in dem Charakter. Sie mußte alſo ſtarke Urſachen haben. Aeneas mußte ſehr liebenswürdig ſeyn. So hat ihn auch Virgil geſchildert. Sanftmuth, Frömmigkeit, Zärtlichkeit gegen die Seinen, mit Muth verbunden, machen den Charakter des Aeneas aus; Eigenſchaften die dem weiblichen Geſchlechte vorzüglich gefallen. Aeneas war ſchön. Aber Venus erhöhte noch, als ſie ihn zur Dido einführte, ſeine natürliche Bildung, durch wunderbar über ſeine Geſtalt und ſein Betragen ausgegoßne Reize.

— — namque ipſa decoram I, 593.
Caeſariem nato genetrix, lumenque juuentae
Purpureum et laetos oculis adflarat honores.

Diese Eigenschaften, die im Aeneas selbst liegen, läßt der Dichter nicht allein wirken. Die Liebe der Dido ist ein unmittelbares Werk des Amors, der sich unter der Gestalt des Ascanius zu ihr einführen läßt.

Virgil, der sonst weit moralischer ist, als seine Vorgänger, bleibt doch hier dem System getreu, das in der ganzen fabelhaften Geschichte und in allem poetischen Stoffe der Alten herrscht, nach welchem Menschen von der Gottheit unwiderstehlich zu Handlungen getrieben werden, wofür sie doch in der Folge als für freywillige leiden müssen. Dieses System, das die Alten nicht beleidigte, weil sie bloß die Macht der Gottheit verherrlichen wollten, ist unsrer Empfindung zuwider, weil wir die Gottheit vornämlich durch Gerechtigkeit erhöht wissen wollen. Das Interesse ganzer Geschichte wird dadurch unstreitig für uns gestört; das Interesse einzelner Scenen, weniger. Es scheint zwar die stufenweise Entwickelung der Leidenschaft wegzufallen, wenn eine Gottheit sie einpflanzt: aber bey den gu-

ten Dichtern des Alterthums überwindet die Natur das Syſtem. Sie nehmen an, daß die Leidenſchaft durch ein Wunder erſchaffen wird, und laſſen ſie doch ſo allmählig wachſen, als wenn ſie aus natürlichen Urſachen entſtanden wäre.

Virgil hat noch mehr für die Dido gethan, um uns durch ihre Geſtalt und ihren Charakter einzunehmen, als ſelbſt für ſeinen Held.

Ihre Geſtalt iſt in den ſchönſten Verſen des erſten Buchs beſchrieben.

Regina, ad templum, forma pulcherri- I, 500.
ma Dido
Inceſſit, magna iuuenum ſtipante caterua.
Qualis in Eurotae ripis, aut per iuga Cynthi
Exercet Diana choros; quam mille ſecutae
Hinc atque hinc glomerantur Oreades, illa
pharetram
Fert humero, gradiensque deas ſupereminet
omnes:
Latonae tacitum pertentant gaudia pectus.
Talis erat Dido.

Oder vielmehr ihre Schönheit wird nicht beſchrieben; aber wir bekommen durch dieſe Verſe

den Eindruck von einer großen hohen edeln Gestalt, welche Ehrfurcht erweckt.

So wie Sanftmuth bey einem tapfern Manne, so ist Würde bey einer schönen Frau, das was uns am meisten fesselt.

Der Charakter ihrer Gestalt ist auch der Charakter aller ihrer Reden und Handlungen.

Wir finden sie zuerst beschäftigt mit Gründung ihres neuen Staats, Gebäude aufzuführen, Geseze zu geben, Recht zu sprechen.

Ihre erste Rede an die geretteten Trojaner ist voller Würde, Sie zeigt Muth und Vorsichtigkeit gegen die Fremden, die an ihren Ufern landen wollten, in der Absicht zu schaden.

Res dura et regni nouitas me talia cogunt
Moliri et late fines custode tueri.

Dieß hatte die Anstalten hervorgebracht, über welche die Trojaner sich beklagen. Sie zeigt Großmuth und Gastfreyheit gegen die Unglücklichen, die durch das Schicksal auf ihr Ufer ausgeworfen werden.

Was ſie den Gefährten des Aeneas ſagt, hat nur den Ausdruck von Menſchenliebe, mit einer gewiſſen Hoheit verbunden.

Soluite corde metum, Teucri, ſecludite curas etc. I, 562.

Was ſie dem Aeneas ſelbſt ſagt, hat ſchon mehr die Sprache des Herzens, es zeigt von Freundſchaft und Hochachtung.

Quis te, nate dea, per tanta pericula caſus 615.
Inſequitur.

Sie erinnert ſich ihrer alten Bekanntſchaft mit den Trojanern.

Atque equidem Teucrum memini Sidona venire etc. 619.

Sie gedenkt endlich, welches ſchon eine gewiſſe Vertraulichkeit vorausſezt ihres eignen Unglücks.

Non ignara mali miſeris ſuecurrere diſco.

Der Eindruck, den Aeneas auf ſie macht, findet in ihrem Herzen einen Widerſtand, aus welchem natürlicher Weiſe Streit, und aus dem

Streit größeres Interesse entstehen muß. Dieser Widerstand liegt in der Liebe zu ihrem verstorbnen Gemahl, gestärkt durch die Gefahren, die sein Tod ihr zugezogen, durch die Unternehmungen zu denen er sie veranlasset hat; in dem öffentlich erklärten Entschlusse, nie eines andern zu seyn; endlich in der Würde einer Regentinn und Gesezgeberinn selbst. Der Schatten ihres Gemahls wird durch die entstehende Neigung beleidigt; ihr Ansehn würde durch den gebrochnen Eid leiden, wenn sie dieser Neigung nachgäbe.

So ist das Herz beschaffen, das sie ihrer Schwester Anna, nach einer schlaflosen, in verliebter Unruhe und Kampf zugebrachten Nacht eröfnet.

Anna soror, quae me suspensam insomnia terrent!

Alles was sie hier sagt, ist das erste, natürlichste, was ein von einer entstehenden Liebe beunruhigtes Weib sagen kann, wenn sie eine Freundinn hat, vor der sie ihr ganzes Herz ausschüttet.

„Was für ein Mann ist dieser Fremdling!
„Wie schön, wie tapfer, wie edel! Es ist nicht
„möglich seine hohe Abkunft zu verkennen. Und
„was für Thaten er gethan, was für Gefahren
„er ausgestanden hat! Ja wenn ich nach dem
„Sichäus noch einen andern lieben könnte, so
„würde es dieser gewesen seyn. Aber lieber
„wollte ich sterben, ehe ich die Treue gegen die-
„sen Gemahl verlezte.“

Diese ganz einfältigen aber wahren Gedanken haben im Virgil, durch die Wahl der Wörter und ihre Stellung, eine poetische Würde bekommen, ohne etwas von ihrem Natürlichen zu verlieren.

Zuerst redet sie von ihrer Liebe nur noch als von einer ungewissen, einer möglichen Neigung.

Huic uni forsan potui succumbere culpae.

Einen Augenblick drauf, geht sie einen Schritt weiter. Sie gesteht ein, daß sie den Aeneas wirklich liebt.

Solus hic inflexit sensus, animumque labantem
Impulit. Agnosco veteris vestigia flammae.

Aber nichts verräth ihre Leidenschaft mehr, als die Heftigkeit und Stärke des Ausdrucks mit welcher sie schwört, derselben nicht nachzugeben.

Sed mihi vel tellus, optem, prius ima dehiscat
Vel pater omnipotens adigat me fulmine ad umbras,
Ante, Pudor, quam te violo, aut tua iura resoluo.

Anna, die Schwester der Dido, die, wenn sie auch nicht ganz ein Geschöpf des Dichters war, doch mehr von seiner Willkühr abhieng, weil er durch keine sehr bekannte Tradition eingeschränkt wurde, konnte entweder sich dieser Leidenschaft widersetzen, oder ihr schmeicheln. Das erste, dünkt mich, würde im Drama ein lebhafter Interesse gegeben haben, wo die Geschichte der Leidenschaft selbst der Hauptgegenstand wäre. Der Dichter hat das zweyte beliebt. Ohne Zweifel, weil er in einer bloßen Episode seines Werks die Leidenschaft schneller ihrer Ka-

taſtrophe zueilen laſſen mußte, zu welchem Ende es nöthig war, den innern Kampf der Dido abzukürzen, und ihren Ehrgeitz und ihre Schamhaftigkeit geſchwind zu überwinden.

Anna billigt alſo die Neigung der Dido ganz, hebt alle Bedenklichkeiten, findet in der Ankunft der Trojaner eine beſondre Führung der Götter, und in der Verbindung mit dem Aeneas die Ausſicht auf künftige Sicherheit und Größe ihres Staats.

Dieſe Gründe ſind kurz, deutlich, gedrängt, und mit mäßigem Affekt ausgeführt. Die Reden der Anna werden nur durch dieſe Art der Beredſamkeit intereſſant.

Es iſt oben geſagt worden, daß unſer Mitleid mit dem Unglück eines andern noch lebhafter wird, wenn er durch eben den Umſtand in daſſelbe geräth, der in ihm wahrſcheinliche Hofnungen von Größe und Glückſeligkeit erweckte. Von dieſer Seite betrachtet, tragen die ermunternden Vorſtellungen der Anna etwas dazu bey, die Empfindung der folgenden traurigen Auftrit-

te zu schärfen. Wenn der Leser sich an die Stelle der Dido stellt, so erhebt sich sein Herz über der wahrscheinlichen und nahen Aussicht, alle ihre Wünsche auf einmal erfüllt, ihren Staat größer und ihre Leidenschaft befriedigt zu sehn. Desto stärker wird es durch den Kontrast des Ausgangs gerührt.

Dido wurde wenigstens von den Vorstellungen ihrer Schwester auf diese Art getäuscht.

His dictis incensum animum inflammauit amore
Spemque dedit dubiae menti, soluitque pudorem.

Die Phänomene der schon herrschenden Liebe berührt Virgil mit der ihm eignen Weisheit, nur kurz; mahlt sie nicht aus, sondern bezeichnet sie nur durch einige allgemeine starke Züge.

Das Vergnügen, mit welchem sie den folgenden Tag den Aeneas in ihrer neuen Stadt herumführt; die Verwirrung die sie überfällt, so oft sie mit ihm spricht; der Eifer mit welchem sie sich die Schicksale von Troja zum zweytenmale erzählen läßt; die Liebkosungen gegen den Asca-

nius; ihre ſchlafloſe Nächte; ihre plözliche Gleichgültigkeit gegen alle ihre liebſten Geſchäfte, gegen ihre wichtigſten Angelegenheiten, dieß ſind die Züge durch welche er das verliebte Herz der Dido ſchildert.

Juno und Venus kommen überein, den Aeneas und die Dido bey Gelegenheit einer Jagd, in eine Höle zu bringen, um ihrer Flamme zu vollem Ausbruche zu verhelfen.

Die Schutzgöttin der Dido ſcheint in dieſem Geſpräch das Herz des Leſers auf ſeiner Seite zu haben, wie Dido ſelbſt in der ganzen Geſchichte. Sie verlangt nicht mehr den Untergang ihres Feindes, ſie wünſcht nur die Erhaltung, die Glückſeligkeit ihres Lieblings.

Die Anſtalten der Jagd, und das Gemälde derſelben, iſt eine kurze Zerſtreuung von den leidenſchaftlichen Scenen, die weder lang noch ununterbrochen ſeyn dürfen, wenn ſie nicht den Dichter und den Leſer erſchöpfen ſollen.

Das Intereſſe der Erwartung iſt nirgends größer als in dieſem Zeitpunkte. Der Leſer kennt

nun die Heftigkeit der Leidenschaft der Dido. Er sieht die fürchterliche Versuchung zum voraus. Er ahndet etwas schlimmes, da er auf der einen Seite die unwiderruflichen Schlüsse des Schicksals über den künftigen Sitz des Aeneas weiß, und auf der andern Seite voraussieht, daß nur ein eheliches Band und ein beständiger Aufenthalt des Aeneas zu Carthago die Ehre der Dido retten, oder ihre Leidenschaft besänftigen könne.

Die Scene der Höle wird vom Virgil mit der feinsten Sittsamkeit berührt. Er macht sie nur fürchterlich durch die Unglückweissagenden Meteoren die vorhergehn;

— — Fulsere ignes et conscius aether
Connubiis, summoque ululârunt vertice Nymphae.

und er läßt ihre Natur errathen, durch die Folgen die sie hat.

Neque enim specie famaque mouetur,
Nec iam furtiuum Dido meditatur amorem;
Coniugium vocat: hoc praetexit nomine culpam.

Sobald Dido der Versuchung untergelegen, so bald ist auch ihre Schamhaftigkeit überwunden. Durch den Genuß wird die Liebe auch des andern Geschlechts dreister, besonders bey einer Person, die Macht und Ansehn besizt. Dido gesteht die ihrige öffentlich; und sucht durch die Hofnung und das Vorgeben der Ehe, ihre strafbare Schwachheit vor sich und vor ihrem Volke zu beschönigen.

Es ist zweifelhaft, aus welcher Ursache Virgil hier den Jarbas auftreten läßt; einen ehedem von Dido verschmähten Afrikanischen Fürsten, der, da er jezt erfährt, daß sie sich einem Fremdlinge Preiß giebt, von Eifersucht entbrannt, den Jupiter, dessen Gottesdienst er in seinem Lande eingeführt hatte, um Rache anfleht.

Geschieht es bloß, um die Haupthandlung, durch das Bild der Fama (V. 173—197) und der Eifersucht zu unterbrechen?

Oder geschieht es, um dem Leser, der zu partheyisch für Dido eingenommen ist, und eben deßwegen den Held des Dichters weniger liebt,

gegenseitige Eindrücke beyzubringen, und ihm zu zeigen, daß Dido eben so ungerecht gehandelt habe, als ihr jetzo begegnet wird?

Oder hat Virgil dadurch bloß einen kürzern Weg zur Entwicklung der Geschichte finden wollen, indem Jupiter, dieß Verlangen seines Anbeters zu erhören, den Merkurius zum Aeneas absendet, ihm die Abfahrt von Carthago befehlen zu lassen?

Aeneas folgt diesem Befehl ohne Widerspruch.

Ardet abire fuga, dulcesque relinquere terras.

Er hat nicht mit sich zu kämpfen. Sein Entschluß ist gleich gefaßt; aber er ist doch wegen des Schicksals der Dido nicht ohne Unruhe.

Quid agat, quo nunc reginam ambire furentem
Audeat adfatu, quae prima exordia sumat.

Er trägt es seinen Gefährten auf, für die Ausrüstung der Flotte zu sorgen. Er selbst nimmt es über sich, diese Nachricht der Dido zu der gele-

genſten Zeit, und mit der größten Schonung beyzubringen.

Tentaturum aditus, et quae molliſſima fandi
Tempora, quis rebus dexter modus.

Aeneas iſt alſo nicht ganz unzärtlich. Aber er iſt doch für unſre Empfindung für unſre Sitten zu kalt. Ohnezweifel hat das Alterthum, das in Muth und Entſchloſſenheit faſt alle Tugenden der Männer ſezte, und das die Liebe für eine ſchändlichere Schwachheit derſelben anſah als wir, anders davon geurtheilt. Davon aber bin ich noch nicht überzeugt, daß Aeneas nicht für alle Zeitalter intereſſanter geworden wäre, wenn bey ihm, wo nicht Liebe, doch Dankbarkeit mit der Pflicht des Gehorſams gekämpft hätte.

Dido erfährt die Anſtalten zur Abreiſe, ehe ſie noch Aeneas ihr entdeckt.

quis fallere poſſit amantem?

Die Vorwürfe in die ſie ausbricht, da ſie ihn ſieht, (V. 305 — 330) die kalte und bloß ver-

künftige Antwort desselben (V. 333—361) und die noch heftigern Ausbrüche des Zorns und der beleidigten Liebe bey der Dido (365—387) gehören unter die schönsten Stellen dieses Buchs.

In allen Reden der Leidenschaft sind in der That diejenigen am interessantesten, die zugleich eine moralische Empfindung ausdrücken. Wenn Dido dem Aeneas verwirft, was sie alles um seinetwillen aufgeopfert habe, so fällt mir nichts mehr auf als der Vers:

— — te propter eundem
Exstinctus pudor, et qua sola sidera adibam,
Fama prior.

Wenn Aeneas sich rechtfertigt: so macht keine seiner Vorstellungen mehr Eindruck bey mir, als die Sehnsucht nach seinem alten Troja und nach den Ueberresten der Seinigen. Da das Schicksal zu diesen zurückzukehren ihm nicht erlaubt, wie viel weniger wird es ihm vergönnen in Afrika zu bleiben?

Me, ſi fatis meis paterentur ducere vitam
Auſpiciis, et ſponte mea componere curas;
Vrbem Troianam primum, dulcesque meorum
Reliquias colerem.

Aber es iſt gewiß, daß Dido, im ganzen genommen, weit intereſſanter ſpricht, weil ſie mehr gerührt iſt.

Virgil iſt der Natur getreu, wenn er den Zorn und die Leidenſchaft der Dido durch die kalte Vertheidigung des Aeneas noch anwachſen läßt.

Num fletu ingemuit noſtro? num lumina flexit?
Num lacrimas victus dedit, aut miseratus amantem eſt?

Vorher hatte ſie nur die Rechte der Liebe für ſich angeführt, jezt rückt ſie ihm ihre Wohlthaten vor.

Ejectum litore, egentem
Excepi, et regni demens in parte locaui.

Vorher hatte ſie ſich nur über ihr Unglück beklagt, jezt will ſie das ſeinige.

Dabis improbe, poenas.
Audiam, et haec manes veniet mihi fama sub imos.

Erschöpft von Liebe und Zorn, verliert Dido das Bewußtseyn, sobald mit der Gegenwart des Aeneas, diese heftige Aufwallung aufhört.

An diesem einzigen Orte scheint Aeneas erweicht. Sie verließ ihn plözlich, da er eben noch viel zu sagen wünschte, und nicht Worte finden konnte:

Linquens multa metu cunctantem et multa parantem
Dicere.

Der Poet sagt sogar ausdrücklich, daß er selbst die Unruhe der Liebe gefühlt habe.

Lenire dolentem
Solando cupit, et dictis auertere curas,
Multa gemens, magnoque animum labefactus amore.

Aber sein Vorsatz ist deßwegen nicht erschüttert. Die Anstalten zur Abreise werden verdoppelt.

Dido wendet sich an ihre Schwester. „Niemand, sagt sie, kann diesen Mann besser behandeln als du, keines Menschen Worte machen bey ihm mehr Eindruck.“

Man wünschte, daß eine Person, die beiden Verliebten so wichtig ist, hätte mehr auftreten, sich hätte thätiger beweisen können.

So lange Dido den Aeneas vor sich sah: so lange hatte der Unwille über die Liebe die Oberhand. Sie wollte, daß er reisen sollte:

Neque te teneo, neque dicta refello.
I, sequere Italiam ventis, pete regna per undas.

Jezt, nachdem sie wieder mit sich allein ist, ihre Lebensgeister sich besänftiget haben, bekömmt die Zärtlichkeit über den Zorn ihr altes Uebergewicht. Sie will ihn nicht mehr weglassen. Sie bittet ihre Anna, den Aeneas nur dahin zu bringen, daß er ihr eine kurze Frist verwillige, daß er den Winter bey ihr abwarte, um sich nicht selbst in Gefahr zu setzen.

Exspectet facilemque fugam, ventosque ferentes.

Es liegt etwas rührendes in dieser Besorgniß für die Sicherheit eines Ungetreuen.

Annd erfüllt ihren Auftrag, aber ohne Erfolg.

Fata obstant, placidasque viri deus obstruit aures.

Stoische Standhaftigkeit bey einem empfindlichen Herzen wird durch folgenden Vers schön gezeichnet:

Mens immota manet, lacrymae voluuntur inanes.

Die Unbeweglichkeit des Aeneas, schreckliche Anzeichen bey ihrem Opfer, und die Stimme ihres Gemahls, die sie aus seinem sacrario hört, bringen endlich die Dido zu dem Entschluß zu sterben.

Sie zeigt nun ihrer Schwester Anna ein heiteres Gesicht; und giebt vor, sie habe einen Weg gefunden, durch magische Künste Aeneas Liebe, oder ihre Ruhe zu bewirken.

Die fürchterlichen Anstalten, das Geheimnißvolle, und das Wunderbare der Zauberey,

haben sie, so lange der Glaube an dieselbe noch vorhanden war, zu einem sehr poetischen Stoffe gemacht. In sehr viele alte Fabeln ist derselbe verwebt, wie in die Geschichte der Medea, in andre ist er mit Kunst hineingebracht worden. Kein Dichter ist in der Beschreibung derselben weitläuftiger, als Lukan, wo er die Thessalische Hexe dem Sohne des Pompejus den Ausgang der Pharsalischen Schlacht durch einen wiedergebrachten Todten verhersagen läßt. Aber auch Virgil, der solcher Hülfsmittel des Schreckens am wenigsten nöthig hatte, der im Stande war, eine Situation durch die Gesinnungen und die Gedanken der Personen selbst rührend zu machen, die sich in derselben befinden; Virgil, der seine Dido deswegen erst bey den Römern entschuldigen mußte *), die, wie alle abergläubische Völker, die magischen Künste zugleich glaubten und verabscheuten: Virgil hat doch ein solches magisches Opfer mit allem Pomp der Poesie beschrieben;

*) Testor, cara, deos, et te, germana, tuumque IV, 492.
Dulce caput, magicas invitam accingier artes.

und er enthält sich nicht, die ungereimten und abergläubischen Mittel anzuführen, durch welche man glaubte die Liebe erzwingen zu können. Einen Umstand hat Virgil dadurch erhalten, der wirklich den lezten Auftritt, den Tod der Dido, noch rührender macht. Es gehörte zu den Zubereitungen des magischen Opfers, daß ein Scheiterhaufen errichtet, mit Cypressen umkränzt, und mit den Waffen, den Geschenken des Aeneas, und mit ihrem unächten hochzeitlichen Bette belegt werden mußte. Unter diesen entleibt sich Dido. Der Schauplatz ihres Todes konnte auf keine Art geschmückt werden, die zur Verstärkung des Eindrucks mehr beygetragen hätte.

Es folgt die letzte Nacht, in welcher das Gemüth der Dido, von Liebe, Rache und dem Gedanken des nahen Todes beunruhiget, in dem größten Aufruhr ist.

„Was soll ich thun? Soll ich die ehemals
„verschmähten Freyer wieder aufsuchen? —
„Oder wie? wenn ich selbst mit den Trojanern
„gienge? Mit den Trojanern? Vielleicht, weil

„ich ihnen Gutes gethan habe? — Als wenn „sie etwas von Dankbarkeit wüßten. — Nein, „sie werden mich nicht in ihre Schiffe aufnehmen; „oder sollten sie, so werden sie mich als ihre „Sklavinn behandeln. — Und wie sollt' ich ge„hen? Allein, oder mit meinem Volke? O Schwe„ster, du bist an meinem Unglücke schuld! Warum „blieb ich doch nicht meinem ersten Gemahle ge„treu? so hätt' ich nichts von diesen Qualen em„pfunden."

Diese Gedanken so einfältig, so ohne das Feuer des Ausdrucks und der Poesie vorgetragen, zeigen doch schon ihre Wahrheit, ihre Schicklichkeit zu den Umständen. Was für Eindruck müssen sie nicht alsdann machen, wenn sie in virgilianische Verse eingekleidet sind?

Aeneas, durch eine neue Botschaft des Merkurs aus dem Schlafe geweckt, segelt noch in dieser Nacht mit der größten Eile ab.

Dido sieht des Morgens aus ihrer Burg die Ufer und den Hafen leer. Ihr Affekt kömmt aufs Aeußerste.

„Alles soll dem Flüchtlinge nach. — Aber „es ist zu spät. — Früher hätte ich ihn bestra„fen sollen! — Nein, das kann der zärtliche „Sohn nicht seyn, der seinen alten Vater aus „dem Feuer trug. — O wenn ich doch ihn, sein „ganzes Heer, seinen Sohn, und mich selbst mit „ihnen hätte in den Untergang stürzen können!“ Jener Gedanke und diese Empfindung haben etwas mehr Auffallendes, als die übrigen Theile dieser Rede, weil sie eine mehr einleuchtende Wahrheit haben. Ein empfindliches Herz, das Vaterliebe kennt, kann gegen die Liebe einer andern Art nicht ganz fühllos seyn. Der Zorn, der aus Liebe entsteht, wütet gegen sich selbst immer zugleich mit, indem er sich gegen den Beleidiger ausläßt.

Es folgen Verwünschungen gegen den Aeneas, die zugleich Prophezeihungen von Vorfällen enthalten, die diesem wirklich in Italien begegnen; und der lezte Befehl an ihr Volk, die Römer ewig zu hassen.

Der lezte Auftritt dieſes Trauerſpiels iſt der ausgearbeitetſte unter allen, und er iſt es vielleicht vorzüglich, der dem ganzen Buche ſeinen Ruhm verſchafft hat.

Dido, in dem Augenblicke, da ſie ſterben will, iſt nicht mehr in Wut — dieß würde den Leſer nicht gerührt, ſondern beleidigt haben. Sie iſt bey dem Anblicke der Waffen und aller Denkmäler des Aeneas und ihrer Liebe, die auf dem Scheiterhaufen liegen, nur gerührt, nur wehmüthig.

Dulces exuuiae!

Sie ſchiebt die Urſache ihres Unglücks mehr auf das Schickſal, als auf ihren Geliebten:

Dum fata deusque ſinebant.

Dann wird ſie groß. Sie ſieht in ſich nicht mehr die ſchwache verliebte Dido, nicht die verachtete und verzweifelnde Geliebte: ſondern die Königinn, die Stifterinn eines neuen Staates, die glückliche Rächerinn des Todes ihres Gemahls:

Et nunc magna mei ſub terras ibit imago.
Vrbem praeclaram ſtatui: mea moenia vidi:
Vlta virum.

In allem war ſie glücklich und groß, bis auf den Augenblick, da die Trojaner landeten:

Felix, heu nimium felix, ſi litora tantum
Nunquam Dardaniae tetigiſſent noſtra carinae!

Sie verbirgt ihr Geſicht in das Bette, den Zeugen ihrer Luſt, und die Quelle ihres Unglücks; eine neue, aber nicht ſo heftige Aufwallung ihres Unwillens und ihres Schmerzes beſchließt ihren Kampf: — „Wie? ungerochen ſoll ich ſterben? „— Ja! auch ſo iſt es beſſer zu ſterben. Der „Grauſame mag die Flamme meines Scheiterhaufens ſehen, und dieſes Vorbedeutungszeichen auf „ſeine Reiſe mitnehmen.“

Virgil hält ſich bey ihrer Entleibung nicht auf. Alles, was bloß ſinnlich iſt, muß in einer Scene, die das Herz rühren ſoll, nur kurz berührt werden.

Das Gerücht von ihrem Tode erſchallt bald durch die ganze Stadt. Anna läuft herzu, und findet ihre Schweſter ſterbend.

Ich halte mich bey ihren Klagen nicht auf. Sie ſcheinen mir etwas kalt, wie die ganze Rolle dieſer Perſon.

Aber warum rühren dieſe drey lezten Zeilen ſo ſehr?

Ter ſeſe attollens, cubitoque innixa leuavit,
Ter reuoluta toro eſt, oculisque errantibus alto
Quaeſiuit coelo lucem, ingemuitque repertа.

Anna hängt über der Dido, und will ihren lezten Hauch auffangen. Sie ſucht ſie in ihren Armen zu erwärmen. Dieſe Bemühung, die Liebe der Dido zu ihrer Schweſter, die Begierde ihr noch etwas zu ſagen, bringt die ſchon Sterbende wieder zu ſich.

Der erſte Theil der obigen Stelle enthält nur das Bild einer körperlichen Aktion; aber ſie iſt ſo

kurz und so gut gemalt. Das Anstrengen der lezten Kräfte einer Sterbenden, sich in die Höhe zu richten, und das Zurücksinken der Ohnmacht, wird unsrer Einbildungskraft durch die wenigen Worte auffallend deutlich.

Der zweyte Theil enthält ein moralisches Gemälde von dem größten Ausdrucke, und so einfältig, in anderthalb kurze Zeilen eingeschlossen.

Dido kömmt zu einem halben Bewußtseyn, öfnet die Augen, hat sie starr gen Himmel gerichtet; aber sieht kein Licht mehr. Ein dunkler Eindruck von Aengstlichkeit über die ungewohnte Finsterniß an dem Orte, der sonst der Sitz und die Quelle des Lichts war, macht, daß sie die Augen halb willkührlich, halb durch eine mechanische Bewegung, hin und her kehrt, um irgend einen Ausgang ins Freye zu suchen, um dem vermeynten Hindernisse auszuweichen, das die gewünschten Stralen auffängt. Jezt kömmt die Sterbende zu einem vollern Bewußtseyn: ihre Augen werden von den Lichtstralen gerührt, sie fühlt ihr

Daſeyn wieder; und ein tiefer Seufzer iſt der einzige Ausdruck dieſes Gefühls.

Was rührt an dieſem Gemälde? Erſtlich, es ſcheint ſo wahr. Wenn dieß nicht die Empfindungen von Sterbenden ſind: ſo ſind es doch genau die Empfindungen, die wir Sterbenden zuſchreiben. Der Dichter hat genau das Ideal getroffen, das wir von dieſer intereſſanten Scene des menſchlichen Lebens mit uns herumtragen, wenn er auch nicht den Gegenſtand ſelbſt getroffen hätte.

Zweytens, ohne auf die Richtigkeit der Schilderung zu ſehen: was kann rührender ſeyn, als ein Menſch, der leidet, der ſchon anfieng in dem Schlummer des Todes das Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt und mit demſelben ſeiner Noth und ſeines Schmerzes zu verlieren, und der nun wieder erwacht, ſich und alles ſein Elend wieder fühlt, und das zurückkehrende Leben beſeufzt.

Was iſt rührender, als dieſer Streit der menſchlichen Natur zwiſchen der Furcht vor dem Tode, welche macht, daß der Sterbende das Licht

wünscht und sucht, und zwischen dem Jammer des Lebens, der ihm Seufzer auspreßt, wenn er das Licht gefunden hat.

Zwo allgemeine Folgerungen will ich aus dieser vielleicht zu weitläuftigen Zergliederung des virgilianischen Gemäldes ziehen.

Erstlich: Wo viel Interesse in den Reden der Leidenschaft seyn soll, da muß Abwechselung, Streit und Verbindung mehrerer Leidenschaften seyn. Der schnelle Uebergang vom Zorne zur Zärtlichkeit, von der Reue zum Stolze, macht die Reden der Dido vorzüglich interessant. Man lasse eine von diesen allein herrschen: und die interessante Sprache derselben wird viel schwerer zu finden, wird viel kürzer auszuhalten seyn. Aeneas, Anna, alle sind, mit ihr verglichen, langweilig. Ihre Reden sind mehr beredt als rührend, weil ihre Gesinnungen einfach sind.

Zum zweyten: Das vornehmste Interesse der Dichtkunst, besonders der epischen Dichtkunst, ist, Wahrheit und Natur in poetischem Schmucke zu sehen, natürliche Gedanken in schönen Versen.

Da dieſer Schmuck ſo leicht der Wahrheit Eintrag thut, ſo empfinden wir die überwundene Schwierigkeit, wenn beide glücklich vereinigt ſind, und genießen das Vergnügen der Kunſt. Da uns oft die Würde des Ausdrucks auf gemeine Wahrheit erſt aufmerkſam machen muß: ſo werden wir im Bilde gewahr, was uns im Original entwiſchte, und genießen alſo das Vergnügen an der Natur.

Den lezten Punkt des alten Plans, welche Leidenſchaften zu erwecken am nüzlichſten ſeyn, halte ich für unnöthig zu berühren. Jede wohlgetroffene Schilderung hat den Nutzen, daß ſie uns den Menſchen kennen lehrt. Seine Leidenſchaften wechſeln zwar in den verſchiedenen Zeitpunkten vielleicht eben ſo ab, wie ſeine Krankheiten, und es ſcheint alſo am nüzlichſten zu ſeyn, jedesmal diejenigen zur öffentlichen Belehrung oder Warnung im Bilde auszuſtellen, zu denen die Verſuchungen am größten, oder deren ſchlimme Folgen die ausgebreitetſten ſind. Allein, nach der Wahrheit und der Erfahrung, nüzt die Poeſie

nicht sowohl unmittelbar durch den Gegenstand, den sie schildert, als mittelbar durch die Wahrheiten, die sie beyher lehrt, oder durch die Muster des Schönen, die sie dem Geiste vorhält. Diesen Nutzen befördert sie, welche Art von Leidenschaften sie auch zu schildern vornehme, wenn sie nur die wahre Natur derselben trift.

Anstatt dieser besondern Untersuchung, zu der ich mich anheischig gemacht hatte, will ich noch einige allgemeine Lücken der obigen Abhandlung ausfüllen, oder einige Fehler verbessern.

Nach meiner jetzigen Einsicht ist überhaupt die Materie von Erweckung der Leidenschaften für den Zweck des Ganzen zu weitläuftig abgehandelt worden. Interessiren und rühren gränzt in einem Punkte an einander: aber es ist nicht einerley. Das eine geht auf das Ganze eines Werks, das andre auf einzelne Scenen desselben: das eine ist eine Aufbietung unsers Verstandes; das andre eine Erweichung des Herzens: das eine ladet zum Lesen oder Anhören einer Geschichte ein;

das andre giebt wirklich den Genuß, wozu wir eingeladen ſind.

Neugierde, Liebe und Vortheil ſind die drey Triebfedern, die uns für etwas intereſſiren. Begebenheiten, Perſonen und Wahrheiten ſind die Gegenſtände, für welche wir intereſſirt werden können. Neugierde intereſſirt uns hauptſächlich für Begebenheiten, und wird erhalten durch die Verwickelung; Liebe intereſſirt uns für Perſonen und wird erweckt durch ihre Charaktere.

Unſer Vortheil kömmt bey der Poeſie in keine oder nur in eine entfernte Betrachtung.

Der Artikel von der Verwickelung iſt oben ausgelaſſen worden. Ich will noch einige Worte darüber hinzufügen:

1) Iſt die Verwickelung zum Intereſſe einer poetiſchen Erzählung nothwendig? Kann insbeſondere ein dramatiſches Stück ohne dieſelbe ſehr intereſſant ſeyn?

Ich bin ehedem dieſer Meynung geweſen. Ich habe geglaubt, daß die Intrigue mehr zu dem Vergnügen eines rohen geſchmackloſen Hau-

fens, als gebildeter denkender Zuhörer beytrage; daß eine Gallerie von Gemälden aus dem menschlichen Leben, wohlgetroffen und auf irgend eine Art mit einander verbunden, uns hinlänglich an sich ziehen könne; daß endlich die sogenannten Historys des englischen Theaters der mittlern Zeit nur besser behandelt werden dürften, um noch jezt interessant zu werden.

Ich ändre jezt diese Meynung. Wenn ich auf die Denkungsart des größten Theils der Menschen sehe, für welche doch die Poesie, und besonders die theatralische, bestimmt ist; wenn ich auf meine eigne in den Zeiten sehe, wo ich mich erholen will, und diese Zeiten soll das Theater eigentlich ausfüllen: so werde ich gewahr, daß die unterhaltene und befriedigte Neugier, das Wohlgefallen an einer wunderbaren und doch natürlichen Begebenheit, die Erwartung, in die wir wegen des Erfolgs gesezt werden, die Grundlage von dem Vergnügen ausmache, das wir während der Anhörung des Stücks genießen, und daß das Vergnügen der Rührung und des Un-

terrichts nur einzelne Theile der Zeit ausfülle, die wir zu dieſer Erluſtigung beſtimmen.

Wißbegierde und Neugierde iſt im Grunde Eins. Jene geht aufs Allgemeine, dieſe aufs Beſondre; jene auf Wahrheiten, dieſe auf Fakta. Eine kann alſo die andre erklären. In beiden Fällen entſteht der Reiz aus der Schwierigkeit, die Befriedigung aus der Auflöſung.

Was thut die populäre Beredſamkeit, um allgemeine Materien intereſſant vorzutragen? Außer der Klarheit, der Ordnung im Vortrage, von welcher im Anfange dieſer Abhandlung geredet worden, und welche macht, daß der Leſer ohne Mühe und in der kürzeſten Zeit die Begriffe faßt, die der Schriftſteller gehabt hat, bleibt in der Methode nichts übrig, als eine Art von Verwickelung und Auflöſung, durch die eine Unterſuchung Leben erhält. Der Schriftſteller muß zuerſt die Schwierigkeiten zeigen, ſie in ihrem größten Lichte darſtellen, und dann dieſe heben.

Der vorzügliche Reiz, den die Mathematik für ihre Kenner hat, rührt vornehmlich davon

her, daß in ihr mehr, als in andern spekulativen Wissenschaften, Aufgabe und Auflösung, die Schwierigkeit und die Hebung derselben, sich deutlich von einander unterscheiden.

2. Aber worinne besteht die Verwickelung? Die Ueberwindung großer Schwierigkeiten ist es allemal, was den großen oder den merkwürdigen Mann zeigt. Diese müssen also in jeder Begebenheit vorkommen, welche interessiren soll. Aus diesen entsteht die eigentliche Verwickelung, sobald dieselben, in einen kleinen Zeitraum zusammengedrängt, sich schnell wieder auflösen sollen. Daher finden wir in der Epopee, wo die Erzählung Zeit und Raum hat, zwar allemal große Hindernisse, widrige Zufälle, feindliche Anschläge, Gefahren, die den Muth oder die Weisheit des Helden aufbieten: aber weil diese Schwierigkeiten sich nicht auf Einen Punkt vereinigen, weil sie nicht auf einmal sich verlieren: so ist Verwickelung, Intrigue im engern Verstande, nicht diesem Gedicht eigen. Auf dem Theater ist die Zeit durch die Dauer der Vorstellung eingeschränkt;

Die Zufälle, deren nicht viele ſeyn können, müſſen ſich mehr zuſammendrängen; der Knoten muß alſo verwickelter werden, die Schlingen deſſelben durchkreuzen ſich mehr.

Die Vollkommenheit liegt auch hier in der Mitte. Eine Verwickelung, wo die Zufälle zu ſehr gehäuft, zu künſtlich durch einander verſchlungen werden, iſt ſchwer zu faſſen, wird unwahrſcheinlich, und verwirrt, anſtatt zu intereſſiren. Eine allzueinfache Handlung, wo jede Urſache ihre gewöhnliche vorhergeſehene Wirkung thut, und durch keine entgegenwirkende in dem Laufe ihrer Erfolge aufgehalten wird, kann zwar durch das Sittliche der Charaktere und die Wahrheit des Dialogs belebt werden, aber doch nie ein ſtarkes Intereſſe, beſonders in einem längern Werke, hervorbringen.

Die Einheit des Intereſſe, die alte und oft wiederholte Vorſchrift der Kunſtrichter, iſt um zweyer Urſachen wegen nothwendig. Unſere Schwachheit iſt die eine. Wir können nicht viel Sachen auf einmal faſſen, wir können nicht an

vieler Menschen Schicksale zu gleicher Zeit Theil nehmen. Es gehört eine gewisse Beschäftigung des Gemüths dazu, sich in eines andern Stelle zu versetzen; und diese kann man nur auf Einen Gegenstand auf einmal verwenden.

Die Nothwendigkeit einer Verwickelung ist die zweyte. Wenn die Handlungen, die Begebenheiten zwoer Personen zu gleicher Zeit neben einander fortlaufen: so wird entweder keine verwickelt seyn können, und alsdann wird unsere Aufmerksamkeit von keiner gereizt; oder sie sind es beide, und alsdann wird sie ermüdet. Es ist seltsam, daß die Art der Imagination, die zu Erfindung wunderbarer Verwickelungen gehört, die, welche den poetischen Stoff schaft, in verfeinerten Zeiten weniger gemein ist, als in rohen, und daß daher die Dichter des erstern Zeitraums oft genöthigt sind, ihren Stoff aus den Erfindungen des leztern zu nehmen, und sich lieber bemühen, ihn von den Ungereimtheiten zu säubern, die ihm ankleben, als ihn durch ganz neue Erfindungen zu ersetzen. Die Dichter des er-

leuchteten Griechenlands nahmen alle ihre Subjekte aus der Mythologie; und noch bis auf die ſpäteſte Zeit arbeitete der Witz und der Scharfſinn ihrer beſten Köpfe, die Geſchichten zu verſchönern, die die wilde Einbildungskraft ihrer Vorfahren erfunden hatte. Die neuern Dichter haben die Romane und die Schauſpiele der mittlern Zeiten auf gleiche Weiſe benutzt.

Iſt es, daß die Einbildungskraft ganz zügellos, an keine Regeln gebunden ſeyn will, wenn ſie eigentlich erfindet, und daß, um ſich an Richtigkeit und Ordnung zu binden, ſie ſchon einen Plan, wenn auch nur einen Chaotiſchen, vor ſich haben muß?

Es giebt eine Neubegierde, unbekannte ſeltſame Dinge zu erfahren. Es giebt eine andre, bekannte Dinge erklärt, mit unbekannten oder großen in Verbindung geſezt zu ſehen, oder ihren Urſprung zu erfahren. Dieſer Art des Intereſſes haben ſich die alten Dichter, und vorzüglich Virgil bedient, indem ſie faſt alle Perſonen, die ſie aufführen, aus der Fabel und Tradi-

tion hernehmen und mit der bekannten Geschichte in Verbindung bringen, indem sie lauter solcher Begebenheiten erwähnen, die auf die Erbauung bekannter Städte und den Ursprung großer historischer Erfolge eine Beziehung haben. An keinem Orte landet Aeneas, wo nicht Städte oder Gegenden, von ihm und seinen Begleitern benannt, noch zu Virgils Zeiten vorhanden waren; er thut keinen Schritt, der nicht Spuren und Denkmäler zurück läßt, die noch die Leser Virgils erkennen konnten. Die ganze Liebesgeschichte der Dido ist zugleich die Veranlassung des Streits zwischen Rom und Carthago.

Aus eben dem Grunde ist das Interesse zu erklären, das wir an Nachahmungen nehmen; ein Interesse, das von den alten Dichtern mit Vorsatz und offenbar gesucht worden, anstatt von ihnen vermieden oder versteckt zu werden. Die griechischen Dichter giengen geflissentlich auf den Fußstapfen des Homers; die Römischen geflissentlich auf den Fußstapfen der Griechen. — Es ist allerdings ein Vergnügen, eine alte Ge-

ſchichte wieder verjüngt zu ſehen; Züge aus einem verehrten alten Schriftſteller in einem ungewohnten Glanze wiederzufinden; und ihnen vielleicht zum erſtenmale aus Empfindung den Beyfall zu ſchenken, den wir ihnen bisher nur des Anſehns und des Alterthums wegen vergönnt hatten.

So wie die alten Dichter von Seiten des Reichthums und der Mannichfaltigkeit des Stoffs, unter dem ſie zu wählen hatten, eingeſchränkter waren als die unſrigen, indem ihnen ſo viel Jahrhunderte von Geſchichten, merkwürdigen Perſonen und Kenntniſſen fehlten: ſo waren ſie auf der andern Seite begünſtigt durch die allgemeinere Bekanntſchaft, in welcher die geringere Anzahl von Perſonen, Begebenheiten und Schriften ſtand, aus welchen ſie den Stoff oder wenigſtens den Schmuck ihrer Gedichte hernahmen. Ihre Schilderungen hatten nicht immer das Verdienſt der Neuheit, aber ſie hatten das Verdienſt, geſchwinder verſtanden und durchgängiger gefühlt zu werden. Perſonen, Oerter,

Flüsse, nichts war den Lesern ganz fremde. Selbst ihre Anspielungen giengen weniger verloren. Die nämliche Art der Neubegierde, die das Bekannte so gerne unter fremden Gegenständen wieder findet, macht auch in den Epischen Gedichten, die Vorhersagungen solcher Begebenheiten, die zu oder kurz vor den Zeiten des Dichters und seiner Leser vorgegangen, so interessant. Alle Dichter, die nach dem Virgil gekommen sind, haben sich der fruchtbaren Materie bemächtigt, die ihnen dieser, nach dem Homer, in Aeneas Hinabfahrt in den Orkus angezeigt hatte. Alle haben auf eine oder die andre Weise, mit mehr oder weniger Schicklichkeit, die Geschichte ihrer Zeit und ihrer Nation weissagen lassen.

Ich beschließe diese Zusätze mit der Bemerkung eines Maasstabes, wornach der Schriftsteller zum voraus muthmaßen kann, welcher Theil seines Werks seine Leser am meisten interessiren wird. Grade derjenige, der ihn selbst, da er schrieb, am meisten interessirt hat; bey dem er die meiste Lust, die größte Leichtigkeit, und

das vollste Gnüge fand. Gedanken, die andern lebhaft werden sollen, müssen sich uns, zu der Zeit, da wir sie hervorbrachten, mit vorzüglicher Klarheit dargestellt haben. Und wenn die Helligkeit der Begriffe den Leser vergnügen soll, bey dem sie doch durch die Verschiedenheit seiner Denkungsart etwas verdunkelt wird, wie sollte sie den Schriftsteller gleichgültig gelassen haben, bey dem sie in ihrem ersten Lichte strahlt! Wenn Begebenheiten zeitvertreibend oder rührend sind für diejenigen, die sie stückweise und nach und nach erfahren, wie vielmehr müssen sie denjenigen ergözt oder gerührt haben, der sie auf einmal übersah, und ihre Theile selbst ausbildete!

Die Aufmerksamkeit des Scribenten ist allemal größer, als die Aufmerksamkeit auch des besten Lesers. Was dieser nicht entwischen und doch nicht anstrengen soll, muß also jene noch weit stärker und mit größrer Leichtigkeit gefesselt haben.

Ueber den Einfluß einiger besondern Umstände auf die Bildung unserer Sprache und Litteratur.

Eine Vorlesung.

Aus dem vierzehnten Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Meine Herren,

Wann wir die Fähigkeiten eines Menschen kennen, um zu wissen, was er thun kann, und seine besondern Umstände, um zu wissen, was er zu thun Gelegenheit und Bewegungsgründe gehabt: so können wir ungefähr voraussehen, welche Werke er unternehmen wird; wenigstens können wir diejenigen, die er bereits geliefert hat, uns erklären. Eben so, wie mit einzelnen Menschen, verhält es sich auch mit ganzen Nationen. Was man die Litteratur ei-

nes Volks nennt, ist der Inbegriff der Werke, die es in seiner eigenen Sprache besizt: und die Gestalt derselben hängt theils von dem Eigenthümlichen in dem Geiste der Nation, theils von den besondern Umständen ab, durch welche dieser Geist seine Richtung gegen gewisse Gegenstände, und mehr Hülfsmittel zu der einen als zu der andern Gattung erhalten. Das Eigenthümliche in dem Geiste der Nation selbst ist ausnehmend verborgen; es ist schwer, das Gemeinschaftliche in der Denkungsart eines Volks aus einer so unendlichen Menge von einzelnen Verschiedenheiten herauszubringen: und da man nur immer eine sehr kleine Anzahl von Fällen vor sich hat, so kann man fast nie einen allgemeinen Schluß machen, der nicht durch gegenseitige Beyspiele wankend würde. Die besondern Umstände aber, unter welchen die Aufklärung eines Volks sich angefangen, liegen mehr vor Augen, und lassen sich mehr außer Streit setzen: oder wann auch hier eine so vielfältige Verbindung mannichfach wirkender Ursachen statt

fände, daß die Geschichte sie nicht alle angeben, noch die Philosophie sie alle errathen könnte; so giebt es doch darunter einige so merkliche und so mächtige, daß sich ihr Einfluß weder verkennen, noch auch unrecht verstehen läßt.

Sie sehen leicht, meine Herren, daß diese Umstände von doppelter Art sind; daß sie entweder außer der Nation, von der die Rede ist, oder in ihrer eigenen innerlichen Verfassung liegen. Zu jenen gehört vornehmlich die Zeit, in der eine Nation an Wissenschaft überhaupt, und besonders an ihrer eigenen Sprache, Geschmack gewinnt, und dann die Beschaffenheit der Litteratur bey andern Nationen, die vor ihr aufgeklärt wurden, und ihr Licht ihr mittheilten.

Was war es für ein Zeitpunkt, wo die Barbarey sich zuerst in Deutschland zu zerstreuen anfieng? Ein späterer allerdings, als bey den mittäglichen und westlichen Völkern. Italien ist das erste und fast das einzige Land, das zu eben der Zeit, wo es die Meisterstücke der alten Sprachen mit Mühe wieder kennen lernte, zugleich

Meisterstücke in seiner eigenen schuf. Das Licht, das dort aufgegangen war, kam in nicht gar langer Zeit darauf auch zu uns; aber es war ein fremdes Feuer, das uns nur erleuchtete, ohne zugleich unser eigenes anzuzünden. Wir lasen und lernten, ja wir schrieben so gar lateinisch und griechisch; viele gut, einige so gar vortreflich: aber doch konnte das noch lange keine Litteratur geben, keine uns eigene Litteratur, die ein treues Gemälde unsers besondern Geistes, unserer unterscheidenden Denkungsart gewesen wäre. Die Gelehrten machten in diesem Jahrhunderte gleichsam eine eigene, unter die andern zerstreute Nation aus, die allenthalben ungefähr dieselbige Denkungsart, denselbigen Ton hatte; und zwar deswegen, weil sie durchgängig auf einerley Art war gebildet worden. Da sie ihre eigene, dem übrigen Theil des Volks unverständliche Sprache redeten und schrieben; so hatten sie zwar unter sich selbst eine nähere, mehr unmittelbare Gemeinschaft, als die Gelehrten unsers Jahrhunderts: aber auf die Uebrigen der

Nation hatten sie wenig Einfluß; auch nahmen sie eben so wenig von der besondern Denkungsart derselben und der eigenthümlichen Wendung ihres Geistes an. Denn sie schrieben nicht allein, sondern sie faßten auch ihre Ideen in einer fremden Sprache.

Was damals Luther für die deutsche Sprache gethan hat, darf ich Ihnen, meine Herren, nicht sagen. Es ist wahr, seine Sorgfalt, seine Richtigkeit im Ausdrucke, seine Genauigkeit in der Wortfügung haben unsre Grammatik und unser Wörterbuch in einer größern Reinigkeit erhalten, vielleicht auch vollständiger gemacht, als es ohne ihn würde geschehen seyn: aber bey alle dem haben doch seine Werke unsre Litteratur nicht angefangen; sie haben es uns nicht leichter gemacht, Werke der Gelehrsamkeit oder Schriften zum Vergnügen in unserer Sprache zu liefern. Wer diese hervorbringen wollte, hatte noch alles zu thun; er mußte noch selbst die Ausdrücke, die Wendungen, die Zierrathen aus dem zerstreuten Reichthume der Sprache zusammenlesen;

mußte noch selbst unbestimmte Wörter bestimmen, oder wenn er für seine Ideen gar keines hatte, bald durch Zusammensetzung und Abänderung neue finden, bald sich dadurch helfen, daß er fremde entlehnte; mußte noch selbst neue Verbindungen, neue Wendungen wagen, wo die Sprache zu ungelenk war: kurz, er mußte sich seinen Styl noch erschaffen. — Doch war das nachfolgende Jahrhundert in aller Absicht weit dunkler und barbarischer, als das, worinn Luther lebte. Man vergaß sein Bischen ächtes altes Latein über den Zänkereyen, zu welchen sich eine verderbte, mit spitzfündigen Begriffen überladene Latinität am besten schickte; und deutsch lernte man auch nicht. Mit einem Worte: man hatte eigentlich gar keine Sprache.

In dieser Zwischenzeit, am Ende des vorigen Jahrhunderts, machten unsre westlichen Nachbarn, die Franzosen, auf einmal ein gewaltiges Aufsehen. Sie eroberten und schrieben: und wer durch die Pracht des Königs und den Muth der Truppen auf die Nation war auf-

merksam gemacht worden, der fand, wenn er näher mit ihr bekannt ward, Schriftsteller und Künstler, die Hochachtung und Bewunderung verdienten. Die Veränderung war so plözlich, so groß, daß sie nothwendig so wohl die Franzosen selbst, als auch ihre Nachbarn in eine Art von Betäubung seßen mußte, in welcher beide nicht wußten, was sie von sich und was sie von den andern zu halten hätten. Jene glaubten getrost, daß sie die erste Nation auf der Welt wären, und in der That hatten sie einigen Anspruch auf diesen Namen.

Die deutsche Nation war damals noch ein so zusammengeseztes, ungleichartiges Ganze, daß das Urtheil über jene sehr verschieden ausfiel. Alle, die durch ihren Rang oder ihre Theilnehmung an den öffentlichen Staatsgeschäften den Glanz dieses erobernden und witzigen Volks mehr in die Nähe sahen, und ihn mit der traurigen Dunkelheit ihrer eigenen Nation verglichen, welche nichts als Schulgelehrte aufweisen konnte; die alle beeiferten sich, an diesem Glanze Theil

zu nehmen, suchten sich, so viel als möglich, dieser fremden Nation einzuverleiben, sich von ihrer eigenen durch Sprache und Sitten zu unterscheiden: und so waren sie herzlich zufrieden, daß die Deutschen von den Franzosen verachtet wurden, weil sie selbst glaubten, halbe Franzosen zu seyn. — Unsre Gelehrten hingegen, die dem Spiel sehr in der Ferne zusahn, ließen sich noch wenig durch diese Verachtung der Fremden und ihrer eigenen Landsleute rühren, oder sie trösteten sich durch eine gegenseitige innige Verachtung der elenden Tändeleyen eines Volks, bey welchem, nach ihrer Meynung, die wahre Gelehrsamkeit auszusterben anfing. Von dieser Seite also war es nicht zu hoffen, daß Ehrgeiz und Eifersucht sehr rege werden und deutsche Schriftsteller mit den französischen um den Preis kämpfen sollten. Unterdessen verbreitete sich der Geschmack an dem Ausländischen in Sprache, Sitten und Schriften von den Großen bis zum wohlhabenden Bürger, und endlich bis zu der Klasse von Leuten, die zwischen den Gelehrten

und dem Weltmanne in der Mitte stehen. Begierde, den Großen zu gefallen und sein Glück zu machen, Theilnehmung an ihrer Arbeit in gelehrten Bedienungen, Ehrgeiz, ihres Umganges gewürdiget zu werden, Handel mit den Franzosen, die die nützlichen Künste zugleich mit den angenehmen und schönen zur Vollkommenheit brachten: alles das trug zu der allgemeinen Ausbreitung dieses fremden Geschmacks bey. Nun dachten endlich auch wir Deutschen daran, daß wir eine Sprache hätten, die sich schreiben ließe; aber da wir hieran nicht eher dachten, als bis wir schon von den Schönheiten einer fremden Sprache gerührt, schon von der Politur fremder Schriftsteller eingenommen waren, so konnte es gar nicht anders seyn, wir mußten ihnen nachahmen, auch ohne die Absicht zu haben. Lassen Sie uns doch sehen, meine Herren, wie weit ungefähr diese Nachahmung sich erstreckt hat.

Man muß hier die Gestalt unsrer Wissenschaften und den Charakter unsrer jetzigen Schriftstellersprache wohl unterscheiden. In

jenen steckt, wenn ich so reden darf, mehr latei-nischer Geist, in dieser hingegen mehr französi-scher und englischer. Beide zusammen machen eine Mischung, die, wenn man sie recht aus ein-ander scheiden könnte, den Zustand unsrer Köpfe und unsrer Schriften am besten erklären würde.

Wissenschaften und Philosophie fiengen nicht erst da bey uns an, wo wir anfiengen, deutsche Schriftsteller zu haben. Wir hatten schon einen großen Vorrath von Gelehrsamkeit, und zur Philosophie hatten wir viele und uns eigene An-lage. — Den Stoff dazu hatten wir, wie alle europäische Nationen, von den Alten, theils unmittelbar durch ihre eigene Werke, theils mit-telbar durch die unreinen Kanäle der neuern scholastischen Theologie und Philosophie bekom-men. Sokrates, Aristoteles und Cicero, sammt dem guten Thomas Magister, haben vielleicht auf die Art und Weise, wie wir die Wissenschaften lehren, auf die Abtheilung und Hauptörter unserer Systeme, auf die Fragen, die

wir vorzüglich untersuchen, die Schwierigkeiten, die wir auflösen, und die Streitigkeiten, die sich immer von neuem bey uns entspinnen, weit mehr Einfluß, als wir uns vorstellen mögen.

Aber nun unsre eigene Sprache. Die Unterscheidung dessen, was in ihr schön, edel, anständig seyn sollte, die Beeiferung, sich über allerhand Arten von Gegenständen in ihr auszudrücken, und gut auszudrücken; diese hat sich erst angefangen, als sich das jetzige Jahrhundert anfing. Und woher haben wir da unsre Regeln und unsre Muster genommen? — Die alten Sprachen sind von der unsrigen zu entfernt, als daß sie viel zu ihrer Ausbildung beytragen könnten: überdieß sind die, welche deutsch schreiben, und gut zu schreiben sich Mühe geben, gerade nicht die größten Kenner der alten Sprachen. Es war also ganz natürlich, daß die schon verfeinerte Sprache unsrer Nachbarn, die wir alle eher gelernet hatten, ehe wir in der unsrigen arbeiteten, und deren eingebildete oder wahre Vortreflichkeit uns zuerst gereizt hatte, auf eine

Verbesserung unserer eigenen zu denken; daß, sage ich, diese unsern Ausdruck oft ohne unsern Vorsatz bildete und bestimmte. Das Französische kam zuerst; das Englische folgte. Man merkt den Uebergang von jenem zu diesem gar deutlich in unsern Schriftstellern. Unser Styl ist in der neuesten Zeit gedrungener, körnichter, reicher geworden, aber auch oft gewagter und zuweilen ausschweifender. Man drückt seine Gedanken vielleicht freyer und eigenthümlicher aus, und bey guten Köpfen gewinnt der Leser dabey allemal: aber man verzeiht sich auch seltsame Zusammensetzungen von Wörtern, ungewöhnliche Redensarten, und das artet dann bey schlechten Schriftstellern sehr oft ins Sinnlose und Abentheuerliche aus. Kurz, diese Art von Freyheit hat, so wie jede andere, ihren Vortheil und ihren Nachtheil. Die guten Schriftsteller werden dadurch vortreflich und die mittelmäßigen elend.

Vielleicht, meine Herren, halten Sie es der Mühe werth, daß ich von dem Einflusse dieser

fremden Litteratur auf die unsrige noch etwas genauer rede, und zwar besonders, insofern er sich auf die Sprache erstreckt hat.

Eine sich bildende Sprache nimmt von einer andern entweder einzelne Wörter, oder Wendungen, oder eine gewisse allgemeine Farbe an, die sich eher empfinden, als deutlich erklären läßt. Einzelne Wörter kann eine Sprache, wie die unsrige, eigentlich von keiner fremden borgen, die gar nicht mit ihr verwandt ist, die ihren Wörtern ganz andre Endungen giebt, sie mit ganz andern Tönen ausspricht, sie nach ganz andern Gesetzen abändert. Und doch hat sie dergleichen nicht wenige aus der französischen und englischen herübergenommen; oft, weil sie wirklich zu arm war, noch öfter aber, weil die Schriftsteller ihren ganzen Reichthum nicht kannten, oder aus Trägheit nicht erst lange durchsuchen wollten. Armuth ist es in einem doppelten Falle: einmal, wenn für die Sachen, die wir sagen wollen, ganz und gar keine Wörter in der Sprache vorhanden sind, entweder weil die Sache bey der

ersten Bildung der Sprache noch gar nicht da, oder weil sie der Nation noch nicht bekannt war; und dieser Fall kömmt in allen Sprachen vor, wo sich jeder, der von unbekannten Dingen zum erstenmal spricht, des Rechts bedient, ein neues ausländisches Wort zu brauchen: zweytens, wenn zwar die Sprache ein Wort hat, die Sache im Ganzen auszudrücken, aber keins, das edel und zu dem jeztgewählten Tone der Schreibart passend wäre, oder keins, das zugleich alle Nebenbegriffe ausdrückte, die wir eben jezt zu unserer besondern Absicht glauben nöthig zu haben. Dieses leztere ist es, was so viel fremde Wörter auch in unsre guten Schriftsteller gebracht hat. In der That muß der Fall bey einem guten Schriftsteller öfter vorkommen, weil bey diesem immer die Ideen genauer bestimmt sind, und er mehr auf die kleinen Schattirungen Acht hat, die ganz gleichscheinende Wörter noch unterscheiden. Schreibt er besonders über eine Materie, worinn die Ausländer viel gearbeitet und viel von ihm sind gelesen worden; so wird sich ihm

mancher Begriff gar unter keinem andern Worte, als unter dem fremden darbieten; mancher wird ihm nicht genau und stark genug gesagt scheinen, so bald er nicht mit eben demjenigen Worte gesagt wird, womit er zuerst ihn bekommen hat. Oft ist es bloße Einbildung, wenn uns das nicht mehr vollgültig dünkt, was durch den langen Gebrauch unscheinbar geworden, obgleich das Fremde und Neugeprägte in der That von keinem größern innern Gehalte ist. Oft aber ist es wahre Empfindung, und dann ist dessen Ohr nicht so wohl zärtlich, als verzärtelt, der weniger ein fremdes Wort, als eine halbgesagte, übel passende Idee dulden kann, weniger von der feinen Richtigkeit in den Gedanken, als von einer pedantischen Reinigkeit der Sprache gerührt wird.

Eine Sprache, wenn sie für alle Klassen von Werken bequem seyn soll, muß einerley Sache auf mehr als einerley Art, nach den verschiednen Gattungen der Materie und den verschiedenen Absichten des Schriftstellers, ausdrücken können.

In diesen Gattungen der Schreibart giebt es unzählige mittlere Stufen: doch lassen sie sich überhaupt auf dreye bringen. Diese sind die eigentlich poetische und malerische, die populäre und dialogische, und die didaktische.

Sehen wir unsere Sprache an, so finden wir sie an Wörtern der ersten Art reicher, als vielleicht irgend eine andre. Namen, die die Dinge oder die Veränderungen von ihrer sinnlichsten Seite vorstellen, die so zu sagen, nur die sichtbare Erscheinung der Sache, nicht ihre innre Natur ausdrücken, solche Namen haben wir in Menge: und oft sind wir auch im Stande, neue zu machen, ohne daß wir der Sprache Gewalt thäten. Diesen Reichthum unsrer Sprache hat wohl niemand besser gekannt, besser genuzt, als Klopstock und Geßner, obgleich in zwo ganz verschiedenen Arten. Wie weit hier die französische hinter der unsrigen bleibe, das zeigen ihre eigenen Originalwerke, die immer, so bald es auf Schilderung der sichtbaren Natur ankömmt, zu allgemein sind, und der Imagination das Bild mit

zu wenig Bestimmung, zu wenig Lebhaftigkeit vormalen; noch mehr aber zeigen es ihre Uebersetzungen unsrer deutschen Dichter, besonders der beiden, die wir oben genannt haben. Klopstock verliert im Französischen ganz unendlich. Tausend im Deutschen genau bestimmte Wörter werden dort zu allgemeinen, denen die bedeutungsvolle Nüance fehlt; eine unzählige Menge der malerischsten, ausdruckvollsten Beiwörter, die aus der schwachen dunklen Ferne dem Auge der Imagination das Bild näher und in die rechte Lage rückten, geht zum Theil ganz verloren, zum Theil werden sie durch solche ersezt, die weit abstrakter und eben deswegen weit leerer sind, zum Theil werden sie mit einem Schwalle von Wörtern umschrieben, worunter die ganze Idee erstickt. Oder wenn man die Uebersetzung der Messiade für zu unvollkommen hält, um sie bey der Vergleichung zum Grunde zu legen; so vergleiche man die Uebersetzung Geßners, die von so ausgemachter und vorzüglicher Güte ist, mit dem Originale.

Was Wörter im gesellschaftlichen Style betrift, so wie er im Lustspiele, in der Erzählung, in andern zur Ergötzung geschriebenen Werken vorkömmt, so möchten wir sie in hinlänglicher Anzahl haben; nur daß die Grenze zwischen dem Niedrigen, dem Komischen, dem Vertraulichen u. s. w. weniger genau bestimmt ist, oder oft das alte sehr ausdrückende Wort verächtlich und pöbelhaft geworden, ohne daß ein andres an seine Stelle gekommen. Bey einigen solcher Wörter ist alle Rettung verloren; besonders wenn man sich einmal bey ihnen an gewisse unanständige oder ekelhafte Nebenbegriffe gewöhnt hat: bey andern ist die Rettung noch möglich, wenn sich ihrer ein Schriftsteller vom ersten Range annimmt. Ein Mann, von dem schon die ganze Nation überzeugt ist, daß er mit der feinsten Auswahl und sorgfältigsten Ueberlegung schreibt; wenn so ein Mann ein mit Unrecht verachtetes Wort wieder gebraucht: so wird man vielleicht in dem ersten Augenblicke anstoßen; aber bald wird man auf Gründe zu seiner Entschuldigung denken;

man wird das Wort an Stellen hingesezt finden, wo es so eigenthümlich und passend ist, daß man es für unentbehrlich halten muß; von dem Ansehen dieses Mannes unterstüzt, werden es andre Schriftsteller ihm nachgebrauchen, und bald werden wir eben so gewohnt seyn, es zu hören, als ob wir uns niemals davon entwöhnt hätten. Auf diese Art hat uns Ramler und Leßing schon manches Wort, manchen Ausdruck gerettet, und andre Schriftsteller von gleichem Ansehen, wie sie, sollten es auch thun. Die meiste Unbequemlichkeit findet man, wenn man Gespräche schreibt. Man möchte so gerne die Sprache rein erhalten, so gerne alles das deutsch sagen, was wirklich deutsch gesagt werden kann; und doch möchte man auch der Nachahmung das völlige Ansehen der Natur geben; man möchte gerne die Redensarten beybehalten, wie sie im Gespräche wirklich gehört werden. Wie will man aber beide Endzwecke vereinigen, wann sich von den unglücklichen Zeiten her, wo man weder Französisch noch Deutsch, sondern ein Gemengsel von beiden

Sprachen redete, noch eine so große Menge fremder Wörter und Redensarten, besonders unter den Vornehmen, erhalten hat, wofür schlechterdings kein gleichgeltender deutscher Ausdruck da ist, der gemein und gebräuchlich wäre? Diese Unart hat indessen an den meisten Orten schon ziemlich nachgelassen; man bedienet sich schon weit mehr, als vordem, der Ausdrücke der Muttersprache: und wo diese noch nicht gewöhnlich sind, da hat der Schriftsteller das Recht, sie gewöhnlich zu machen. Er bildet, wenn er nur sonst vortreflich ist, die Sprache des Umgangs, wie die Sprache der Bücher; und schreibt der Nation vor, wie sie reden soll, wenn er ihr nicht nachschreiben kann, wie sie wirklich redet.

Wenn es den Deutschen in irgend einer Gattung der Schreibart an Wörtern fehlt, so fehlt es ihnen in der didaktischen Gattung. Daher kömmt es, daß unsre Philosophen, oder die, welche auch in Werken anderer Art gerne philosophiren, entweder immer in Metaphern schreiben, oder eine Menge fremder Wörter

gebrauchen. Hier nun hat die französische und englische Sprache einen augenscheinlichen Vorzug. Da unsere Wissenschaften, wie ich bereits gesagt habe, von den Lateinern zu uns gekommen sind, oder uns durch lateinisch geschriebene Bücher sind überliefert worden; so sind die meisten Wörter, die wir in den abstrakten Theilen der Wissenschaften nöthig haben, lateinisch. Diese haben nun natürlicher Weise in Sprachen, die von der lateinischen abstammten, leicht können aufgenommen werden: und die Franzosen, die sonst für die Reinigkeit ihrer Sprache so sehr besorgt sind, nehmen in dieser Art alle Tage noch mehr auf. Wir, die wir eine eigne Stammsprache haben, konnten diese Wörter durchaus nicht in deutsche verwandeln. Wir mußten also deutsche suchen oder machen, die mit jenen einerley Ideen bezeichnen sollten. So haben wir uns freylich zu helfen gesucht: aber wer in dieser Gattung schreibt, und noch mehr, wer darinne übersezt, der wird finden, daß für eine Menge

von Begriffen immer nur Ein Wort vorhanden ist, wo die philosophische Genauigkeit deren mehrere verlangt, und unsre Nachbarn auch wirklich deren mehrere haben.

Dieß, meine Herren, sey genug von den einzelnen Wörtern gesagt. Das Zweyte, was eine Sprache von der andern entlehnen kann, sind Redensarten, gewisse Verbindungen von Wörtern, die schon ganze vollständige Gedanken bezeichnen; gewisse eigene Wendungen und Uebergänge. Und hier ist es nun, wo unsre Sprache unstreitig sehr viel von ihren Nachbarinnen angenommen hat, und auch künftig noch annehmen wird, so wie wir uns mit neuen Nationen bekannt machen, oder neue Bücher lesen und bewundern werden. Wie weit darinne der Gebrauch gehe, und wo der Mißbrauch anfange; das ist auch hier, wie in allen andern Dingen, unendlich schwer zu bestimmen. Zum Unglücke hilft das Eifern sehr wenig, wenn auch der Mißbrauch augenscheinlich wäre. Die Sprachen haben ihre Revolutionen, wie die Völker, die sie reden; und diese Revolu-

tionen mögen nun zur Verbesserung oder Verschlimmerung gereichen, so werden sie demjenigen allemal Verderbnisse scheinen, der an die Neuerungen noch nicht gewöhnt ist. Freylich würde unsre Sprache ganz anders seyn, wenn unsre Nation, als die erste an Kultur und Künsten, alles das aus sich selbst hervorgebracht hätte, was ihr jezt von andern ist überliefert worden anders würde sie seyn, wenn die Griechen und Römer so unsre Nachbarn wären, wie jezt die Franzosen und Engländer; anders endlich, wenn die sprachverwandten nordischen Nationen entweder vor uns oder mit uns zu gleicher Zeit durch ihre Schriftsteller Aufsehen gemacht hätten. Vielleicht, wenn bey der Sache ja etwas zu bedauern ist, so ist es dieß, daß wir gerade am meisten mit Völkern in Verbindung gestanden, deren Sprache so wenig mit der unsrigen gemein hat, und uns niemals um diejenigen bekümmert haben, die unsre eigne älteste Sprache oder einen Dialekt derselben reden.

Unter der Menge besonderer Anmerkungen, die ich machen könnte, will ich nur eine einzige machen, die mir vorzüglich wichtig scheint. Die französische Sprache gebraucht lange nicht so viel Verbindungswörter, als die unsrige; sie bringt die Ideen in keinen so genauen Zusammenhang, als die unsrige. Dadurch hat sie eine abgerissene sentenziöse Schreibart veranlaßt, worinne man Satz auf Satz einzeln hinwirft, und es dem Leser selbst überläßt, sich die Verbindung hinzu zu denken. Wenn der Mann, der so schreibt, in der That ein bündiger Kopf ist, der sich an eine strenge und genaue Ordnung seiner Gedanken gewöhnt hat, so mag für einen auch denkenden Kopf in einer solchen Schreibart viel leichte und schmeichelhafte Beschäftigung, und mithin viel Reizendes seyn. Aber sobald sich ihrer ein nicht so bündiger Schriftsteller bedient, so leitet sie ihn ohne Unterlaß von dem geraden Wege seiner Ideen ab; sie führt ihn in Versuchung, Sätze zusammenzuhäufen, die keine richtige Folge machen: und dann verliert sich der Schriftsteller oft

völlig von seinem Ziele, scheint uns die scharfsinnigsten Sachen zu sagen, und sagt uns im Grunde so viel als nichts. Die so geschriebenen schlechten Bücher sollten gar nicht übersezt werden; die so geschriebenen guten Bücher sollte der Uebersetzer eben dadurch am meisten verdeutschen, daß er die wirklich vorhandene Verbindung der Ideen so viel als möglich angäbe; und keiner unsrer Originalautoren sollte der Sprache Gewalt thun, um sie eben so zerrissen und unzusammenhängend in ihren Gliedern zu machen, als die französische es geworden ist. Nichts ist einem guten Werke so wesentlich, als ein richtiger Gang und eine genaue Verbindung der Gedanken; und nichts an einer Sprache so schäzbar, als wenn sie durch ihr Genie diesen richtigen Gang und diese genaue Verbindung begünstiget.

Sie sehen, meine Herren, daß meine Materie kaum angefangen, und nichts weniger als erschöpft ist; ich kann Ihnen daher aus den übrigen Theilen nur einige zerstreute Gedanken vorle-

gen, deren Ausführung ich mir aufs Künftige vorbehalte.

Die Provinz, in welcher die guten Schriftsteller zuerst zum Vorscheine gekommen sind, und der Dialekt dieser Provinz muß nothwendig mit in Betrachtung gezogen werden, wenn man wissen will, warum unsre Denkungsart und unsre Sprache gerade diesen und keinen andern Schwung genommen haben? Wäre die Dichtkunst in Schwaben, wo sie aufzublühen anfieng, zur völligen Reife gediehen, so würde sich unser Geschmack ganz anders gewöhnt haben; wir würden uns unstreitig von dem, was gut deutsch heißt, von dem, was in den Ausdrücken edel oder lächerlich seyn soll, ganz andre Begriffe machen, als jezt. — Alle Sprachen, die in grossen Reichen gesprochen werden, müssen Dialekte haben; aber nicht bey allen haben diese Dialekte gleiche Wirkung. Wenn jedermann, oder wenn wenigstens der Mann von Erziehung die Hauptdialekte seines Landes versteht, wie das in Griechenland war, und noch jezt in Italien ist; wenn

nicht jede Provinz den Dialekt der andern durchaus und absolut lächerlich findet; wenn der Athenienser, seines feinen und verwöhnten Ohrs ungeachtet, doch die Delikatesse und den Wohlklang des ionischen Herodots nicht verkennt: so kann davon die Dichtkunst und Beredsamkeit Vortheil ziehen. Uns aber, bey denen jene Bedingungen nicht statt finden, würde ein Dichter, wie Homer, der die verschiedenen Dialekte unsers Landes vereinigen wollte, nicht anders als abentheuerlich und abgeschmackt scheinen.

Ueber den Mangel einer allgemeinen Hauptstadt ist schon vielfältig geklagt worden. Halb ist diese Klage gerecht, und halb ist sie ungerecht. Auf die Künste hat freylich eine allgemeine Hauptstadt einen sehr großen Einfluß; denn nur durch die gegenseitige Mittheilung der Einsichten und Erfindungen, und durch den Ehrgeiz, den die Nebenbuhlschaft erregt, können die Menschen ihre Werke zur Vollkommenheit bringen; und bey den Künsten findet diese Mittheilung anders nicht statt, als durch die Ge-

genwart und den Anblick. Zur Kultur der schönen Wissenschaften ist es in gewisser Absicht nützlich, daß die Schriftsteller beysammen wohnen, sich ihre Gedanken und Entwürfe mündlich mittheilen, einer des andern Rath hören, einer den andern entflammen und aufmuntern; aber so nothwendig ist es bey weitem nicht, als bey den Künsten. Es giebt hier schon Wege, wodurch sich Kenntnisse und Geschmack auch in entfernte Gegenden verbreiten können. Ja, vielleicht besäßen wir einige unsrer schönsten Werke nicht, die sich durch den originellen Charakter der einfältigsten und liebenswürdigsten Natur empfehlen, wenn unsere Schriftsteller nur dem üppigen Publikum einer allgemeinen Hauptstadt hätten gefallen wollen, und der gekünstelte Ton der vornehmen Welt einmal Mode geworden wäre. — Wer am meisten Recht hat, über den Mangel einer Hauptstadt zu klagen, das ist der theatralische Dichter. Denn dieser vermißt damit ein gebildetes, bestimmtes, überall bekanntes Publikum, dessen Sitten er kopiren und das

ihn hinlänglich belohnen könnte; er vermißt eine Bühne, die reich genug wäre, alle guten Schauspieler der Nation an sich zu ziehen, und eben dadurch vollkommen genug, ihn über das Praktische seiner Kunst zu belehren, und ihm Muth zur Ueberwindung ihrer unzähligen Schwierigkeiten zu geben.

Es scheint, als wenn es unsern Schriftstellern bisher noch an der Beharrlichkeit gefehlt hätte, lange Zeit an einem Werke im Verborgenen zu arbeiten, und viele Jahre lang einen weitläuftigen Plan zu verfolgen, ohne die Frucht des Ruhms von der Bekanntmachung desselben zu genießen. Und doch sind die Werke der Montesquieu und der Ferguson nur auf diese Weise entstanden. Eine Hauptursache davon ist wohl die, daß bey den meisten unsrer jungen Köpfe der Ruf, den sie als Schriftsteller suchen, bloß das Mittel seyn soll, ihr Glück zu machen. Freylich können sie alsdann nicht genug eilen, diesen Ruf zu erhalten; und es wäre sehr

unnatürlich, wenn sie nicht mit einer kleinern Vollkommenheit ihrer Werke zufrieden wären, wofern dieselben nur gut genug sind, Leute, die ihre Umstände verbessern können, auf sie aufmerksam zu machen.

Man klagt darüber, daß unsre Großen unsere Bücher nicht lesen, und man hat Recht, darüber zu klagen. Aber auch dieß hängt so natürlich mit den Umständen unserer Nation und selbst mit der Beschaffenheit unserer Litteratur zusammen, daß man sich wenigstens nicht wundern darf, wenn man auch klagt. Keine Werke der Philosophie erlauben mehr Erhabenheit im Ausdrucke, mit mehr Scharfsinn in der Untersuchung verbunden, als die, welche von Verwaltung der Staaten handeln. Keine ziehen die Aufmerksamkeit der Staatsmänner und der Großen mehr auf sich. Wir haben bisher noch kein einziges Werk dieser Art, das wir den Schriften unsrer Nachbarn an die Seite setzen könnten. — Wenn es uns gelänge, unsern Für-

ften einen deutschen Montesquieu in die Hände zu geben, vielleicht würden sie dann auch unsre Klopstocke und Geßner und Lessinge und Moses lesen.

Ende.

Druckfehler.

S. 313. S. 8. statt zwölften ist zu lesen: dreyzehnten.

Verzeichniß der Abhandlungen.

Vorrede S. 3

Versuch über die Prüfung der Fähigkeiten 8

Aus dem achten Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Betrachtung einiger Verschiedenheiten in den Werken der ältesten und neuern Schriftsteller, besonders der Dichter 116

Aus dem zehnten Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Vermischte Anmerkungen über Gellerts Moral, dessen Schriften überhaupt und Charakter 198

Aus dem zwölften Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Einige Gedanken über das Intereſſirende.
Erſter Theil S. 253

Aus dem zwölften Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte.

Einige Gedanken über das Intereſſirende.
Zweyter Theil 313

Aus dem dreyzehnten Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte.

Anhang zur voranſtehenden Abhandlung 379

Hier zum erſtenmale gedruckt.

Ueber den Einfluß einiger beſondern Umſtände auf die Bildung unſerer Sprache und Litteratur. Eine Vorleſung 440

Aus dem vierzehnten Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte.

Bayerische Staatsbibliothek München

457 ff. 140 Gabon

148 | 150

170 ff. moderne sentiment

177 ff.

223 Jellyfish

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Garve, Christian,

Sammlung einiger Abhandlungen Aus der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste

Leipzig 1779

L.eleg.g. 166
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573889-8
VD18 14462427